Taschenbuch für die vaterländische Geschichte

Joseph von Hormayr

Dth
Austr. Hormayr
2141 a
/ NF. 10

Digitized by Google

Digitized by Google

Taſchenbuch

für

die vaterländiſche Geſchichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

ERNST FRIEDRICH HERBERT GRAF von MÜNSTER.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Digitized by Google

Taſchenbuch

für

die vaterländiſche Geſchichte.

Herausgegeben

von

Joſeph Freiherrn von Hormayr.

XXVIII. Jahrgang der geſammten und
X. der neuen Folge.
1839.

Leipzig: G. Reimer.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Fünf Volkslieder aus Krain. (Treue Uebertragung ſlaviſcher Urtexte von Anaſtaſius Grün) . . . 1
1. König Marko 1
2. Lied von Lamberg und Pegam 4
3. König Mathjaſch 9
4. Lied vom Rauber 13
5. Lied vom Entſatze Wiens 19
II. Die Kapitulation von Rottenmann, 1809 21
III. Lebensbilder aus den Zeitgenoſſen und aus den Zeiten der Vergangenheit 28
1. Ernſt Herbert Graf von Münſter 28
2. Johann Tſerclaes Graf von Tilly 81
IV. Untersberg-Sagen. (Ein Weihgeſchenk zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht von Karl Wilhelm Vogt) . . . 195
(Der Birnbaum auf dem Walſer Felde) 198
(Der Hirte von Grödig) 198

Digitized by Google

Seite

V. Das Lied von dem Sempacher Streit. 1386 202

VI. Ein alt Lied von der Schlacht zu Näfels. 1389. . . 223

VII. Der Sieg auf der Malser Haide, in Tyrol, am 21. Mai 1499 231

Anmerkungen 237

VIII. Relation. Der frantz. auff St. Bartholomäi Tag vorgegangen erschröcklichen Execution über die Hugennotten. 1572 244

IX. Beiträge zur Geschichte des süddeutschen Municipalweſens 254

1. Ottokar verleiht den Lichtenſteinen, die den Nachlaß der Babenberger in ſeine Hand gebracht, das wichtige Nickelsburg in Mähren nach deutſchem Recht und Herkommen. (Fortſ. folgt) 278

X. Sagen und Legenden. Zeichen und Wunder . . . 286

254. Hinzelmann 286

255. Hütchen 306

256. Die Gräfin von Orlamünde 311

257. Der Brennberger (erſte Sage) 313

258. Der Brennberger (zweite Sage) 316

259. Jungfer Eli. 317

260. Kryſtall-Schauen 319

261. Das Hemdabwerfen 322

262. Die Taube zu Krakau zeigt Herzog Heinrichen von Breslau einen Schatz 323

263. Rebundus im Dom zu Lübeck 324

264. Die Pferde aus dem Bodenloche 326

265. Herr Peter Dimringer von Stauffenberg . . . 327

266. Des edlen Möringers Wallfahrt 330

267. Die Zauberlampe. 332

268. Prinz Olav der Schneider 341

269. Der geleimte Teufel 348

270. Der Löwe 354

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Seite
271. Lirum Larum 362
272. Der Schmied zu Mrakotin 372
273. Der Tyroler Jäger und die erwiſchte Hexe . . . 386
274. Der Herr Corporal, ſeine Soldaten und die verwünſchten Prinzeſſinnen 388
XI. Der Sandwirth Andreas Hofer in Mantua (von K. W. Vogt) 392
XII. Dalibor, der blinde Geiger. (Hiſtoriſche Balladen von Johann N. Vogl) 393
XIII. Attila am Meere. (Hiſtoriſche Ballade von Johann N. Vogl) 399
XIV. Die Gründung vom Kloſter Schlegel. (Oberöſterreichiſche Sage, von Johann N. Vogl) 401
XV. Der Kreuzritter. (Hiſtoriſche Ballade, von Johann N. Vogl) 404
XVI. Züge der Sitten, des Luxus, der Feſte, Gebräuche und Händel der Vorzeit 407
1. Erbhuldigung nach Max II. Tod, an ſeinen Sohn Rudolph II., 1577 407
2. Verhandlung zwiſchen dem alten Erzherzog Sigmund von Tyrol, den Tyroler Ständen und dem Anwarter Maximilian, römiſchen König, Erzherzog und Herrn der Niederlande, 1490 411
3. Das Haſenhaus in der Kärnthner Straße zu Wien, die Burg und der Todesort Mathias Corvins, 1490 . 417
4. Des Marſchalls Katzianer Tod, 1537 429
5. An die vollen Brüder im deutſchen Lande geſchrieben, 1555 434
6. Alte Rechtspflege 438
7. Fehdebrief der Maria von Wallenrode, verehlichten Schwendi, wider ihre beiden Schweſtern, Kunigund und Maria von Wallenrode, vom 18. May 1565 . 441

Seite

8. Majeſtätsbeleidigung und Civilliſte 443
9. Die Prokopsfichten, des Huſſitenkrieges Grabmahl . 444
10. Böhmen unter Wenzel IV. 444
11. Altdeutſches Univelſalrecept weiblicher Reizesfülle . 447
12. Die Uniformen ſind alt 447
13. Ahnenprobe der Rastücher und Muſterkarte der Moden und Hofſitten 448
14. Allerlei Arten kaiſerlichen Humors 466
15. Reglement für Gott Vater und Chriſtus, die Hohenprieſter, Rieſen und Teufel 469
16. Heinrich von Landshut und die bayeriſchen Juden . 470
17. Kurz und bündig 472
18. Augustana 473
19. Schätzlers Gruppe 475
20. Das Vortanzen und die Farben der Jahrzeit . . 476

XVII. Direktorium der vorzüglichſten, durch den Freiherrn von Hormayr entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen. (Fortſetzung aus dem Taſchenbuche auf 1838) 478

Digitized by Google

I.

Fünf Volkslieder aus Krain.

Treue Uebertragung ſlaviſcher Urtexte

von

Anaſtaſius Grün.

1. König Marko.

Ein grauer Fels, ein weißes Schloß,
Drin wuchs der junge Marko groß,
Drin wohnt er und Alenka fein,
Ein wunderſchönes Mägdelein.
Sie ſtanden auf, des Morgens früh,
Zum hohen Gange wandeln ſie.
Alenka alſo zu ihm ſpricht:
„Wie kommt es wohl, daß heut ſo dicht,
Der Nebel dort das Feld umflicht?“
Antwortet ſo Jung Marko drauf:
„„Das iſt fürwahr kein Nebelrauch,
Das iſt nur türkſcher Roſſe Hauch;
Zu G a ſt wohl reiten die zu mir.
Wenn ſie am Schloſſe reiten vor,
Dann öffne ihnen ſelbſt das Thor,
Und wenn ſie um Jung Marko dich
Befragen, dieß als Antwort ſprich:
Es 'siſt Jung Marko nicht zu Haus,
Und kommt auch Abends nicht nach Haus

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

Und bleibt wohl auch noch morgen aus.
Mach ihnen Platz am gelben Tiſch,
Gib vollauf Trank und Speiſen friſch,
Doch ihre Waffen insgeheim
Verberge tief im Kämmerlein;
Indeß ſchleif ich den Säbel blos,
Daß zittern ſoll das weiße Schloß.“ “

Am Schloß die Türken reiten vor,
Alenka öffnet ſelbſt das Thor,
Die Türken aber fragen ſie:
Wie iſt denn dieß und wie kommt dieß,
Daß es ſo lärmt dort oben hoch?
Wohl iſt daheim Jung Marko noch
Der droben ſeinen Säbel wetzt?
„Nicht iſt daheim Jung Marko jetzt,
Und kommt auch Abends nicht nach Haus,
Und bleibt auch wohl noch morgen aus.
Nur unſre Hühner ſcharren ſo,
Und bringen junge Eier froh.“

Vom Wein trinkt Lenka ihnen zu,
Gießt ihn ins Mieder aus im Nu,
Sie macht die Türken weinesvoll,
Daß ſie am Grund ſich wälzen toll.
Da ſpringt Jung Marko raſch herein,
Er ſchwingt herum ſein Säbelein,
Daß alle Türken ſinken drein.

Sich bergend unterm Tiſch, entfloh
Ein Türk' allein, der ſpricht jetzt ſo:
Jung Marko, dieſes bitt' ich dich,
O laſſe du am Leben mich,
Am Leben und auch unverletzt,
Daß ich von dir dann ſagen kann
Was Marko für ein Held und Mann!

Jung Marko drauf ihm dieß verſetzt:
„ „Ich will dich laſſen leben jetzt
Zwar leben, doch nicht unverletzt.“ “

Zog unterm Tiſch ihn vor hernach
Und ſeine Rippen ihm zerbrach,
Und ſeine Augen ihm ausſtach.
Drauf ſetzt er ihn aufs Pferd hinan,
Gab ihm zur Hand die eig'ne Fahn'
Und alſo hub er zu ihm an:
„„So! Bring dem Türkenkaiſer dieß
Und alſo ſag ihm ganz gewiß:
Sollt' ihm um mich zu thun es ſein,
Komm' er zu mir als Gaſt allein,
Daß wir verſuchen uns, wir Zwei,
Ein größrer Held wer von uns ſei?""

Der Türke reitet ſtill davon
Bis tief im Türkenlande fort;
Der Kaiſer ſteht am Fenſter dort,
Er ruft zu ſich die Kaiſerin:
Hieher, hieher, o Kaiſerin,
Die Türken reiten ſchon nach Haus,
Sie tragen Marko's Fahn' voraus,
Ihn ſelbſt führt rückwärts wohl der Troß.

Und wie der Türke ritt ans Schloß,
Der Türkenkaiſer zu ihm ſpricht:
Warſt du zu Gaſt bei Marko nicht?
Der Diener drauf dieß Wort erfaßt:
Bei Marko war ich wohl zu Gaſt,
In Teufelsklaun doch lieber faſt!
Die Rippen er mir dort zerbrach,
Die Augen er mir dort ausſtach,
Zu Pferde ſetzt' er mich darnach,
Gab ſeine Fahn' in meine Hand,
Dieß Wort auch hat er dir entſandt:
Sollt' um ihn dir zu thun es ſein
Geh' ſelbſt zu ihm als Gaſt allein,
Daß ihr euch dort verſucht, ihr Zwei,
Ein größ'rer Held wer von euch ſei?

Digitized by Google

2. Lied von Lamberg und Pegam.

Das weiße Wien vor euch dort ſteht,
Und wie es dort in Wien ergeht,
Mich wohl vernehmt und gut verſteht!

Es liegt ein Platz inmitten drin,
Drauf ſproſſet eine Linde grün
Und kühlt mit ihrem Schatten Wien.

Ein gelber Tiſch im Schattenplan,
Von Stühlen iſt der Tiſch umfahn,
Viel große Herren ſitzen dran.

Der Kaiſer jetzt zu ihnen ſpricht:
Wie mirs doch ſtets den Sinn beſticht,
Ein Reich wie meines geb' es nicht!

Und brauſend ſprengt Pegam heran,
Er ruft, mit Hochmuth angethan:
„Was ihr da ſagt, iſt eitel Wahn!“

Und weiter redet Pegam fort:
„Was ich nun ſprach ihr Herren dort,
Den Kaiſer nimmts nicht aus mein Wort!

„Ihr habt ein großes weites Reich,
Doch keinen Helden unter euch,
Zu prüfen meines Schwertes Streich!“

Der Kaiſer ihm antwortet dann:
Was frägſt du? Traun, ich weiß den Mann,
Der dich vom Sattel werfen kann!

Er hauſt mir in dem Lande Krain,
Dort wo den Ort man nennt am Stein,
Der zittert wahrlich nimmer dein!

Digitized by Google

Sein Nam' iſt Chriſtoph Lamberger,
Auf grauer Felswand niſtet er,
Solch Kampf iſt ſelbſt wohl ſein Begehr.

Der Pegam ſprach: „Schreibt ihm den Brief:
Zu Haus laß alles er im Stich
Und ſpute auf den Kampfplatz ſich!“

Der Kaiſer fertigt' aus den Brief,
Den ſchnellſten Boten ſuchen ließ
Und ihn vor ſich zu kommen hieß.

Kaum war dem Mund das Wort entflohn
Erſcheint ein junger Knabe ſchon,
Der gern das Brieflein trägt davon.

Er trägt es in ein ſchönes Land
Ins felſenreiche Krainerland,
Zum Chriſtoph Lamberg zubenannt.

Er ritt aus Wien im Abendſchein,
Als trieb' ihn Satan jagt' er drein
Und war am Morgen ſchon in Krain.

Hier weckt die Leut' er auf geſchwind
Und frägt ſie artig und gelind
Wo er den Chriſtoph Lamberg find'?

Ein Jeglicher vor ihm ſich neigt,
Ihm nichts verhehlt und nichts verſchweigt,
Das Schloß ihm mit dem Finger zeigt.

Ans Käppchen ſteckt ers Brieflein hell,
Verbeugt ſich allen rings zur Stell',
Eilt fort, wie Himmels Blitz ſo ſchnell.

Am Fenſter ſteht alt Mütterlein
Und murmelt jetzt vor ſich allein:
Die Botſchaft wird nichts Gutes ſein!

Digitized by Google

Zum Sohne ſchnell und ungeweilt,
Zu Chriſtoph Lamberger ſie eilt,
Ihm ſchönen guten Rath ertheilt.

Du haſt ein Roß, wie'n Vögelein:
Das kaut nur goldnes Waitzelein,
Und trinkt vom ſüßen Weinelein;

Steht an der Krippe ſieben Jahr,
Kommt nie ans Sonnenlicht ſogar,
Sah nie den Tag ſo weiß und klar.

Und dieß noch ſprach das Mütterlein:
Was ich dir ſage, Chriſtoph mein,
Laß dirs umſonſt geſagt nicht ſein!

Zwei Teufel ſtehn dem Pegam bei,
Bezwingen wirſt du alle zwei,
Nur bleib dein Aug' von Blendwerk frei!

Du wirſt ihn mit drei Häuptern ſehn,
Die beiden äußern laſſe ſtehn,
Doch ſoll dein Schwert das mittre mähn! —

Er ſchreitet in ſein Kämmerlein,
Setzt auf das Haupt ſein Helmelein,
Schnallt um den Leib ſein Schwertelein.

Er ſchwingt ſich auf ſein ſchnelles Pferd,
Und reicht die Hand der Mutter werth:
Lebt wohl, lebt wohl, o Mutter werth!

Er jagt davon zu Roß in Eil',
Er ſauſt auch wie ein Donnerkeil,
Und hält auch nirgends Raſt und Weil,

Herum kommt er in Wien gerannt,
Wo beim Gelag er alle fand;
Der Löffel ſinkt aus Pegams Hand.

Digitized by Google

Drauf Pegam ſo das Wort erfaßt:
„Wohl brauchts nicht eben ſolche Haſt,
Es ſei dir denn dein Kopf zur Laſt!

„Willſt du noch erſt ein wenig ruhn?
Willſt gleich den Gang du mit mir thun,
Und wagen deinen Schädel nun?“

Drauf ihm antwortet Christoph das:
„„Es war das Warten nie mein Spaß,
Da geſtern ich in Krain noch ſaß!““

Und Pegam fragt ihn jetzt aufs Neu:
„Sprich wo der Ort zum Kampfe ſei?
Ob auf dem Platz hier, weit und frei?“

Lamberg entgegnet ihm zurück:
„„Auf offnem Feld, vor aller Blick!
Wir kämpfen um des Ruhmes Glück!““

Jetzt rennen an zum Strauß die Zwei,
Sie ſauſen Ohr an Ohr vorbei,
Doch bleiben beid' an Schaden frei.

Und wieder Pegam ſo begann:
„Noch ſiegte über mich kein Mann!
Ficht, Christoph, dieß dein Herz nicht an?“

„Dein Rößlein doch wird trauern dein,
Irr rennen wirds im Feld allein,
Zu ſuchen dort den Herren ſein.“

Drauf Christoph ihm erwiedernd ſpricht:
„„Was mir jetzt einzig von Gewicht,
Dran denkſt du wohl im Mindſten nicht!““

„„Dein ſchönes Weib im Seidenkleid,
So jung beſtimmt zu Wittwenleid,
Weiß Gott die wird von mir gefreit!““

Pegam ſprengt an zum zweiten Stoß,
Und als nun Chriſtophs Blut hinfloß,
Geſchah ihm erſt nicht Leides groß.

Anſprangen ſie zum dritten dann,
Jetzt greifen ſie ſich wacker an,
Für immer iſts nun abgethan.

Aufs Mittelhaupt zielt Chriſtoph blos.
Die äußern zwei hält er nicht groß,
Und haut vom Rumpf das mittre los.

Er nahm den wahren Kopf ihm ſo
Er fing ihn mit der Lanze hoh,
Es iſt ganz Wien darüber froh.

Drauf ſprengt er durch das weiße Wien
Mit Ritter Pegams Schädel hin,
Und zeigt zur Schau den Wienern ihn.

Das Kaiſers Majeſtät begann:
Held Lamberger, du tapfrer Mann,
Was wünſcheſt du zum Lohn, ſag an!

Der Lamberger ſprach dieß allein:
„„Der Burgen drei hab ich in Krain,
Zu Lehn, laßt ſie mein eigen ſein!““

Drauf ſprach der Kaiſer dieſes Wort:
Dein Wunſch ſei dir gewährt ſofort,
Lang blühe dein Geſchlecht dir dort!

Digitized by Google

3. König Mathjaſch.

Der König Mathjaſch hat zur Braut
Helenchen jüngſt ſich angetraut,
Das junge, ſchöne Mägdelein,
Und Ungarns Kön'gin, lieb und fein;
Ach wenig nur ſchläft er bei ihr,
Ach wenig nur, drei Nächte ſchier,
Am vierten Tag ein Bot' erſchien:
Wohlauf zum Kampf zur Gränze hin!
Hinab zur Flur des Donauſtrands
Zum Gränzſtein deines Ungarlands!

Da ruft er ſchnell Helenchen fein
Die Königin ſo lieb und fein,
Und ſo ſpricht er zu ihr und ſagt:
„Schnell muß ich fort, die Zeit entjagt,
Hinab zur Flur des Donauſtrands
Zum Gränzſtein meines Ungarlands.
Wirds Nachts die Zeit dir etwa lang
Und macht das Herzelein dir bang,
Durchzähle gelben Goldes Schwall,
Bewahre meiner Burgen Wall,
Nur wandle nicht im Gartenplan,
Daß dich die Türken dort nicht fahn."
Er ſchwingt ſich auf ſein ſchnelles Roß
Und ſprengt aus ſeinem weißen Schloß,
Hinab zur Flur des Donauſtrands,
Zum Gränzſtein ſeines Ungarlands.

Die Krieger bauen auf ein Zelt,
Für Mathjaſch wirds zurecht geſtellt;
Sie jauchzten auf, ſo wie er kam,
Daß jenſeits es der Türk' vernahm.
Am Himmel fliegt ein Vögelein,
Ein unbekanntes Sängerlein,
Und Mathjaſch ſiehts verwundert an,
Dreimal fliegts um ſein Zelt die Bahn,

Setzt auf den goldnen Apfel ſich,
Und ſingt und zwitſchert trauriglich:
„„Fürſt Mathjaſch auf, zu Pferd, zu Pferd!
Iſt dir ein fremd Geſchäft ſo werth?
Die fremden Gaun bringſt du in Ruh,
Fürs eigne Land nicht ſorgeſt du!
Sieh, ſchutz- und ſchirmlos iſt dein Land,
Die Königin iſt dir entwandt,
Ein Schwarm von Türken ritt heran,
Der dein Helenchen ſich gefahn!““
Fürſt Mathjaſch ihm entgegnet drauf:
„Was drängſt du dich in meinen Lauf?
Nicht ſcherze, Vögelein, mit mir,
Ein Rohr, weittreffend, hab ich hier!“
„„Und treib' ich Vöglein Scherz mit dir,
So nehme Kopf und Leben mir!““

Der König ſpringt aufs Pferd mit Haſt
So wie ein Vöglein auf den Aſt,
Und heimwärts ſprengt er unverweilt,
Die Wolk' am Himmel nicht ſo eilt,
Zu ſeinem feſten Schloſſe heim,
Zu ſeinem weißen Hauſe heim.
Sein Hausgeſind drängt ſich um ihn,
Es wallt voraus die Schließerin,
Sie ſeufzen, jammern, weinen all'
Wehklagend mit gar lautem Schall.
Der König redet ſo und ſpricht:
„O fürchtet euch, ihr Leutchen, nicht!
Bevor der dritte Tag vorbei
Bring ich die Königin euch frei.“

Er nimmt Gewand nach Türkenſchnitt,
Den Kaftan, der zur Ferſe glitt,
Umſchnallt den Säbel, blank und licht,
Dran eine rothe Schnur er ſticht.
Ein heilig Kreuz ins Kleid er ſchmiegt,
Wie Donner, Blitz und Wind er fliegt,
Er ſucht ein feurig raſches Pferd
Beſteigt ſein Weißchen laufbewährt;

Digitized by Google

Es dröhnt der Hufe Schlag, es ſtäubt,
Daß Funken es und Feuer treibt,
Dahin durch Ungarns Gränzeſtrand,
Hinab ins tiefe Türkenland.

Tief drinnen in dem Land Türkei
Stehn grüne Lindenbäume drei,
Am erſten iſt der Pferde Stand,
Da legt man an das Tanzgewand;
Am zweiten wird verkauft der Tanz*),
Am dritten drehn ſie ſich im Kranz.
Der König tritt zum grünen Tiſch
Und alſo redend, ſpricht er friſch:
„Wollt ihr die Frag' ihr Herrn verzeihn,
Wie theuer iſt bei euch der Reihn?"
Der Türkenpaſcha wird ganz froh
Und freundlich redend, ſpricht er ſo:
Um gelbes Gold iſt er zum Theil
Und auch um weißes Silber feil,
Doch iſt ein Held uns gleich und werth,
Dem wird der Tanz umſonſt beſchert.
Der König aus dem Sacke holt
Vergnügt von ſeinem rothen Gold
Und ſchüttets vor ihm auf den Tiſch,
Daß drauf es ſpringt wohl dreimal friſch!
Vorm Türkenpaſcha liegts zuletzt;
Der Paſcha ſpricht und redet jetzt:
Bekannt thät dieß Gepräg mir ſein,
Vom König Mathjaſch iſts allein!

---

*) Ueber die in obiger Stelle des Volksliedes erwähnte Sitte berichtet Valvaſſor (Ehre des Herzogthums Krain II. 284.): „Wann eine Kirchweih einfällt, ſo nehmen jhrer Zween die Spielleute und gehen mit demſelben zu dem Landgerichtsherrn und kauffen von ihm den Tantz um einen Ducaten in Gold. Alsdann bezahlen ſelbige zween Tantzkäuffer die Spielleute und wer tantzen will muß ſich zuförderſt mit ihnen abfinden; Fremde bezahlen zwei Batzen, Einheimiſche einen Batzen. Den Tantz eröffnen die beiden Tanzkäufer mit drei Tänzen, ziehn hernach den Säbel aus der Scheide, werfen ihn in die Höhe, fangen ihn wieder auf und machen damit ein Kreuz auf die Erden. Hierauf folgen die Uebrigen u. ſ. w."

Digitized by Google

Drauf König Mathjaſch ſagt und ſpricht:
„Ich ſag' es dir, ich lüge nicht,
Den König Mathjaſch ich erſchlug
Und all ſein Gold davon ihm trug."

Er ſucht ſich eine Tänzerin,
Gebeut den Geigern den Beginn,
Er wählte ſich Helenchen ſein,
Die Königin ſo lieb und fein.
Und Hand in Hand verſchlungen ganz
Drehn ſie ſich hin im erſten Tanz;
Er zeigt ihr ſeinen Ring von Gold,
Sie flüſtert: „„Mein Geliebter hold!
Gar bald hab ich gehofft auf dich!
Wie plagten doch die Schlingel mich!
Die ihr euch lüſtern um mich ſchaart,
O wiſcht euch jetzt nur ab den Bart!""
Der König aber redet ſo:
„Es iſt mein Herz nun wieder froh!
Wenn wir uns drehn im zweiten Reihn,
Dann laß uns nahn dem Röſſelein;
Dann werd' ich hurtig ſchwingen dich
Aufs ſchnelle Weißchen hinter mich,
Hau' ich zur rechten Seite drein,
Dann bücke dich zur Linken fein."
Sie drehn ſich hin im zweiten Reihn,
Sie ſchwingen auf das Röſſelein
Aufs ſchnelle Weißchen ſich gewandt
Und jagen es zum Saveſtrand.
Die Türken ſehn verblüfft ſich an
Und folgen ſchaarweis ihrer Bahn,
Der Paſcha ſtreicht ſich ſeinen Bart,
Und lacht und redet dieſer Art:
War ſein Gefangner ich vor Zeit,
Bringt mir dafür ſein Häuptlein heut!
Bringt mein Helenchen auch heran,
Die ich ſo herzlich lieb gewann! —
Mathjaſch haut beider Seiten drein,
Sie bückt ſich beider Seiten fein,
Nach Blitzesart ſein Säbel geht,
Zu Schwaden wird das Korn gemäht;

Digitized by Google

Das Heu ſinkt hinterm Mähder ein,
Und hinter ihm der Türk' in Reihn!

Das Weißchen rennt bis es ſie führt
Hin zu dem Schmiede rußbeſchmiert.
Dem ſagt Mathjaſch: „Was willſt du Lohn?
Als Türkenſchmied kenn' ich dich ſchon;
Beſchlage raſch aufs Neu das Pferd,
Schlag ihm die Eiſen an verkehrt!“
Der Türkenſchmied beſchlägts verkehrt,
Des Fürſten Linke Gold beſcheert,
Die Rechte ihm den Kopf abſchlägt;
Drauf ſie das Roß zur Save trägt.

Das Roß greift aus und wiehert laut,
Gut kennts die Laſt die ihm vertraut,
Weiß gut, es trage Theure zwei,
Mathjaſch den König, hoch und frei,
Und die erlöſte Königsbraut,
Helenchen, die ſo lieb und traut;
Durchs breite Strombett ſchwimmts gewandt
Zum heimathlichen Ungarſtrand.

---

4. Lied vom Rauber.

Das iſt Türkenpaſchas Plan,
Der den Türken zugethan;
Wie zu ordnen ſeine Heere,
Wie zu mauſen Siſſek wäre?

Geht im Zimmer ab und auf,
Läßt Gedanken freien Lauf,
Endlich fällts dem Wolfskopf ein,
Dieſes mag das Beſte ſein:

Daß er ſeine Truppen führe
Und vor Siſſek alle führe

Digitized by Google

Können nicht die Kulp durchwaten,
Fragen ihn: wie jetzt zu rathen?

Wallt der Paſcha an den Strand,
Eine Trommel in der Hand,
Schlägt ſie zornig daß ſie ſtöhnt,
Und bis in den Himmel dröhnt,

Zürnend hebt der Paſcha an,
Der den Türken zugethan:
„Spannet Seile ſtraff hinüber,
Dann befeſtigt Häute drüber!“

Und nachdem ſie alſo thaten,
Konnten ſie die Kulp durchwaten,
Konnten ſich vor Siſſek ſammeln,
Und in Gräben ſich verrammeln.

Was fängt jetzt der Paſcha an,
Der den Türken zugethan?
Setzt ins Grab ſich, ſchreibt ein Blättlein,
Schickts dem Hauptmann in das Städtlein

„Allah, Allah, Adam mein,
Siſſeks Hauptmann, fleckenrein!
Willſt du dich mir jetzt ergeben,
Oder deinen Kopf mir geben?“

Adam ſchrieb zurück ihm fein,
Siſſeks Hauptmann, fleckenrein:
„„Will mich willig nicht ergeben,
Will auch meinen Kopf nicht geben!““

„„Will mich lieber etwas ſträuben,
Siſſeks Kommandant noch bleiben;
Euch wird noch die Reue brennen,
Lernt ihr meine Krainer kennen!““

Adam, wie wirds jetzo ſein,
Siſſeks Hauptmann, fleckenrein?
Thät Befehl' und Brief ertheilen,
Läßt ſie in drei Länder eilen;

Digitized by Google

Hin nach Kärnthen, Krain und Steir,
Zur Stadt Laibach, ſchön und theuer,
Daß der Türkenbliß entglommen,
Und uns Siſſek gern genommen.

Steyrer laſen durch den Brief,
Hielten ſauer ſich und ſchief,
Bebten ſehr und ſchlichen fort,
Denn ſie ſcheun den Türken dort.

Kärnthner laſen auch den Brief,
Doch ein Ruf aus ihnen rief:
„Mit den Türken iſt ſchlecht ſpaßen,
Laßt uns heißen Brei nicht blaſen!“

„Hoſen hat der Türck ſo weite!
Ach Schnauzbärte, lange, breite!
Wann er unſre Hälſe ſchaute,
Gottweiß, was er uns vertraute?“

Die zu Laibach ſahn den Brief,
Durch die Schaar die Rede lief:
Sucht nach Helfern ohne Friſt,
Da die Noth am größten iſt!

Wenn der Türke Siſſek nähme,
Kreuz und quer uns Alles käme,
Laibach würde Gränzſtadt werden,
Krainerland zur Türkenerden!

Laßt uns ſchnelle Hülf' auftreiben,
Und dem Herren Rauber ſchreiben,
Er weiß gut im Feld zu ſtreiten
Und den Kriegern vorzuſchreiten.

Schrieben ihm ein Brieflein hell,
Sandten es nach Kreutberg*) ſchnell,
Wo der tapfre Rauber liegt,
Haupt der Reiter, unbeſiegt.

---

*) Kreutberg, Schloß im Laibacher Kreiſe, ehemals der Familie von Rauber gehörig.

Digitized by Google

Rauber hat ſchon, früh erwacht,
Einen Gang durchs Schloß gemacht,
Oeffnet ſeine Fenſter jetzt
Und am goldnen Feld ſich letzt.

Wie rings ſeine Augen ſahn,
Schaut' er auf dem ebnen Plan,
Ein jung Bübchen eilig jagen
Und ein weißes Briefchen tragen.

Rauber klatſcht in ſeine Hand,
Eilt entgegen ihm gewandt,
Wie das Blatt er durchgeſchaut
Lacht zu Paſcha's Drohn er laut.

Geht zurück in ſeinen Saal,
Zu Kathrinen, dem Gemahl:
„„Drei Sonntage ſei gewärtig,
Bis ich mit dem Paſcha fertig.““

Frau Kathrine war erblaßt
Freilich wohl bei ſolcher Haſt,
Um den Herren ward ihr bang,
Als ſie ihm das Schwert umſchlang.

Auf den Ruf der Herrn erſchienen
Achtzehn Tſchitſchen*) die ihm dienen:
„„Holla, auf! Schon tagts der Erde,
Raſch zur Tränke führt die Pferde!““

„„Sattelt ſie und zäumt ſie auf,
Rüſtet euch zum Kriegeslauf!
Fort nach Laibach laßt uns reiten,
Nach dem feſten, hohen, weiten!““

Schwingen ſich zu Roß die Reiter,
Sprengen, jagen luſtig weiter,

*) Zhitzhe oder Tſchitſchen hießen die abgehärteten kriegeriſchen Bewohner jenes Felſenlandes im mittäglichen Krain, welches die Japoden der Alten inne hatten.

Digitized by Google

Halten nimmer an die Zügel
Bis zum grünen Saveſpiegel.

Rauber ruft die Ueberführer,
Von Tſchernutſch*) die Schiffsregierer:
„„Auf die Füße, nimmer träge!
Steuert durch den Strom uns rege!““

Schliefen noch die Schiffer alle,
Bangend vor dem Waſſerſchwalle,
Denn der Strom war angeſchwollen,
Hat die Ufer überquollen.

Andrej zu Herrn Rauber ſprach:
Seht, der Strom ſein Bett durchbrach,
Drum nicht können wir euch leiten,
Und ihr nicht gen Laibach reiten!

Rauber ruft zum andernmal,
Bietet Gold von hellem Strahl;
Thäten ſich die Schiffer winken:
Ha, das gibt noch eins zu trinken!

Stießen ſchnelle vom Geſtade,
Baten Gott daß ſeine Gnade
Glücklich ihre Reiſe lenke
Und viel türkiſche Aſpern ſchenke!

Rauber ſpendet ihnen Geld,
Läßt dann fort durchs ebne Feld
Eilends hin nach Laibach reiten,
Nach dem feſten, hohen, weiten.

Weckt in Laibach auf die Leute.
„„Städtiſche Leute, faule Häute!
Hella, aus den Federn auf,
Rüſtet euch zum Kriegeslauf!““

*) Tſchernutſch, ein Dorf ein und eine halbe Meile von Laibach an der Commerzialſtraße von Wien nach Trieſt, wo ſich früher nur eine Fähre über die Save befand, an deren Stelle ſpäter die gegenwärtige große Brücke kam.

Digitized by Google

Doch die Städterinnen gehen
Zu Herrn Rauber jetzt und flehen,
Bietend Silber, Geld in Maſſe,
Daß er ihre Liebſten laſſe.

„ „Still ihr Fraun und Mütterlein,
Bleibt ein Weilchen hübſch allein,
Nicht iſts Zeit ſich loszukaufen,
Jetzt heißts friſch im Felde raufen!“ “

„ „Türkenblitz droht an der Gränze,
Daß er uns um Siſſek ſchwänze;
Wenn der Türke Siſſek nähme,
Kreuz und quer uns Alles käme!“ “

„ „Laibach würde Gränzſtadt werden,
Unterkrain zu Türkenerden.“ “ —
Jetzt erſchallt ſein Trommelſchlag,
Daß man nichts mehr hören mag.

Rauber ſich Genoſſen kührte,
Sie hinab gen Siſſek führte,
Wo von Türken ein Getümmel
Wie ein Ameisneſtgewimmel!

Rauber ſchreitet Allen vor,
Spricht zum Großknecht: „ „Steig' empor,
Schleich auf jenes Baumes Höhe,
Gut mir nach den Bannern ſpähe!“ “

„ „Schauen weiß die Banner aus,
Gibt es für uns harten Strauß!
Aber ſind die Banner roth,
Hats nicht eben große Noth.“ “

„ „Wollen dann die Türken freſſen,
Gleich als ob wir Kirſchen äßen,
Und nicht eher ruhn und raſten
Bis ſie all' am Boden laſten.“ “

Rothe Banner ſieht der Knecht,
Das iſt juſt den Krainern recht,
Stürzen auf den Türkenſchwall,
Bis ſie niederſäbeln all'.

Digitized by Google

5. Lied vom Entſatze Wiens.

Vor Wien ſich ſo viel Kriegsvolk legt,
Daß kaum die Erde noch es trägt.

Der böſe Türke ſchrieb nach Wien,
Wohl an des Kaiſers Majeſtät!
Wollt ihr euch ſchlagen, euch ergeben?
Wollt ihr die Schlüſſel Wiens mir geben?

„Gib uns nur vierzehn Tage Zeit!“
Der Kaiſer ſendet Briefe weit,
Doch nirgends iſt uns Hülf' bereit!

Der böſe Türke ſchrieb nach Wien
Wohl an des Kaiſers Majeſtät:
Wollt ihr euch ſchlagen, euch ergeben?
Wollt ihr die Schlüſſel Wiens mir geben?

„Gib uns nur noch drei Tage Zeit!“
Doch Hülf' iſt nirgends uns bereit!

Der böſe Türke ſchrieb nach Wien
Wohl an des Kaiſers Majeſtät:
Wollt ihr euch ſchlagen, euch ergeben?
Wollt ihr die Schlüſſel Wiens mir geben?

„Gib uns noch Zeit der Stunden drei,
Bis unſre heilge Meß' vorbei!“

Mich dauert ſchon das Kriegsvolk ſehr,
Da keiner trank und keiner aß,
Zwei Wochen nicht am Boden ſaß!

Zuſammen läutets in dem Dom
Beim lieben heilgen Stephan jetzt.
Zur Kirche gehn die Wiener all,
Und ſelbſt des Kaiſers Majeſtät.
O läutet nur und muſizirt,
Daß man nicht hören Weiberklag'
Und kleiner Kinder Weinen mag!

Zum Volke kehrt ſich beim Altar
Der Prieſter bei der Wandlung dar:
„„Ihr Wiener bangt vor keinem Leid,
Maria ſteht im Wolkenkleid,
Den böſen Türken jagt ſie hin,
Und läßt ihn nicht herein nach Wien!““

Da rückt der Polenkönig an,
Da rückt der Bayerfürſt heran
Und noch viel andres Kriegsvolk dann.
Die hieben ſo gewaltig drein,
Die Donau gab blutrothen Schein.

Lob ſoll und Dank dem Ewgen ſein,
Preis ſei Jungfrau Maria dir,
Daß du uns kamſt zu Hülfe hier,
Daß ungeſtört in Wien fortan
Ich bei der Liebſten ſchlafen kann!

Digitized by Google

II.

Die Kapitulation von Rottenmann, 1809.

Unbeſtreitbar hatten Muth und Vaterlandsſinn in Oeſterreichs Heer und Volk niemals eine höhere Stufe heiliger Begeiſterung erſtiegen, als wie dieſes, (aus ſo vielen und heterogenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzte) Reich ganz allein gegen den bis dahin unwiderſtehlichen Herrn der Welt in die Schranken trat und ihm trutzig den Handſchuh hinwarf zum Kampf auf Leben und Tod, — in jenem Jahre voll Unglücks und Ruhmes, 1809. — Selbſt der Befreiungskrieg 1813—1815 war damit nicht zu vergleichen — und dennoch hat es wie immer, in dieſen heroiſchen Tagen an Beiſpielen einer Feigheit nicht gefehlt, die mit den preußiſchen Corps- und Feſtungscommandanten des Unglücks-Jahres 1806 hätte wetteifern können? Bei Aſpern und Sacile und Wagram und als man in Znaym doch das letzte Wort behielt, ward mit einem der ſchönſten Tage des klaſſiſchen Alterthums würdigen Löwenmuthe geſtritten. Bei Ebersberg, bei Aſpern, an der Felſenſpitze von Kirchſchlag, bei Wörgel, in den Gaſſen von Znaym, im Schüttkaſten vor Raab, ſtritt die Wiener-, die böhmiſche, die ſteyriſche, die kärnthner Landwehr gleich einer alten Kerntruppe. — Dagegen löſten ſich auch andere Bataillone ganz in Marobeurs auf, manche

Officiere verließen ihre Leute; Einer von der Salzburger Landwehr ritt von Lauffen an der Salza, (angeblich, um ſeine Fahne zu retten), bis ins innerſte Pinzgau, immer in Angſtſchweiß und Geſchrei, daß ihm der Feind auf den Ferſen folge!! Dieſe und andere im Volksmund ſchnell umhergetragenen Traditionen gaben der pöbelhaften Bonapartiſchen Vergleichung der Landwehr mit dem „Löwen in der Eſelshaut" ihren Urſprung. Einige Bramarbaſſe glaubten ein Paroli darauf zu ſetzen, daß ſie in den Thälern der Pieſting und Trieſting, ein Paar unglückliche Verſprengte, die ihre üble Kunde und den eigenen Schrecken auch Andern mittheilten, als franzöſiſche Spione erſchießen ließen, während man ihren Wittwen hintennach Gnadengehalt geben mußte. Die allzuſpäten Umlaufsſchreiben wegen Feuerſteinen, Sätteln und Lederzeug für die nach und nach bei Raab eintreffende, an Allem Mangel leidende Inſurrection Ungarns fielen den, ſchon zwiſchen der Fiſcha und Leitha ſtreifenden, franzöſiſchen Chaſſeurs in die Hände. Die Vertheidigung und Verlaſſung Wiens, das man ſich 48 Stunden vorher gerühmt hatte, als ein zweites Saragoſſa vertheidigen zu wollen, war ein vielköpfiges Gemiſche von Mißverſtändniſſen, Ordres und Contreordres und rath- und thatloſer Verwirrung.

Die Vertheidigung der noch nicht einmal vollendeten Blockhäuſer von Prediel und Malborghette durch die beiden Heldenjünglinge Herrmann und Henſel wird in der Kriegsgeſchichte ewig leben. Das Gegenſtück hiezu gab die ſchmähliche Uebergabe von Laybach, gegen welche die ehrliebende Beſatzung ſich mit gewaffneter Hand auflehnte, und nur durch Beihülfe der Franzoſen und Italiener überwältigt und zur Ruhe gebracht werden konnte.

Der achtzigjährige Befehlshaber Generallieutenant Moitelle war nicht mehr derſelbe, der er 1793 geweſen,

als er mit dem damaligen Ingenieurobriſtlieutenant Marquis Chaſteler, das völlig geſchleifte, an den Breſchen nur in Eile mit Faſchinen hergeſtellte Schloß von Namur durch volle vierzehn Tage gegen eine franzöſiſche Uebermacht vertheidigte. Der ſchwachköpfige Greis war in den Händen eines Franzoſen und Verräthers, des Platzmajors von Lefevre. Beide ließen ſich vom Kriegsgerichte contumaciren und ihre Namen hingen am Galgen. Noch ſchimpflicher war eine Capitulation im freien Felde, ohne Angriff, ohne Feind, (den man erſt herbeiholen mußte), die ſchandvolle — und ſo viel bekannt geworden, weder jemals unterſuchte noch beſtrafte Capitulation des Obriſtlieutenants Plunquet bei Rottenmann in Oberſteyermark. Sie wurde in einem Augenblick abgeſchloſſen, als noch auf drei Märſche weit kein Feind zu ſehen und erſt in Bruck an der Muhr feindliche Truppen zu erreichen waren. Unter Plunquet ſtanden drei öſterreichiſche Landwehrbataillons und zwei ſteyeriſche, wobei ein öſterreichiſches durch Plunquet ſelbſt, das 2te durch den Oberſtlieutenant La Bouſſiere, das 3te durch Major Rinn, ein ſteyeriſches (Judenburger) durch den (Weſtphälinger) Major Schiffer, das 2te (Cillier) durch den Major Leitzendorf, (leider einen Steyermärker) kommandirt. Der Hauptmann Doctor Napotnik von der Cillier Landwehr widerſprach der Capitulation mannhaft. — Plunquet drohte ihn dem Feind als Verräther zu überliefern!! — Der Oberlieutenant Sauer und Lieutenant Johann Bayer, welche auf Vorpoſten waren und von der Capitulation hörten, wagten es ſich davon auszuſchließen, und mit einer halben Compagnie Cillier Landwehr über die Gebirgsrücken von Oberſteyer bis in Croatien zu dringen, oft im Rücken der franzöſiſchen Armee-Abtheilungen, oft mitten durch. Es waren die

Digitized by Google

zwei einzigen Officiere, die den Tod der Schande vorzuziehn beſchloſſen.

Obriſtlieutenant Plunquet, der den guten Geiſt der gemeinen Mannſchaft fürchtete, und ſelben nur mit vieler Mühe niedergehalten hatte, ließ dieſelbe die Gewehre auf dem Platze in Rottenmann niederlegen und ſodann die Mannſchaft außer der Stadt lagern, damit ſie unfähig ſein ſollte, ſich im letzten Augenblick gegen die Capitulation zu ſetzen!! Ein Officier der öſterreichiſchen Landwehr wurde mit der Capitulation, als Courier, mit der Poſt nach Bruck geſendet, den Feind herzubitten und zu holen!! — Endlich erſchien das heiß erflehte Piquet von 30 Mann franzöſiſcher Cavallerie, um fünf Bataillons als Gefangene zu übernehmen, unter welchen fünf altgediente k. k. Stabs-Officiere waren.

Aehnliche Geſinnungen waren auch hie und da unter dem nach Tyrol entſendeten Truppencorps, trotz des ſtets vor Augen ſtehenden Beiſpiels des aufopfernden Heldenmuths der Tyroler zu verſpüren, als die furchtbaren Unfälle von Regensburg und Landshut gleich in den erſten Tagen über das Loos des ganzen Krieges entſchieden und wie Donnerſchläge aus wolkenloſem, blauem Himmel, aus den anfänglichen, allzuſanguiniſchen Träumen geweckt hatten. — In Tyrol erſchien ſoldatiſcher Kaſtengeiſt und Kleinmuth noch in einer beſondern, gar merkwürdigen Nuance.

So wie im Winter von 1808 auf 1809 der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich unvermeidlich war, konnte auch Niemand erwarten, daß der Schlüſſel Italiens, Deutſchlands und der Schweiz, daß das tyroliſche Hochgebirg, inſulariſch vom Kriegstheater exſcindirt bleiben, — daß Oeſterreich die dort ſchlummernden mächtigen Triebfedern nicht eben ſo benutzen würde, wie Bonaparte es überall verſucht und in Polen mit

dem größten Erfolge vollbracht hat. — Auf phyſiſche Uebermacht über den bis dahin ſiegbekrönten Herrn der Welt konnte Oeſterreich unmöglich rechnen, darum galt es moraliſche Kräfte mit in die Wagſchale zu legen, es galt die Begeiſterung der Nationen zu wecken und zu erhalten. Es galt durch erbitterten Gebirgs- und Volkskrieg Klumpen von Hinderniſſen in des Siegers Laufbahn, in ſeinen Rücken, in ſeine Flanken zu rollen! — Wie hätte ein kleines, ſchlecht ausgerüſtetes und ſchlecht verſehenes Corps, das ſogar von dem armen Lande leben mußte, deſſen kraftvollſte und enthuſiaſtiſche, durch Mordbrennerei und blutige Verfolgung ungebeugte Begeiſterung ſich halten, wie hätte es viermal den Feind wieder hinaus treiben und ganze Heerſäulen deſſelben gefangen nehmen können?? — Napoleons Achtserklärung aus Enns vom 6. May, hatte auf das Gemüth Chaſtelers einen Eindruck gemacht, kaum begreiflich an einem Manne mit dreizehn ruhmvollen Wunden und von einer im ganzen Heere ſprichwörtlichen tollkühnen Todesverachtung!! Aber dieſer paniſche Schrecken durchzuckte allmählig faſt Alles, was bordirte Hüte trug. — Niemand wollte mit der ſogenannten Landesdefenſion zu thun haben. Alles ſagte ſich von den „Bauern“ und dem „Bauernrummel“ los, außer wenn die Gefahr nahte, und kein Geld-, kein Mund- und kein Kriegsvorrath mehr vorhanden war, dann nahm man freilich den einzigen Schutzheiligen andächtig wieder aus dem Winkel, ſo lange Noth und Drang anhielten. — Man fürchtete gleichfalls als „Räuberhauptmann“ geächtet zu werden, die über Alles theure Bagage gefährdet, ſich von aller Capitulation ausgeſchloſſen zu ſehen. — Die wunderlichſten Mezzotinten und Echappatoires wurden mit vieler vermeintlicher Klugheit ergriffen. So z. B. blieb General Buol bei den zwei Treffen vom 25. und 29. Mai, welche die zweite Be-

freiung entſchieden, unbeweglich in ſeinem Hauptquartier, dem Brenner Poſthaus, trotz mancher Spöttereien des Volkes und erlaubte nur den beiden Obriſtlieutenants Ertel und Reißenfels, auf dem rechten und linken Flügel Hofers, Eiſenſteckens und Speckbachers mitzuwirken, ſomit wenigſtens nicht als pars praecipua belligerans aufzutreten!! Doch wurde der tapfere Krieger wüthend, wenn man ihm von Capitulation ſprach. So würdigte er das berüchtigte Schreiben des im Lande weder geachteten noch beliebten Generals Marſchall*) gar keiner Antwort. Am 24. May kam der Vorpoſtenkommandant, Obriſtlieutenant Baron Taxis, begleitet von den Obriſtlieutenants Ertel und Reißenfels und dem Ingenieur-Hauptmann Hauſer, (die ſich hernach höchlich verwahrten, nicht gewußt zu haben, warum Taxis ſie hergeführt), und überreichte ihm ſogar einen ſchriftlichen Capitulations-Entwurf. Buol entgegnete dieſen Antrag mit einem ſcharfen Verweis, zerriß den Aufſatz und warf ihn weg... Auch war in den zwei Monaten vor dem Treffen bei Innsbruck bis zur Evacuation kraft des Znaymer Waffenſtillſtandes das beſte Vernehmen zwiſchen den Tyrolern und dem öſterreichiſchen Militär, ja mit dem gemeinen Mann eine Intimität, die im Augenblicke des vertragsmäßigen Ausmarſches manche Verlegenheit und Gefahr bereitete. — Der in der Schlacht bei Raab, am Jahrestage von Marengo und Friedland gefangene General Marziani wurde ziemlich barſch behandelt, und ſollte nicht, (wie es doch Andern faſt ohne Ausnahme vergönnt worden), in oder bei Wien im Schooße ſeiner Familie bleiben, ſondern ſogleich weiter nach Frankreich abgeführt werden. Er konnte ſich die Urſache dieſes auffallenden Unterſchiedes nicht erklären, und wendete ſich durch die dritte

*) Taſchenbuch auf 1838, S. 377. 378.

Digitized by Google

Hand an den Marſchall Bernadotte, jetzigen König von Schweden, mit welchem er zufallig in den früheren Feldzügen perſönlich bekannt geworden. Die erſte Frage desſelben war, ob Marziani etwa an irgend einem Volkskrieg oder Inſurrection Theil genommen habe?? — Mit liebenswürdiger Naivität verſicherte Marziani „ſich nicht nur ſtets von dergleichen Unweſen frei gehalten, ſondern überhaupt vor der gleich Anfangs ſo unglücklichen Wendung des Krieges ſich wohl gehütet zu haben, irgend Etwas zu thun, was nicht stricte Dienſtpflicht und Schuldigkeit geweſen ſei, und was er ohne Verantwortung hätte unterlaſſen können.“

Auf dieſe bündige Verſicherung ließ der feindliche Marſchall ſogleich ſeine vermittelnde Dazwiſchenkunft eintreten.

Ein andermal Mehreres und Wichtiges über den auch für Tyrol, die Herſtellung ſeiner Verbindung und die Möglichkeit der wichtigſten Offenſivoperationen aus jenen Bergen entſcheidenden Zug des Bannus F. M. L. Grafen Ignatz Giulay auf Gratz, gegen Marmont und Brouſſier: ein Zug, der ihm von den patriotiſchen Gratzern den Ehrennamen: „Herzog von Ruckerlberg“ — erwarb, welcher vier Jahre ſpäter — bei Leipzig, in der Völkerſchlacht, im zweiten (jenem in Rußlands Eiswüſten ſchnell nachgefolgten) Gottesgericht, billig, (ſo wie Auerſtedt durch Eckmühl, Rivoli durch Eßling, Elchingen durch Moskwa) durch den Fürſtentitel von Lirkdenau hätte geſteigert werden können!?

Digitized by Google

III.

Lebensbilder aus den Zeitgenoſſen und den Zeiten der Vergangenheit.

1. Ernſt Herbert Graf von Münſter.

Uralte Ueberlieferung leitet das Haus Münſter mit vieler Wahrſcheinlichkeit von ſächſiſchen Häuptlingen ab, von Vordermännern jenes dreißigjährigen Kampfes wider die Franken, Carls des Hammers, Pipins des Kurzen und Carls des Großen. — Endlich überwunden und ihrer Macht beraubt, gaben dieſe Häuptlinge, höchſt unfreiwillig dem alldort neugegründeten Bisthum (denn die fränkiſchen Eroberer mit dem Schwert und die römiſchen Prieſter mit dem Kreuz, ſchritten Hand in Hand vorwärts) ihren Namen: Münſter und einen Theil ihrer Beſitzungen. — Sie wurden aus freien Männern auf freiem Erbe, das Glockenſeil des Gotteshauſes um den Hals tragend, Vögte und Mannen deſſelben. — Sieben Jahre nachdem das Lombardenreich in ſeiner Hand lag, neun Jahre, bevor des letzten Longobardenkönigs Schwiegerſohn, der letzte Agilolfinger Thaſſilo, (wie mehr als drei Jahrzehende vorher, der letzte Merowinge durch Pipin) vom Thron in die Celle geſtoßen und Bayern dem großen Reich einverleibt war, ſiegte Carl der Große dreimal über die Sachſen, ging über die Mimer-Vorde, oder

Digitized by Google

richtiger Mimer-A-vorde, und ließ dort die erſten Boten des Evangeliums zurück. Dreizehn Jahre darauf, 792, gründete er großentheils auf Münſteriſchem Beſitz die Stadt Mimigavorde. In den Tagen des Falles Heinrichs des Löwen und des Sieges der Biſchofsmacht in Oſt- und Weſtphalen, ſchlug der Name Münſter allgemein vor. — Es waren vier uralte Edelhöfe, aus denen ſich nach und nach die Biſchofsſtadt Münſter erhob: — Brochworde oder der Brockhof, Mimigavorde oder Piſchoping, Jodeveldeshove oder Gaſſelhof, Kampvordeshove oder Kamperbecke. — Die älteſten Schirm- und Kaſtenvögte des Brockhofes erſchienen unter der Benennung von Münſter, einer Stammwurzel mit den berühmten Biſchofsfeinden, den Maynhöfel. — Trotz mancher anfänglichen Vortheile, trotz des Bundes mit ihren Geſippten, den Grafen von Geldern und Flandern, wurden die Maynhöfel vom Biſchof Ludolph überwunden, es wurden ihrer zwei als aufſtändiſche Vaſallen hingerichtet, die übrigen von der trauernden Mutter mit vier Städten und vierundzwanzig Kirchſpielen, auch mit der Trophäe des vom Biſchof Wilhelm aus Rom gebrachten ſilbernen Reliquienfaſſes gelöſet.

Damit aber war die Macht der Maynhöfel gebrochen, die einſt den Biſchof geſchlagen, das Münſter erſiegt und aus demſelben ihren Pferdeſtall gemacht hatten. — Obwohl die Seitenlinie von Münſter durch den Sturz der Vettern gleichfalls geſchmälert war, blühete ſie dennoch wieder auf. Ihre Wappenſchilder waren dieſelben, nur in den Tinkturen verſchieden, die Mäynhöfel Silber und roth, aber Gold und roth die von Münſter, die Helmzierde jener aus Falkenſchwingen, dieſer die Hörner des gewaltigen Uhr, — die Namen Ludolph, Herrmann, Bernard und Ernſt, als bedeutſames genealogiſches Zeichen in beiden Linien fortdauernd! — Der älteſte Vogts-Eid lautete: „Ego *Erne-*

stus miles de Monasterio juro, quod villicationem curtis Brochove fideliter custodire et conservare volo ad jus domini praepositi, et ecclesiae, ad jus *meum*, et ad jus mansionariorum seu litonum, sic me deus adjuvet et sancta Dei Evangelia.“ Derſelbe Ernſt von Münſter erſcheint in Urkunden des Jahres 1163. Sein Bruder Gerpt wurde 1168 in der Fehde des Grafen von Holland gegen die Frieſen erſchlagen, 1173 iſt Erneſt mit Heinrich dem Löwen Zeuge in des großen Barbaroſſa Bekräftigung, der Ausgleichung zwiſchen Biſchof Friedrich von Münſter und Heinrich Grafen zu Tekelnburg: Hujus rei testes sunt: Wichmanus Magdeburgensis ecclesiae archiepiscopus, Adolphus Hildeneshemensis episcopus, Vdo Cicenensis, Martinus Misnensis episcopi, Heinricus Brixinensis episcopus, Conradus Corbejensis abbas, Atholfus Werthenensis Abbas. *Heinricus dux Bavariae* et *Saxoniae,* Otto Marchio Misnensis, Otto Marchio Brandenburgensis, Theodoricus Marchio Lusizzensis, Albertus palatinus comes de Summersenburg, Bernhardus comes Aschersleme, Heinricus comes de Ravenesberg. Hermannus comes de Ravensberg, Rotholfus de Stenvorde, Bernhardus de Horstmare, Theodoricus de Saltesberg, Gerhardus de Lon, Wernherus de Burchlo, Widekindus de Rede, *Ernestus de Münster,* Albertus de Wefhelm dapifer et alii quam plures. — 1240 verglichen ſich die edlen Herren von Steinfurt unter Vermittlung der Biſchöfe von Münſter und Osnabrück und unter Zeugſchaft ihres zahlreichen Gefolges. Unter den durch Ludolph von Steinfurt geſtellten Bürgen war auch Hermannus de Monasterio unter den erſten freien Dynaſten und Herren, zwiſchen den Grafen von Schaumburg und Lippe. Schon 1250 war Hermann von Münſter Domherr und Domgraf

des in Hinſicht der Adelsproben allerſtrengſten Capitels, je- nes von Cöln. — 1283 als Rudolph von Habsburg, das Zwiſchenreich endigend, und den Landfrieden allmählig her- ſtellend, auch den gewaltigen König Ottokar überwunden und ſo eben den Nachlaß der Babenberger, Oeſterreich und Steyer auf ſeinen Sohn Albrecht übertragen hatte, überlie- ßen die von Münſter, Albrecht, ſein Sohn Sueders, Agnes ſeine Mutter, Adelhaid ſeine Gattin, Sueder, Presbyter, Bernard, Subdiacon, die weltlichen Brüder Sueder und Hermann und Heilwig, ihre Schweſtern, dem Stifte S. Mo- ritz, den Haupthof Kamperbek, — Ludolf von Münſter be- kräftigte dieſes. — 1297—1303 lebte Hermann von Mün- ſter, Ritter und Gemahl Margarethens, der Erbtochter des älteren erlauchten Zweiges Maynhöfel. Der Münſteriſche jüngere Zweig theilte ſich in Rühnen, Maynhöfel-Geißbeck und Surenburg. — Georg III. auf Surenburg, an Do- rothea von Hammerſtein, dann an Eleonore von Grothaus vermählt, iſt aller jetzt lebenden Grafen von Münſter ehren- werther Ahnherr. — 1476 ſaß Johann von Münſter zu Goslar als Freiſchöffe des heiligen römiſchen Reichs zu Weſtphalen und hegte das Vehmgericht auf der rothen Erde. — Heinrich von Münſter, Vogt auf Stromberg, wurde 1533 in allem Unfug der wiedertäuferiſchen Unruhen mit mehreren Edeln und Domherren ein Gefangener in Mün- ſter. — Der Domprobſt zu Münſter, Bernard von Mün- ſter, reſtaurirte die alte Stammburg zu Maynhöfel und ver- kaufte ſie ſeinem Vetter Heinrich. — Der Calviniſche Ei- ferer Johannes von Münſter, der im Jahre die Augen ſchloß, wie die Lützner Schlacht geſchah, (1632), hatte hiedurch neuer- liche Aufregung in Osnabrück bewirkt. — Georg von Münſter führte die Mannſchaft des Herzogs von Geldern wider Oſtfriesland und ſtritt kühnlich in der Belagerung der Veſte Gretſyl 1534, das Jahr darauf bei der Eroberung von

Münſter und der blutigen Zerſtörung des blutbefleckten wiedertäuferiſchen Reiches Zion, im Juni 1535. — In der Schlacht bei Heiligerlee (8. Auguſt 1536), wo des Gelderiſchen Herzogs holſteiniſches Hilfsheer eben der Georg von Münſter, Droſt zu Weſterwolde, führte, wurde er geſchlagen und ſelbſt gefangen. Bald aber folgte die Verſöhnung und Georg von Münſter ſtarb 1556, als Landdroſt Oſtfrieslands zu Aurich. — Es konnte den Sprößlingen eines in die altdeutſche Mythenzeit hinaufreichenden Geſchlechtes wenig Zuwachs an Glanz und Ehre ſein, am 27. Juni 1792, im Interregnum zwiſchen Leopold II. und Franz II. durch den Reichsvikar Carl Theodor, Kurfürſten von Pfalzbayern, den Reichsgrafenſtand zu erhalten. — Dem Voltaireſchen:

> Les hommes sont tous egaux. — C'est ne pas la naissance
> C'est la seule vertu, qui fait la différence,
> Il est de ces esprits favorisés des cieux
> Qui sont tout par eux mèmes et rien par leurs ayeux.

mag mit Grunde das Horaziſche: fortes creantur fortibus et bonis, nec inbellem feroces progenerant aquilae columbam gegenüberſtehen oder das Götheſche:

> Wohl dem der ſeiner Väter gern gedenket,
> Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe,
> Den Hörer unterhält, und ſtill ſich freuend,
> An's Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
> Geſchloſſen ſieht! — — Wir möchten jede That
> So groß gleich thun, als wie ſie wächſt und wird
> Wenn Jahrelang durch Länder und Geſchlechter
> Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.
> Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter thaten,
> Wenn es, in ſtillen Abendſchatten ruhend,
> Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſchlürft! — —
> Und was wir thun, iſt, wie es ihnen war,
> Voll Müh' und eitel Stückwerk!

Digitized by Google

So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wkr treten,
Und ſehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihren Schatten nach,
Der, göttergleich, in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönet! — —
Da greift manch edler Jüngling nach dem Schwert
Und künft'ge Thaten drangen, wie die Sterne,
Rings um ihn her, unzählig aus der Nacht!

Inzwiſchen möchte von demjenigen der Beides vereiniget, — ererbtes und errungenes Verdienſt, — der Kernſpruch jenes großartigen Römers gelten (deſſen Worte übrigens beſſer waren als ſeine Werke): — beati, quibus datum est, aut facere scribenda, aut scribere facienda, beatissimi vero, quibus utrumque!

Ernſt Friedrich Herbert Graf von Münſter wurde am 1. März 1766 in Osnabrück geboren. Bis in das Jahr 1778 erhielt Graf Münſter, ſowohl in linguiſtiſcher als in realer Hinſicht ſeine Erziehung im väterlichen Hauſe. Dann kam er auf drei Jahre nach Deſſau in das auf die Denkart ſeiner Zeit ungemein einflußreiche Philanthropin des merkwürdigen, modernen Comenius, Baſedow (oder wie er ſich ſelbſt nannte, Bernard von Nordalbingen). Darauf, 1781—1784, ſtudierte er auf der Ritterakademie in Lüneburg, — 1784—1787, dem erſten Jubeljahr, auf der Georgia Augusta zu Göttingen. — Gerade vor einem halben Jahrhundert, Anfangs 1788, unter den immer drohendern Vorzeichen der franzöſiſchen Revolution, im Jahre des öſterreichiſch-ruſſiſch-ſchwediſch-türkiſchen Krieges trat Graf Münſter in den heimathlichen Civildienſt. 1791 wurde er Hof- und Canzleirath in Hannover. Im Frühjahr 1793 erhielt er ganz unerwartet unmittelbar von Georg III. den Auftrag ſich nach Italien, zum Prinzen Auguſt, dem jetzigen Herzog

Digitized by Google

von Suſſex zu begeben, ſelbem einen Befehl zur Heimkehr nach England zu überbringen und ihn dabei auf jenen Kriegsſchiffen zu begleiten, die zu des jungen Prinzen Abholung von Portsmuth unter Segel waren. Der Anlaß dieſer Abberufung des Prinzen war ſeine, den königlichen Eltern mißfällige Verbindung mit Lady Auguſte Murray, welche das Londoner erzbiſchöfliche Gericht namentlich in Folge des royal mariage Actes von 1792 als nichtig erklärte. Graf Münſter reiſte ſogleich über die Alpen. Er fand den Prinzen in Bologna, verweilte mit ihm in Florenz und nährte dort an den Wunderwerken der Tribune den ihm längſt einwohnenden Geiſt als liebender Freund und ſcharfblickender Kenner der Kunſt, wie als glücklich ausübender Künſtler. Endlich trafen die Schiffe in Livorno ein. Die Fahrt ging zuerſt vor Toulon, das der Britten große Kriegsflotte unter Admiral Hood, gerade in jenem Augenblicke faſt ſobald nahm als beſchoß. Von da ging es nach Gibraltar. Es ward Nordafrika, inſonderheit Ceuta und Tetuan beſucht. Spät war das Eintreffen auf Albions Boden bei dem weiten Umwege, durch den Ocean, den die zahlloſen franzöſiſchen Kreuzer nothwendig machten. Der Königshof war damals in Windſor. Graf Münſter genoß bei der häuslichen Lebensweiſe des biedern Georg III. des ununterbrochenen täglichen Umganges der königlichen Familie und des vollſten perſönlichen Zutrauens des Monarchen. Im Anfange des Jahres 1794 verlangte der König, Graf Münſter ſolle mit dem Herzog von Suſſex wieder nach Italien zurückgehen. — Der damaligen Kriegsverhältniſſe wegen geſchah die Reiſe wiederum zur See. Beinahe 5 Jahre weilte Graf Münſter auf jenem klaſſiſchen Boden, meiſtens in Rom und Neapel. Hier fand ſeine Liebe für Kunſt und Alterthum die erſehnte Gelegenheit im vertrauten Umgange mit dem ſpaniſchen Botſchafter Azara, mit Hirt, Zoëga und mit

Allem was in den verſchiedenen Kunſtſchulen hervorragte, ſich immer mehr auszubilden. Indem hatte Bonaparte vier öſterreichiſche Heere nach einander beſiegt und Italien ſeinen Adlern unterwürfig gemacht. In Rom waren wieder Conſuln, in Neapel und Turin, keine Könige mehr. Auf Münſters dringendes Bitten, einem thätigen Geſchäftsleben wiedergeſchenkt zu werden, kam er nach Hannover zurück und blieb drei Jahre in der Finanzkammer. Als aber die vom Kaiſer Paul gegründete nordiſche Allianz Hannovers Verhältniſſe vielfach gefährdete, berief Georg III. den Grafen Münſter wieder zu ſich und ſendete ihn bald darauf an den neuen Kaiſer Alexander nach Petersburg, wo Münſter als außerordentlicher Geſandter blieb, bis nach den großartigen Einleitungen zur dritten Coalition. (1801—1804). Seine Thätigkeit in dieſen drei Jahren hatte eine bedeutende, zwiefache Theilung. Sie war einerſeits mit glänzendem Erfolg den Intereſſen des welfiſchen Hauſes, andererſeits den großen Weltgeſchäften geweiht. Für jene bewirkte er beim ruſſiſchen Kaiſerhofe, der in Vereinigung mit dem erſten Konſul die deutſche Entſchädigungsſache vermittelte, die höchſt wichtige Vereinigung des Fürſtenthums Osnabrück mit Althannover und das Verſprechen des ſeit Heinrich dem Löwen, ſeit Magnus Torquatus und Heinrich ſo oft vergeblich begehrten Hochſtiftes Hildesheim. Letztere ging jedoch erſt ein volles Jahrzehend ſpäter in Erfüllung. Die gleich nach dem Frieden von Amiens eingetretene, immer wachſende Spannung mit England und die Zuſammenkunft Alexanders mit Friedrich Wilhelm in Memel gaben dem Indemniſationsplan einen bedeutenden Umſchwung, wie in ähnlicher Weiſe vom erſten Plan abweichend, zu Gunſten der ſüddeutſchen Staaten, aber zur empfindlichſten Verkürzung des Großherzogs von Toskana und Oeſterreichs, eine Verkürzung, die erſt durch den pariſer Vertrag vom 26. December

1802 zwiſchen Joſeph Bonaparte und dem Grafen Philipp Cobenzl gemildert wurde.

Der Geſandtſchaftspoſten in Petersburg war für die europäiſche Rolle des Grafen Münſter entſcheidend. Schon damals bildeten ſich die Keime der helvetiſchen, der bataviſchen, der cisalpiniſchen Republik, die Erklärung Piemonts zu einer franzöſiſchen Militairdiviſion, das dienſtbare Königreich Etrurien. Die Beſatzung der toskaniſchen, der neapolitaniſchen und päſtlichen Küſten, die Ermordung des Herzogs von Enghien, die Erklärung des ganzen diplomatiſchen Corps von England außer dem Völkerrecht, brachten jene Keime ſchnell zur Reife. In Petersburg hatte der Graf Münſter die Achtung und Freundſchaft vieler einflußreichen Staatsmänner für das ganze Leben und für den ungeheuren Streit gewonnen, den England, in der pyrenäiſchen wie in der italieniſchen Halbinſel, an allen Küſten, auf allen Meeren, vom ganzen Feſtland ausgeſchloſſen, dennoch mit altrömiſcher Standhaftigkeit, der höchſter Bewundrung würdig, fortführte. — In Petersburg knüpfte ſich (mancher andern hochwichtigen Relation zu geſchweigen) inſonderheit auch das ſchon im nächſten Jahr und wieder in den Tagen des Heerzuges nach Frankreich und des Wiener Congreſſes politiſch wuchernde Vertrauen zwiſchen dem Grafen Münſter und dem hochgeſinnten Grafen Philipp Stadion, dieſem ächt deutſchen Edelmanne von altem Schrot und Korn, und dem Fürſten Czartoriski. Wer möchte nicht an der Identität der Perſon zweifeln, wenn er des Letztern eindringende Kampfesworte wider Bonaparte, den Umkehrer Italiens und Deutſchlands 1804—1805 als Freund Alexanders, als gewaltiger Miniſter Rußlands, als treuer Gefährte Novoſſilzow's und 16 Jahre ſpäter die Klagen des edeln, ſeines Ranges und Beſitzthumes entäußerten, zum Schwerte verurtheilten, mehrmals der Piaſtenkrone würdig erachteten

polniſchen Flüchtlings vernimmt!?*) — Zehn Jahre lang lag Hannover in Feindeshand. Wie beſchränkt wäre da die

Petersbourg 9. Aout 1805.

*) Je n'ai rien à ajouter aujourd'hui, Monsieur le Comte, à mes depêches d'office et aux amples annèxes qui les accompagnent. Vous y trouverez tout ce qui s'est fait et où nous en sommes. J'espère que vous serez satisfait, la chose est en train; le branle est donné; maintenant il ne s'agit plus que de faire des voeux pour que tout aille bien, même à une heureuse fin, et de surtout de réunir soins, efforts et activité pour assurer ce resultat si desirable. De nôtre coté rien ne sera negligé, l'Empereur j'en suis convaincu, prouvera à l'Europe qu'on a souvent fait tort à son Caractère, et qu'après avoir pris une grande résolution, il sait la soutenir avec une fermeté inébranlable. — Veuillez, Mr. le Comte, éperonner sans relache le Ministère anglois pour qu'il mette plus d'activité à concourir aux affaires et aux Operations continentales qu'il n'en a fait preuve jusqu'à présent.

L'execution d'un Plan tres vaste commence deja sans qu'on nous ait donné à cet égard un mot de reponse de Londres; il est instant que l'Angleterre y concoure de son coté par des Démonstrations sur les Côtes et des Débarquements. L'Empereur s'en fie trop à votre Zéle pour son service et pour le bien de la Russie et de l'Europe pour n'être pas assuré que vous ne laisserez à la cour de Londres ni paix ni repos quand il s'agira d'aider les Puissances Continentales dans leurs efforts et surtout de faire des diversions pour menacer de toute part l'ennemi et partager son attention. — Nous ne saurions assez insister sur le débarquement projetté sur l'Elbe et le Weser, car autrement nôtre Corps débarque à Stralsund, pourroit dans quelque tems se trouver tres avanturé.

Je vous prie, Monsieur le Comte, de ne pas perdre cet Objet de vue pour un instant; aucun des moyens dont nous pouvons disposer, ne doit être negligé, tous doivent être combinés et réunis pour produire de l'effet.

J'avoue que jamais je n'ai été aussi accablé de travail, d'une intention d'esprit continuelle, que l'inquiétude de voir tout bien aller, rend très penible. Il faut joindre à cela tous les revenants bons de Commerages, de Calomnie, d'entraves etc. etc. qui dans ce moment décisif semblent vouloir rédoubler.

Notre ami Novossiltzoff (tempora mutantur, et nos mutamur in illis) vous ecrit, il est enchanté de vôtre approbation. — J'attends avec impatience de vos nouvelles, Monsr. le Comte, je vous reitère l'expression de mon inviolable attachement.

Czartorisky.

gewöhnliche Wirkſamkeit eines hannöverſchen Miniſters in London geweſen?? Aber unter Georg III., Georg IV.

Dieſe Zeilen waren an den Ruſſiſch-Kaiſerlichen Botſchafter, Grafen Worontzoff in London gerichtet.

P. M. 1805. Mai.

Am 27. April communicirte der Ruſſiſche Botſchafter Graf Worontzoff, nachdem er am 23. April in Windſor bereits die vom Ruſſiſchen Kaiſer dem General-Major v. Wintzingerode ertheilte Inſtruction, deſſen Sendung nach Berlin und Wien betreffend, und ein Privatſchreiben des Fürſten Czartoryski mitgetheilt hatte (welche erſte Piece auf ſein Verlangen dem Könige zu leſen gegeben ward), diejenigen geheimen Verträge, welche bereits jetzt von Rußland mit anderen Mächten eingegangen ſind, um dem weitern Vorgreifen Frankreichs Einhalt zu thun.

Dieſe Verträge ſind im engſten Vertrauen Mr. Pitt und Lord Mulgrave (nicht dem Bureau der auswärtigen Affairen) bekannt gemacht worden, um einen Beweis vom unbedingten Zutrauen des Kaiſers gegen den König zu geben, und es iſt verſprochen, daß der von Novoſſiltzoff nach Rußland gebrachte Plan, unverzüglich unterzeichnet, hierher befördert werden ſolle, nachdem die nöthigen Modificationen getroffen ſein würden. Zugleich iſt hiermit die Anzeige verbunden, daß der Kaiſer auf Englands Verlangen Novoſſiltzoff nach Paris ſchicken wolle, um zu verſuchen, ob man Frieden auf eine Baſis ſchließen könne, wodurch die Ruhe Europa's geſichert werden möchte?? Man will dieſe Vorſchläge dem Wiener und Berliner Hofe mittheilen, und ſie zum Beitritt zu vermögen ſuchen. In Berlin ſoll dies Novoſſiltzoff thun, in Wien Raſumofsky. Die an den letztern gerichtete Depeſche wurde gleichfalls getreulich mitgetheilt.

Tractat zwiſchen Rußland und Oeſterreich.

Von den Verträgen iſt der mit dem Wiener Hofe der wichtigſte. Er war ohne Datum, muß aber im Winter abgeſchloſſen ſein, (aus der erſten Hälfte des Novembers), Czartoryski und Tatiſchtſcheff haben ihn Ruſſiſcher Seits, und Graf Stadion ihn Oeſterreichiſcher Seits unterſchrieben $\left(\frac{\text{8. November}}{\text{26. October}}\ 1804\right)$. Es gehören zu ſelbigen mehrere geheime Artikel.

Der Tractat iſt eine Defenſiv-Allianz, wodurch Frankreichs weiterem Vorrücken Grenzen geſetzt werden ſollen. Um dieſes zu entſchuldigen, iſt in Worontzoff's Depeſche von Czartoryski geſagt, daß dies Alles ſei, wozu man habe den Oeſterreichiſchen Hof bewegen können, und man muß geſtehen, daß wenn dieſes gehalten wird, es bald zum Ausbruch kommen müßte, zumal ſeitdem die Italieniſche Königswürde eingetreten iſt.

Nach dieſem Tractat ſoll, im Fall Frankreich im Geringſten weiter rückt, die Türkei angreift oder Neapel, eine Armee von $\frac{350}{m.}$ Mann

und Wilhelm IV. wurde Graf Münſter auch nicht einen Augenblick den großen Geſchäften der antibonapartiſchen und

---

agiren, wovon Oeſterreich $\frac{235}{m.}$ M. und Rußland $\frac{115}{m.}$ M. liefert, und letztere Macht noch $\frac{80}{m.}$ Mann als Obſervations-Armee an die Preuß. Grenze rücken läßt, im Fall dieſe Macht in ihrem zweideutigen Zuſtand bliebe.

Geht der Krieg glücklich, ſo ſoll Oeſterreich ſeine Grenzen bis an die Adda und ſüdliche Grenze des Po ausdehnen, der Kurfürſt von Salzburg ſoll Toscana wieder haben, Salzburg mit Oeſterreich vereinigt werden, auch Berchtesgaden, Paſſau und Bayern bis an den Inn nach den geheimen Artikeln von Campoformio und Raſtadt, Parma und Modena an die legitimen Erben, der König von Sardinien durch Piemont, Mailand (?) und die Legationen entſchädigt werden.

Der Erzherzog Ferdinand bleibt in Breisgau.

Eichſtädt mit Burgau und der Landvogtei Schwaben, kommt an Baiern, wenn der Kurfürſt mitwirken will — ſonſt nicht.

Baden ſoll (ich habe vergeſſen) ob Lüttich oder ſonſt Etwas haben. Würtemberg, Ober- und Nieder-Hohenberg, auch Nellenburg.

Gehen die Sachen weniger gut, ſo erhält Oeſterreich weniger.

Rußland verſpricht für engliſche Subſidien zu ſorgen. Dieſe verlangt Oeſterreich zu 2 Millionen zur Ausrüſtung, und 4 Millionen jährlich. Rußland hat nachher geantwortet, daß da England für jede $\frac{100}{m.}$ Mann 1,250,000 Pfd. St. geboten, und dieſe Zahlung vom Anfang des Jahres an gehen ſollen, wenn Oeſterreich vom 1. Mai en Campagne ſei, ſo komme dies nach Maßgabe der zu ſtellenden $\frac{235}{m.}$ Mann faſt heraus.

Im Fall Rußland angegriffen werden ſollte, ſoll Oeſterreich eine Obſervations-Armee gegen die Preuß. Grenze aufſtellen.

Ein anderer geheimer Artikel bevorwortet, daß Neapel ruhig bleiben und die Franzoſen nicht provociren ſoll, ihre jetzigen Stellungen zu ändern, ſonſt will man nicht verantwortlich ſein.

In der Inſtruction für Raſumofsky, die gerade jetzt wegen Novoſiltzoffs Miſſion abgegangen iſt, wird Oeſterreich ſtark ans Herz gelegt, daß es bedenken möge, daß England für ſich Frieden machen könne, und daß dann Oeſterreich, ohne Subſidien zum ſelbigen Punkt kommen würde. Man klagt auch über den Brief des Römiſchen Kaiſers an Bonaparte, wegen Annahme der Italien. Königskrone. Es wird geſagt, daß dieſer Preußen überzeugt habe, daß nichts geſchehen werde.

Digitized by Google

der nachmaligen Congreß=Welt fremd. Zugleich im Namen und in der That ein wahrer Miniſter des welfiſchen

---

Preußen. Mit *Preußen* iſt kein eigentlicher Tractat geſchloſſen; der Kaiſer und der König haben aber zwei gleichlautende, ſelbſt unterſchriebene Declarationen ausgewechſelt. Die vom Könige iſt vom 24. Mai 1804 unterſchrieben.

Sie iſt pure auf den Fall gerichtet, daß die franzöſiſche Armee ihre damalige Poſition überſchreiten würde; in dieſem Fall wollen beide mit vereinter Macht die Franzoſen in ihre foyers zurücktreiben. Es iſt Manches über die Zahl der Truppen beſtimmt. Am Schluß iſt ein Artikel, der in Rückſicht auf Preußens Politik bedenklich ſein könnte. Beide Mächte wollen *für die endliche Räumung des nördlichen Deutſchlands im Rückblick auf Einrichtungen Sorge tragen, wie auch für die Folge ähnlichen Uebeln vorgebeugt würde?*

Dänemark. Mit *Dänemark* iſt eine Defenſiv=Allianz bloß auf den Fall, daß es ſelbſt angegriffen werden ſollte, geſchloſſen. Dann will Rußland $\frac{40}{m.}$ Mann ſeinen $\frac{25}{m.}$ Mann zu Hilfe ſchicken. Dagegen ſoll Dänemark nie Forderungen wegen Ausſchließung des engliſchen Handels nachgeben.

Schweden. Mit *Schweden* iſt der Tractat auch defenſiv, er ſoll aber offenſiv werden, ſobald wie es den großen Mächten beitreten will. Es iſt auch von Subſidien die Rede, die man anfangs für $\frac{25}{m.}$ Mann zu 1 Mill. und $\frac{800}{m.}$ Pd. St. gefordert hatte.

Es iſt von Landung in Pommern, ſchwediſchen Transportſchiffen für Ruſſiſche Truppen, Eroberung Hollands, Commando ꝛc. die Rede.

NB. *Pitt* bietet Preußen das ganze Deutſchland jenſeits des Rheins bis an den Mayn, wohl gar ſelbſt die Niederlande, wenn es mit erobern helfen will. — Rußland beſchränkt dies auf wenig mehr als die verlorenen polniſchen Provinzen, und will lieber, daß man aus den Niederlanden, Holland und dem Reſt ein neues ſtarkes Reich bilde.

Der nach Rußland geſchickte Tractat lautet im Weſentlichen *ungefähr* folgendermaaßen:

Die Abſicht Rußlands und Englands geht dahin, Europa vom franzöſiſchen Joche zu befreien, und ihm für die Zukunft mehr Feſtigkeit zu verſchaffen: dahin zu trachten, daß das nördliche Deutſchland „soit rendu à son indépendance,“ und deshalb Holland von den Franzoſen zu reinigen. Beſonders ſoll man neben der Freiheit dieſes Landes, auch die Schweiz zu befreien und den König von Sardinien wieder herzuſtellen ſuchen, und die Evacuation des Neapolitaniſchen bewirken. Wenn man dahin kömmt, Deutſchland

Digitized by Google

Hauſes, war er im Vertrauen von Pitt, wie ſpäter von Canning und faſt aller großen und gemäßigten Torys. Er war (und das iſt das Wichtigſte) gar häufig das Fernrohr, durch welche Britanniens Staatslenker die Continental, vorzüglich aber die ihnen allzuwenig geläufigen Angelegenheiten Deutſchlands betrachteten.

Die eben beſprochene Saat keimte und ſproßte allmählig im Verborgenen. — Hannover theilte bereits Jahr und Tag das düſtre Loos der „pays conquis“ des Soldatenkaiſers, als Graf Münſter den Wink erhielt, zur geheimſten und bedeutſamſten Berathung in Urlaub von Petersburg nach London zu kommen, wohin ihn dieſelbe Fregatte zugleich mit dem Admiral Warren abholte.

Schnell folgten nach einander vom April 1805 an, die

ſeine alten Gränzen wieder zu verſchaffen, ſoll geſucht werden, dort eine ſolide Carrière gegen Frankreich zu etabliren.

Zu Erreichung dieſer Zwecke ſoll man ſuchen, beſonders die Höfe von Wien und Berlin in die Coalition zu ziehen, damit man, wo möglich, 500,000 Mann ins Feld ſtellen könne. Man ſoll zu dieſem Ende Preußen Verſprechungen an Land und Leuten antragen.

(NB. Dieſe ſollen, nach Mr. Pitt's Idee, von den abgetretenen franzöſiſchen Rheinlanden genommen werden; vide die Memoiren in dieſer Rückſicht).

Für die ſämmtlichen Truppen ſoll Großbritanien Subſidien geben, und zwar per Jahr für jede $\frac{100}{m.}$ 1,225,000 Pfd. St. So ſoll auch, falls eine der coaliſirenden Mächte zu Inſtandſetzung ihrer Armee Geld brauchen ſollte, dazu von Großbritanien nach dem eben angeführten Princip Rath geſchafft werden, nur daß das Verhältniß von 1,225,000 Pfd. St. per Jahr für $\frac{100}{m.}$ Mann nicht überſchritten werde.

Dieſe Punkte ſind mit einem ruſſiſchen, auf einer engliſchen Brigg, etwa 8 Tage vor Novoſiltzoff's Abreiſe abgeſchickten Courier nach Rußland befördert worden.

Novoſiltzoff iſt am 29. Januar von London abgereiſet und am 3. Februar von Margate auf der Fregatte Granhonm nach Maſtrand zugeſegelt, und den 12. Februar in Norwegen gelandet.

Mittheilungen Czartoriski's an den unvergleichlichen Botſchafter Grafen Woronzow in London über Rußlands bereits eingeleitete Verbindungen mit anderen Mächten, um den Umgriffen Frankreichs ein Ziel zu ſetzen. Es folgte die $\frac{\text{18. November}}{\text{26. October}}$ 1804 durch Stadion, Czartoriski und Tatiſcheff zu dieſem Zweck unterzeichnete Declaration, darauf des tapfern und raſtloſen Winzingerode Reiſe nach Berlin und Wien, die geheime, rein defenſive, zwiſchen Rußland und Preußen ausgewechſelte Erklärung, welche beide die engliſche Räumung des deutſchen Nordens wollen, im Rückblick auf Einrichtungen, die für die Folge ähnlichen Uebeln vorbeugen, — die Reiſe Novoſſiltzows nach London und die ſpätere nach Berlin, rein vertheidigungsweiſe Beſprechung mit Dänemark, eine weit offenſivere mit Schweden wegen einer vereinigten Landung in Pommern oder in der Elbe, vorderſamſt zur Befreiung Hannovers, wegen Transportſchiffen, wegen jedenfallſiger Umwandlung Stralſunds in einen großen Waffenplatz. Das Ganze krönte der geheime Verkehr mit dem unter franzöſiſcher Occupation ſchmachtenden Neapel und die Bearbeitung der Schweiz, um derſelben eine wahre Unabhängigkeit zu verſchaffen: — in Wahrheit ein grandioſes Anſtreben, dem allgemeinen Feinde der Welt, wie billig, in aller Welt Feinde zu erwecken. — Die Urſachen des ungeheuren Mißlingens, der Spaltung und der Reaction in Oeſterreichs Staatsrath und Heer, der Brusquerie gegen Bayern, der unerhörten Schmach von Ulm, der Nichterfüllung des Potsdamer Vertrages, der cyniſchen Politik des Grafen Haugwitz, — die Uebereilung von Auſterlitz, welcher eine wahrhaft Shakeſpeariſche „Komödie der Irrungen" auf der Ferſe folgte, können erſt von dereinſtiger vergleichender Zuſammenſtellung gediegener Memoires hochgeſtellter Zeitgenoſſen entſchleyert werden. Daran aber gebricht es bis jetzt

ſo ſehr, daß wir wohl lange noch keine Hoffnung auf eine, dieſen Namen recht verdienende, pragmatiſche Hiſtorie haben, daß wir höchſtens auf rückſichtsvolle gleichwohl intereſſante Fragmente, im Ganzen nur auf fables convenues zählen dürfen. — Im Lieblingsſchloſſe der großen Thereſia zu Schönbrunn, wo im vierten Jahre darauf Napoleon zuerſt Marien Louiſens Bildniß erblickt, wo 27 Jahre nach der Dreikaiſerſchlacht von Auſterlitz, „le fils de l'homme“ den letzten Seufzer verhaucht, nahm Haugwitz aus Bonapartens Händen, Hannover, jenes Geſchenk der Medea mit unvorſichtiger Gier. — Die Philippiken des unvergeßlichen Fox im Parlamente und die des Grafen Münſter auf der deutſchen Erde gegen jene verhängnißvolle Beſitznahme, laſſen das Andenken des Einen ſo wenig als des Andern vergehen! — Fox war ſtets von einſeitiger Abneigung gegen Preußen erfüllt. Zu höherem Ruhme gereicht es dem Grafen Münſter, daß Er, derſelbe der die demoſtheniſchen Donnerkeile gegen jene Invaſion Hannovers geſchleudert hatte, nach dem, wenige Monate darauf gefolgten Unheil von Jena, nach ſo vieler Heerſäulen und Feſtungen ſchmachvoller Uebergabe, nach Preußens tiefſtem Fall zwiſchen den Schlachten von Eylau und Friedland, das Unmögliche that, das damalige brittiſche Miniſterium zu den größten Maßregeln, zu reichen Subſidien für Preußen und Rußland, zu mächtigen Landungen in Stralſund und Colberg zu bewegen, — daß Graf Münſter es war, der 1808—1812 in einem an die ſchönſten Zeiten des klaſſiſchen Alterthums erinnernden, durch eine unverwelkliche Correſpondenz bezeichneten Freundſchaftsbunde mit Stein, mit Hardenberg, mit Scharnhorſt, Gneiſenau, Boyen, Dohna, Grollmann, Dörenberg, Nugent, Tag und Nacht auf Preußens Wiederherſtellung ſann. — Die Unterwerfung Frankfurts, das Bonapartiſche Königreich Holland, die Auslieferung deutſchen

Bodens zu Brückenköpfen für Straßburg und Maynz von Seite Naſſaus und Badens und der Vormauer Weſel durch Preußen ſelbſt, die Uebertragung von Cleve und Berg auf Murat, den ſchönen und tapfern Küchenjungen von Cahors, die Zerſtörung des deutſchen Reiches durch die Errichtung des ſüd- und mitteldeutſchen Rheinbundes und durch die Hinderung eines nordiſchen Bundes, waren die Vorſpiele des Krieges von 1806 geweſen: — wo möglich noch furchtbarer waren jene des Krieges von 1809. — Oranien, Heſſen, Braunſchweig waren im erſten Anlauf aus der Reihe der Fürſten getilgt. Den Schiffslieutenant Hieronymus lohnte ein neues Königreich Weſtphalen. Die gefährlichſten und abentheuerlichſten Entwürfe wechſelten in Tilſit und Erfurt, — Theilung der Türkei, Wiederaufleben Griechenlands, ein neuer Alexanderzug gegen das Brittenreich in Oſtindien, — „ein ſelbſtſtändiges Königreich in Polen für den Großfürſten Conſtantin, zu dieſem Behuf Abtretung Galiziens, wogegen Oeſterreich Servien, Bosnien und die kleine Wallachei den Türken abnehmen könne. — In dieſer Eroberung würde ihm eine über Braunau, Wien und Peſth marſchierende franzöſiſche Armee beiſtehen. — Unter ihrem Schutz könnten zugleich die alten, unaufhörlichen Leopoldiniſch-Thereſianiſch-Joſephiniſchen Plane, Ungarn in ein despotiſches Patrimonialreich zu verwandeln, unfehlbar ausgeführt werden. Ihr dauerndes Gelingen werde durch Niemanden beſſer als durch Napoleon verbürgt." — Zu gleicher Zeit war die öſterreichiſche Monarchie durch 200,000 Mann von der Jablunka bis nach Braunau und bis nach Dalmatien hinab förmlich belagert. Selbſt Oeſterreichs abgenöthigte Vertheidigungsmaßregeln wurden durch die heftigſten Drohungen gehemmt, der Kirchenſtaat mehrerer Provinzen beraubt, der Papſt in ſeiner eignen Reſidenz ein Gefangener, — Spanien und Portugal mit unerhörter Treu-

Digitized by Google

loſigkeit überſchwemmt, ihre Dynaſtien waren in Gefangenſchaft oder über das Weltmeer vertrieben. — Nicht nur der brittiſchen Flagge hatte Oeſterreich alle ſeine Häfen verſchließen müſſen. Auch der, für ſeinen Handel unendlich wichtige Gebrauch der nordamerikaniſchen ward ihm entriſſen. Jegliche Verbindung konnte ſo verderblich werden als der bei dem verhafteten Koppe ertappte Brief des Miniſters von Stein. — Oeſterreichs ritterlicher Miniſter Stadion, mochte zwar feſt rechnen auf ſeinen treuen Petersburger Freund Münſter. In Wallmoden war ihm der edelſte Mittelsmann gegeben, aber in ſo ſchwieriger Zeit war die nächſte Communication, jene von Wien nach England über Trieſt und Malta. Wallmoden mußte gar über Conſtantinopel! Die Pſeudonamen Mr. Simon und Peter Cantler, für Wallmoden, Peter Müller in Yſtadt, für Dörenberg, Louis Nelly, für Nugent ſollten auf den Denk- und Grabſteinen dieſer Männer mit ihren angeborenen Namen ewig leben! — So argwöhniſch, leichtgläubig und unerbittlich die franzöſiſche Polizei in Wien war, entging doch der Hauptmittelsmann mit Münſter und mit dem brittiſchen Miniſterium, der durch eine lange Reihe von Jahren als hannöveriſcher Geſandter in Wien geſtandene Graf Hardenberg unaufhörlich ihren Argusaugen, denen doch alle engliſchen Diplomaten, Agenten und Correſpondenten nach einander entfliehen mußten. — Eine undurchdringliche Schweigſamkeit, eine affichirte Unbedeutendheit, ein freiwilliges Hergeben zum Plaſtern jedes Salons, ein cyniſches Aeußere, ein lächerlicher Geiz, ein excluſives Cauſiren von Cours und Agio, Börſe und Staatspapieren verblendeten über den ſcharfen Geiſt, über den wahrhaft deutſchen Sinn dieſes Mannes und über ſeinen tödtlichen Franzoſenhaß. — Die Dienſte, die er damals in Wien, England und der Welt geleiſtet hat, ſind unzahlbar.

Es glühte und loderte ein rechter Hanibalshaß in ei-

nem gar kleinen, aber auserleſenen Häuflein deutſchgeſinnte Männer. Sie lagen im beſtändigem Internecions-Kampfe mit den furchtſamen Knechten, mit den verrätheriſchen Kundſchaftern und eigennützigen Werkzeugen des Tyrannen. Manche dieſes Gelichters haben ſich gleichwohl noch im rechten Augenblick emporgerichtet, um dem Geſtürzten mit Einer aus allen Vieren, auf denen ſie vor ihm gelegen, Koth und Steine nachzuſchleudern. Ja ſie leyern jetzt, zum ſardoniſchen Gelächter aller Wiſſenden, durch ihre Federführer, (Juden und Convertiten, ſchwarze und bunte Jeſuiten) dem geduldigen Publikum vor, wie ſie als Taſchenprovidenz, Napoleon gleich vom Anfang her, durchſchaut, wie ſie keinen Augenblick an die Dauer ſeiner Allmacht geglaubt, wie ſie durch Alles, (ſogar durch ſeine zweite Heirath), blos an ſeinem um ſo ſchnelleren Sturze gearbeitet hätten!! Es bezeichnet den furchtbaren Druck jener Zeit und dieſe Verſpätung hatte keinen geringen Antheil an den Unfällen von 1809, daß Stadion erſt am 8ten October 1808, nach der Auflöſung des Erfurter Congreſſes und nach dem daſelbſt durch den General Vincent an Alexander und Napoleon ertheilten Verſicherungen, nachdem er den General Croſſard an die ſiegbekrönten Spanier entſendet, die allererſten Eröffnungen an das brittiſche Miniſterium in einer geheimen Conferenz mit Hardenberg und einem Schreiben an den Grafen Münſter machte: — Napoleon wolle Europa noch einmal durcheinanderſtürzen. Seine Tauſch- uud Vergrößerungs-Anträge an Oeſterreich ſeien nur Fallſtricke und deſſen Zerſtückelung ſein nächſter Zweck. Darnach wäre es von Oeſterreich ſtrafbar, nicht den letzten freien Athemzug zum Angriff zu benützen, ſondern müßig den Moment abzuwarten, den ſich einer der erſten Feldherrn aller Zeiten ſelbſt als den bequemſten ausſuchen würde!? — Jetzt böten ſich noch die letzten vortheilhaften Chancen dar:

die ſchwere Verwicklung in Spanien und Portugal, die unter der Aſche glimmende Verzweiflung in Preußen, die Stimmung der Völker Oeſterreichs und Italiens, Illyriens, vor Allen Tyrols. — Alexander ſei in Verlegenheit gegen Rußland, Er habe auch noch Schweden und Türken auf beiden Ellenbogen. — Nicht wegen Europa, das ſo heillos verblendet nicht ſei, ſondern nur der eigenen, zu neuen und übergroßen Opfern berufenen Unterthanen willen, wolle man noch eine Provocation erwarten und ſei gewiß, man brauche nicht lange darauf zu warten! Oeſterreich mache ſich keine Täuſchung darüber, daß es ein Internecionskrieg werden müſſe, daß es in dieſer gerechten und heiligen Sache keinen Bundesfreund auf dem Continent zähle, ja nicht einmal deshalb unterhandeln wolle, zuvörderſt um das Geheimniß ſeines Entſchluſſes nicht vor der Zeit preiszugeben, dann aber, die wenigen, vielleicht gutgeſinnten Fürſten nicht eher bloßzuſtellen, als man es vermöge, ſie zu behaupten. — Dieſem folgte die Schilderung der Streitkräfte, die Oeſterreich jetzt wie noch niemals zu entwickeln im Begriffe ſtehe, aber auch der Finanzverlegenheit, die niemals größer geweſen, und die nur durch Englands ſchnelle und ausgiebige Hilfe zu begewältigen ſei. — Erſt am 2. December war jene, am 11. October von Hardenberg durch den Courier Kraus über Trieſt und Malta abgeſendete Depeſche nach London gekommen. Die erſte Antwort gab wenig Troſt: England habe ſich durch den Krieg in der Halbinſel erſchöpft, — Oeſterreichs Bedürfniß eines erſten Fonds von zwei Millionen und einer erſten Subſidie von fünf Millionen Pfund ſei übergroß, dazu gehöre eine ausdrückliche Verwilligung des Parlaments. Trotz der letzten ungünſtigen Nachrichten aus Spanien werde England doch jenen Krieg fortſetzen. Eben ſo werde es auch Oeſterreich mit aller Kraft zur Seite ſtehen, wenn der Handſchuh wirklich hingeworfen ſei, ohne es zu einem Kriege

zu reitzen, den Oeſterreich aus eigner Kraft nicht zu beſtehen vermöchte. — Graf Münſter bot nun Alles auf, um die brittiſchen Miniſter zu einer möglichſt raſchen und ergiebigen Geldhilfe und zugleich zu einer mächtigen Diverſion in die Elbe und in die Weſer zu bewegen, um Hannover zu befreien, um den nagelneuen Thron in Caſſel umzuſtürzen, um den Bewegungen in Heſſen, in Braunſchweig, in den ausgeſaugten und verzweifelnden preußiſchen Provinzen kräftig die Hand zu bieten.

In der That lagen auch die Würfel überaus günſtig. — Tyrol, Oberitalien, Veltlin (die Schlüſſel Deutſchlands, Welſchlands und der Schweiz) waren auf den erſten Hauch aufpraſſelnd, der Vicekönig an die Etſch zurückgeſchlagen, Napoleons Hauptmacht, an der oberen Donau waren meiſt Deutſche, die Paar franzöſiſchen Diviſionen durch Berthier zerſplittert und durch Davouſt's Beharrlichkeit gerettet, Napoleon (wie er dem König von Bayern in Dillingen ſagte) im Begriff über den Rhein zurückzugehen, aber bald wieder mit Uebermacht, aus Straßburg herüber zu brechen, — ein Sieg bei Regensburg und ganz Deutſchland in Flammen, unzuberechnende Bewegung in Preußens rachedürſtender Wehrkraft, — eine ganz andere Wendung der Partheien in Rußland, wo nichts unpopulärer war (trotz der Erwerbungen über Schweden und Türken) als das Bonapartiſche Bündniß! Doch jedes Volk ſollte ſeine Heldenperiode umſonſt haben. Noch gefiel es dem Alten der Tage nicht, wie britthalb Jahre ſpäter, zur ungeheuren Entſcheidung ſelber aus den Wolken zu greifen. — Oeſterreichs tapferes Heer war von den Eingängen ins tyroliſche Hochgebirg bis zu jenen ins Böhmiſche zerſtreut, ohne compacte Verbindung, ohne eine große ſtrategiſche Conception, — im Ganzen ſtärker als der Feind und doch auf allen Entſcheidungspunkten ſchwächer, durch Napoleons ſtets zu erwar-

tende Anweſenheit dennoch urplötzlich wie vom Meduſenhaupte verſteinert, darum unverantwortlich im Detail geſchlagen, durchbrochen, aufgerollt und ohne daß Fürſt Johann Lichtenſtein gerade noch zu rechter Stunde Regensburg mit ſeiner ſteinernen Brücke gewann, Capitulationen in der Schmach von 1805 und 1806 abgezwungen, der große Kriegeszweck in den erſten 14 Tagen unwiederbringlich verloren. — Geldhilfe kam ſpät genug, um die erſten Raten der franzöſiſchen Contribution decken zu helfen. — Die auf Münſters unabläſſiges Andringen und Cannings Beiſtimmung auf Ende April in die Elbe beſtimmte Brittenlandung durch den Grafen Waldſtein und Andere, combinirt mit den Planen des Herzogs von Braunſchweig, Schills, Dörenbergs, Katts, Kroſigks, Werſebes und wohl mit noch höheren Anſchlägen Blüchers und Gneiſenaus, ſcheiterte an Caſtlereaghs unerträglicher Hartnäckigkeit und Beſchränktheit, die Walchern und Vließlingen (im Hintergrund Antwerpen) zur fixen Idee hatte. — Eben ſo ſcharfſinnig hatte Graf Münſter auf die Wichtigkeit gedeutet, von Malta her Tyrol, durch alle möglichen Mittel, namentlich aus dem Littoral und aus der Schweiz mit Geld, Waffen und Munition zu unterſtützen, durch den Alpengurt Deutſchland und Italien abzuſchließen und die gefährlichſte Diverſion zu erzwecken. — Jener vom Bodenſee bis nach Salzburg und von Salzburg bis nach Villach und Trieſt ausgebreiteten Vendee fehlte nichts als Geld, um in Südbayern und Südſchwaben den Herrn zu ſpielen, Napoleon zu großen Detachirungen, ja im Einklange mit den Bewegungen des öſterreichiſchen Hauptheeres vielleicht zum Rückzuge von Wien zu nöthigen! — Aber dieſe Hilfe wurde Tyrol erſt Ende Auguſts, lange nach der Wagramer Schlacht und nach dem Znaimer Waffenſtillſtande geboten. Die Landung in der Elbe, oder in Oſtfriesland wurde durch die Grafen von Münſter und Waldſtein im gleichen Augen-

blicke mit Canning endlich auf Ende Juli feſtgeſetzt, als die Hiobspoſt von Wagram es Caſtlereagh doch noch möglich machte, dieſe kriegeriſche Blüthe der holländiſchen Sumpfpeſt zu überliefern. Es war unter dieſen Umſtänden gewiß ein neues und wichtiges Verdienſt des Grafen Münſter, daß er unzeitige Ausbrüche und zu nichts als Unglück führende Inſurrectionen im Hannöverſchen und Braunſchweigiſchen hinderte, ſo ſehr auch der eifrige Nicolas auf Helgoland damit beſchäftiget und im Zuſammentreiben der Hilfsmittel unermüdet war, ſo entſchloſſen auch hannöverſche Patrioten loszuſchlagen bereit ſtanden.

Ohne das Jahr 1809, ohne jenes Jahr voll Unglücks und Ruhmes, keine ſo nahe Befreiung, — denn nur das Jahr 1808—9 verſchob, ja vereitelte die gänzliche, (bis auf Cadix und und Liſſabon, zuletzt doch ſo gut als vollendete) Unterjochung der pyrenäiſchen Halbinſel. Nur durch jene grandioſe Diverſion von 1809 blieb die welterrettende Chance vorbehalten, daß Napoleon ſeine Kräfte zwiſchen dem fernſten Nordoſt, in den Steppen und Eiswüſten Rußlands, und daß er ſie zugleich in dem tiefſten Südweſt, der nordafrikaniſchen Küſte gegenüber, zerſplittern und zerſchellen müſſen.

Das erſte Jahr nach der Unterzeichnung des Wiener Friedens, das Jahr der Vermählung Napoleons, ſah die Einverleibung Hollands („das ohnehin nur eine Anſchwemmung des Meeres an urſprünglich franzöſiſchen Boden ſei"), es ſah jene des Freiſtaates Wallis. — Das durch Hanau und Fulda erweiterte Großherzogthum Frankfurt ward Eugen Beauharnais als Dalbergs Nachfolger gegeben. Schwediſch-Pommern, Oldenburg und die Hanſeſtädte Lübeck, Bremen und Hamburg, ein Theil von Berg, von Hannover, das Ahrenbergiſche ꝛc. wurden beſetzt, das mittlere und ſüdliche Deutſchland von der Nordſee wie von Dänemark abgeriſſen, die Elbe überſchritten und im offenbaren Hinblick

auf die Oſtſee die Linie der noch immer nicht geräumten Oderfeſtungen zur Gränzlinie des großen Reichs und zum nächſten Augenblick der Alles verſchlingenden Ländergier erkoren. — Pius VII. ſchmachtete noch immer in einem fünfjährigen Gefangen- und Marterleben. Auch die Freiheit der Gewiſſen und der Kirche ſollte durch eine franzöſiſch-italieniſche Nationalſynode dem Zwingherrn alles Weltlichen überliefert werden. Ganz Spanien war bis auf jene äußerſte Erdzunge von Cadix erobert und Portugal bis an die Thore ſeiner Hauptſtadt Liſſabon unmenſchlich verwüſtet und überſchwemmt. — Auch Oeſterreich hatte in den geheimen Artikeln des Wiener Friedens eine weſentliche Verminderung ſeiner Streitkräfte ſich vorſchreiben laſſen, es hatte den Kern ſeiner Officiere, die Wallonen, die Italiener, die Rheinbündner, kurz alle der Gleba „des großen Reichs" Angehörige von ſeinen Fahnen entfernen müſſen. — Wenige blieben, änderten den Namen. Andere, (die Begabteſten, die Entſchloſſenſten), ſuchten brittiſche Fahnen in beiden Halbinſeln auf, oder gaben den brittiſchen Miniſtern die heilſamſten Rathſchläge gegen die Plane des Unterdrückers. — Der König Hieronymus bot Alles auf, um gegen anſehnliche Abtretungen und Erniedrigungen, Berlin ſtatt Caſſel zur Reſidenz und die Oder zur Gränze zu gewinnen. Die Art wie Davouſt in Pommern, Oudinot in die Marken einbrach, um die ſchnelle Ratification des, durch Kruſemark und Beguelin in Paris geſchloſſenen Vertrages zu erzwingen, erinnerte höchſt beunruhigend an die Vorgänge in Spanien. Ganz auf dieſelbe Weiſe, wie in Figueras und Barcellona, waren die Franzoſen in das, den Reſidenzen ſo nahe Spandau treulos eingedrungen. Mit genauer Noth wurde dem Könige Friedrich Wilhelm vergünſtiget, die Garniſon in dem offenen Potsdam bis auf 3000 Mann vermehren zu dürfen, während er meiſt von Hunderttauſenden umzingelt

3*

Digitized by Google

war. — Auch hier geſchahen die Rettungsſchritte durch den heiligen Zorn einiger auserwählter (von den Feigen, Dümmlingen und Verräthern als tolle Fanatiker verſchrieenen) Männer, unter dem Siegel eines bewundernswerthen Geheimniſſes und nach ſolch unmenſchlicher Ausſaugung, auch mit bewundernswerther Kraft.

Es iſt das ſchönſte Blatt im reichen Ruhmeskranze des Grafen Münſter, das geweihte Band geweſen zu ſein, das jenes trutzige Pfeilebündel eng und kraftvoll zuſammenhielt, das unaufhörlich (und durch keinerlei zeitweiſe Ablenkung oder Vernachläſſigung der engliſchen Staatsſecretaire des Aeußern und des Krieges aufgelockert,) Hilfsquellen ohne Ende, aus jenen, wie es ſchien, unerſchöpflichen weißen Meeresfelſen Albions, durch den allmächtigen Dreizack hervorſpringen ließ. — Die brittiſchen Miniſter (vorzüglich der altrömiſchgeſinnte Wellesley,) unterhielten alle jene wahrhaft weltgeſchichtlichen Verhältniſſe meiſt nur durch Münſter. — Unmöglich könnten Jahrbücher der großen Wendezeit von 1810 — 1812 mit mehr altrömiſcher Einfachheit und mit ſchärferer Keilſchrift geſchrieben werden, als Münſters Briefwechſel mit Stein, mit Gneiſenau und dem raſtloſen, überall eindringenden, Alles im Auge haltenden und aus Steinen Brod machenden Dörenberg, ſpäter mit Hardenberg und Weſſenberg. — Napoleons Bruch mit Alexander rückte indeſſen näher und näher. Mehrmals ſchien eine augenblickliche Zerſtückelung des Ueberreſtes der preußiſchen Monarchie und die Gefangennehmung Friedrich Wilhelms, ſo gut als Ferdinands VII., vor der Thüre. — Man mußte den Fall als nahe denken, daß ein großer Theil des gereinigten Preußenheeres trachten würde, der Schmach der Unordnung, ja der Unterſteckung unter die Franzoſen ſich zu entziehen, der alte Marſchall Vorwärts an der Spitze. Dafür war ein umfaſſender Plan entworfen. Eine ſtarke

engliſche Flotte mit ſehr vielen kleinen, (auch mit Munition und Waffen reich beladenen) Fahrzeugen zur beſtändigen Communication nach England, Schweden und Rußland und nach allen Punkten der nord- und ſüdteutſchen Küſten, erſchien allmählig unter Saumarez. — Zu Hauptwaffenplätzen waren erkoren, *Colberg* als großes, verſchanztes Lager und Seehafen und die Inſel *Bornholm*. Alsdann ſollte das, den Britten vom September 1807 her, wohlbekannte Seeland mit aller Macht angegriffen, Kopenhagen ein mächtiges Land- und Seearſenal, vorzugsweiſe von den Schweden beſetzt und ihrem Kronprinzen Carl Johann Bernadotte, dereinſtigen Waffengefährten, ſeit der Wagramer Schlacht aber offenen Feind Bonapartes, als Unterpfand für Norwegen überantwortet werden. — Auf Seeland wären alsdann große Landungen (nicht wieder auf das unglückſelige Walchern, ſondern) in die Elbe und Weſer und nach Oſtfriesland auszurüſten.

Dem Kriege der pyrenäiſchen Halbinſel ſendete Graf Münſter nicht wenige löwenkühne Streiter aus dem Heere Oeſterreichs und Preußens zu. — Eben ſo erfreute ſich Lord Bentink in Sicilien ſeiner, in Rath und That, wäre er nur immer befolgt worden. Die Verwicklungen mit der Königin Caroline wären milder, das Verhältniß zu Genua loyaler geweſen. — Der Erzherzog Franz von Oeſterreich, das Haupt der aus Modena wie aus dem Breisgau vertriebenen Tertiogenitur, verließ im December 1810 heimlich Wien, damals von Namen umgeben, wie Nugent, Ficquelmont, Latour. Er war von ſeinen ungariſchen Herrſchaften über Travenik, Durazzo und Salonichi nach den joniſchen Inſeln gegangen, aus denen ihm England, Liſſa, vorläufig als Depot weiteren Unternehmungen auszuantworten bereit ſtand. Von dort ging der Erzherzog auf Malta, beſprach durch Nugent, Lord Bentink in Sicilien, Beresford und Wellington in der Halb-

inſel und knüpfte im Juni 1812 zu Cagliari das (in mehreren möglichen Vorausſetzungen auch politiſch wichtige) Eheband mit Beatrix, der älteſten Tochter Victor Emanuels, Königs von Sardinien. — Wie im Norden Gneiſenau und Dörenberg, ſo errang im Süden im gleichen Bunde mit dem Grafen Münſter die Thätigkeit Nugents den Preis der Bewunderung. Dreimal machte Nugent in der kurzen Friſt die Reiſe um Europa, von Wien über Trieſt, Corfu und Malta, zu den brittiſchen Heeresfürſten in Sicilien, Spanien und Portugal, von da nach England und aus England nach geheimer Zwieſprache mit den Auserwählten im Preußenheer und in Norddeutſchland wieder nach Wien, dort treu anzugeben, was er allerwärts erblickt und ausgerichtet und mit Gewißheit zu erkundſchaften wie man dort hinſichtlich des nahen Bruches zwiſchen Frankreich und Rußland geſinnt, geſtellt und gerüſtet ſei?? — Auf die zahlloſen Mißvergnügten zwiſchen den Alpen und Apenninen, vom flanatiſchen und liguriſchen Buſen bis zur Meerenge, auf die von Oeſterreich abgelöſten Provinzen, auf Illyrien, auf das zwiſchen Illyrien, Italien und Bayern dreifach zerriſſene, in der Blut- und Feuerprobe von 1809 bewährte Tyrol, war die erſchöpfendſte Rückſicht genommen. — Eifrig arbeitete England an der Ausſöhnung Rußlands mit der Pforte. — Dann würden die Donau- und Moldauarmee frei werden und ein an den adriatiſchen Küſten gelandetes Armeecorps von Britten, an bedeutende, dem alten Herrn und dem alten Recht zugewendete Volksaufſtände angeſchloſſen, unzuberechnend wichtige, gemeinſame Operationen verfolgen können: — dieſe ſo großartige als ſcharfſinnige Idee, unterblieb nur durch die unerwarteten Wendungen im Anbeginne des verhängnißvollen Jahres 1812. — — Im halben May 1812 war der letzte Tag von Bonapartes Allmacht und Herrlichkeit. Es war in Dresden, jenes verhängnißvolle „Par-

terre von Königen" jenes im September 1808 in Erfurt noch überbietend. Niemals hatte das weltherrſchende Rom, ja es hatte die abendländiſche Welt ſeit den Völkerwanderungen ein ſolches Heer nimmermehr angeſtaunt, wie es in den letzten Juniustagen dem Soldatenkaiſer nachſtürmte über den Niemen und nach mehreren (theuer erkauften und zuletzt doch unentſcheidenden) Siegen bis in den Kreml der alten Zarenſtadt Moskau. — Und daſſelbe Heer zerſtäubte im zweiten Monat nach dem Brande Moskaus, in einem Rückzug, oder vielmehr in einer Flucht, wie man ſie ſonſt nirgends geſehen, ohne Obdach, ohne Hülle, ohne Nahrung, ohne eine Spur von Kriegszucht oder Menſchengefühl, ſinnloſe Angſt oder viehiſche Selbſtſucht im Herzen, mit ungeheurem Verluſt, mit unendlicher Zerſtörung.

Es hieße Waſſer in den angeſchwollenen Waldſtrom tragen, wollte man ein farbenglühendes Bild abmalen von dem, auf den Poſaunenruf dieſes Gottesgerichtes erfolgten, plötzlichen Erwachen und rieſigen Erheben aller durch das unerträgliche Fremdlingsjoch lang niedergehaltenen und zerfleiſchten Empfindungen und Leidenſchaften. — Das unmenſchlich ausgeſaugte Preußen und den ganzen deutſchen Norden durchfieberte nur eine Gluth der Rache, kaum ermäßigt durch die Furcht vor Bonapartes bisheriger Unüberwindlichkeit. Nicht minder ungeſtüm brauſete es im Garten der Erde unter jenem Volke, das ewig lärmt und nichts thut, das ſeit einem halben Jahrtauſende keinen wahrhaft nationalen Helden, ja keinen großen Verſuch der Selbſtſtändigkeit hervorgebracht hat, in Italien. — Ganz anders gährte es in Oeſterreichs alten, abgetretenen Provinzen, in Illyrien, in Tyrol. Das edelſte deutſche Mitgefühl regte ſich in Oeſterreichs geſammten, germaniſchen Stämmen, in dem Adel und in der Intelligenz des Wunderlandes Böhmen, weit weniger in Ungarn, wo der kaum beendigte ſtür-

miſche Reichstag, wo das Andenken an die alten Nivellirungsplane und an die neuen Bonapartiſchen Verheißungen von 1808 bis 1811, wo die Sympathie mit der polniſchen Adelsariſtokratie viel widerſprechende Regungen hervorgebracht hatten. — In dieſem beiſpielloſen Sturmesbrauſen gereicht es dem Grafen Münſter zur höchſten Ehre, ſtets das völkerrechtliche Ziel und Maaß beobachtet, nie den Herrſchern, nie den Beherrſchten geſchmeichelt zu haben!! Noch waren die furchtbaren Kriegeswürfel nicht gefallen, und ſchon beſchäftigte Deutſchlands Zukunft und Wiedererbauung die größten und edelſten Gemüther. — Stein hielt ſich auf deutſcher Erde nirgend mehr ſicher und ging nach Rußland. Er ſchrieb darüber an den Grafen Münſter unter andern: — „Noch immer dauert die von der franzöſiſchen Regierung ausgeſprochene Achtserklärung fort. Sie wurde veranlaßt hauptſächlich durch die Einſtreuungen einer aus allen genußliebenden, gemeinen Menſchen zuſammengeſetzten Parthei, an ihrer Spitze der Fürſt Hatzfeld, der Exminiſter von Voß, der die Leitung des Staats erhalten ſollte, ein kindiſch gewordener Feldmarſchall, ein altes Weib vom übelſten Ruf, ein Hofſchranz und ein Hofpfaffe, ein durch Stupidität ausgezeichneter General rc., dieſe Parthei bearbeitete den mißtrauiſchen, heftigen General Davouſt, deſſen Berichte den Kaiſer zu einer Maßregel beſtimmten, die er ſonſt vielleicht nicht ergriffen hätte.“

„Der jetzige Zuſtand der Dinge, wo Alles vom rückſichtsloſen Willen eines einzigen Mannes abhängt, kann nicht dauern. Sobald die Hand des Unterdrückers erſchlafft oder ſinkt, oder wenn das Maaß ſeiner Verbrechen voll iſt, ſo findet eine Reaction ſtatt, zu der Alles vorbereitet wird durch den tiefen Unwillen, den die Willkühr und das Niedertreten der alten, auf Beſitzſtand und Recht begründeten Verhältniſſe, die Vernichtung aller Denkfreiheit und die

fortſchreitende Verachtung verurſachen. — Mit dieſem Unwillen verbinden ſich Gewohnheit an Entbehrung und die Ueberzeugung, daß bei der Wandelbarkeit und Ungewißheit jedes Verhältniſſes, jede Sorge für Erhaltung oder Befeſtigung der ſubſiſtirenden Einrichtungen vergeblich iſt. Auch der Geringſte ſieht ein, daß alle die Worte von Freiheit der Meere ꝛc. leere, geiſtloſe Vorſpiegelungen ſind, ein zerriſſener Bettlermantel um eine gränzenloſe Willkühr zu bedecken.“

Noch iſt in unzähligen weſtphäliſchen Hütten und Häuſern Steins Bild aufgeſtellt, als: — „alles Böſen Eckſtein, alles Guten Grundſtein, deutſcher Ehre Schlußſtein.“ — In ſpäter Nachwelt wird des kraftvollen, uneigennützigen Mannes erſtaunliche Wirkſamkeit, ſelbſt inmitten der grauſamſten Verfolgung des Königs der Könige, in deutſchen Herzen leben und blühen. Aber jedem Mittelwege, jeder Anbequemung, jeder halben Maßregel unzugänglich und in dieſer Hinſicht mit der Macht losgebrochener Elemente vordringend, war Steins Ideal: ein Kaiſer wie Heinrich III., wie der Barbaroſſa, oder wenigſtens gleich dem Wiederherſteller Rudolph von Habsburg oder dem Bürgerkönig Ludwig von Bayern in ſeiner guten Zeit. — Ueber die Unmöglichkeit ſolchen Zurückdrehens der Zeitalter ſich ſelbſt beſcheidend, zielte Stein möglichſt auf Centraliſirung der Nation in coloſſale Maſſen, — ſtatt der unmöglichen Einheit, wenigſtens auf einen Dualismus, wie ihn auch Arndt, Jahn, Görres und Andere ausgeſprochen, auf eine Theilung Deutſchlands zwiſchen Oeſterreich und Preußen, etwa nach dem Laufe des Main. Aehnliches war ſchon zwiſchen den Präliminarien von Leoben und den Raſtädter Verhandlungen, manchen practiſchen Köpfen als das letzte Mittel zu Deutſchlands Rettung erſchienen.

Wenige Bruchſtücke von Briefen und eigenen Briefcon-

Digitized by Google

cepten aus dem Nachlaſſe des unvergeßlichen Stein reichen hin, ein Bild von Münſters damaligem Wirken, von ſeiner impoſanten Stellung, von der Klarheit und Rechtlichkeit ſeiner Anſichten, von ſeiner wahrhaft alterthümlichen Freundestreue zu geben.

Schon unterm 6. October 1811, faſt ein volles Jahr vor jenem Weltlichte des Moskauer Flammenmeeres hatte Stein an den Grafen Münſter geſchrieben: — — — — „Napoleons ganzes Gebäude beruht auf roher Kraft und dem Druck jeder Art. Sein Bemühen iſt nicht das Kaiſerthum den Nationen einzuzaubern, wie es das funfzigjährige Beſtreben Auguſtus war, er läßt vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt, um durch höhnenden Uebermuth, durch rauhe Formen, durch Kränkung jedes edlen Gefühls und Störung jedes Zwecks des Eigennutzes, den Druck des durch ihn herbeigeführten Zuſtandes unerträglich zu machen. Dieſe Handlungsweiſe wirkt wohlthätig, ſie erhält in dem Menſchen einen regen Unwillen, ein Streben nach dem Zerbrechen der Feſſeln, und verhindert das Verſinken in den Todesſchlaf."

„Dieſer allgemeine Unwille hat aber auch in Deutſchland die Bande, die den Unterthanen an den Fürſten knüpfen, gelößt, — er ſieht in ihnen entweder Flüchtlinge, die nur für ihre Erhaltung beſorgt, ſich durch die Flucht retteten, taub gegen die Forderungen der Ehre und Pflicht, oder betitelte Sclaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Exiſtenz erbetteln. Daher entſteht der allgemeine Wunſch einer Verfaſſung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet; jeder große Mann, der ſie herzuſtellen fähig wäre, würde der Nation, die ſich von denen Mittelmächten abgewendet hat, willkommen ſein."

„Was ſoll aber die Stelle des Alten erſetzen? Könnte

ich einen Zuſtand wieder herzaubern, unter dem Deutſchland in höchſter Kraft blühte, ſo wäre es der unter unſern großen Kaiſern des 10—13. Jahrhunderts, welche die deutſche Verfaſſung durch ihren Wink zuſammenhielten und vielen fremden Völkern Schutz und Geſetze gaben."

„Läßt ſich aber ein ſolcher Zuſtand erwarten? hat nicht Religion, Sprache, Verſchiedenheit im Zuſtand der Civiliſation, Temperament, eine unglückliche Spaltung verurſacht? Läßt ſich dieſe heben? Aber geſetzt, der deutſche Staatenbund unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt würde wieder hergeſtellt, ſoll das auf den Bahnen des weſtphäliſchen Friedens geſchehen, eines Geſetzes, das fremde Uebermacht, unterſtützt durch den Factionsgeiſt, Deutſchland aufdrang, um das Band, das es umſchlang, zu löſen, und der Zwietracht und der Selbſtſucht freies Spiel zu laſſen? — muß das Bundesverhältniß feſter und feſter geſchloſſen, und das kindiſche Puiſſanziren der einzelnen Theile aufhören?"

„Dieſe Fragen ſind freilich zu voreilig, die Ereigniſſe, denen wir entgegengehen, können, vor das erſte, nur vorbereiten, ſie können, wenn ſie mit Weisheit und Kraft geleitet werden, die Befreiung des baltiſchen Meeres bis an die Elbe bewirken und Rußland einen Kreis verſchaffen, in dem es ſich wieder frei bewegen kann, und wodurch es aufhört, ſein eigenes Intereſſe und das Intereſſe von Europa aus Rückſicht auf die Eingebungen der Furcht und Weichheit zu vergeſſen. Die Befreiung von Deutſchland aber wird man ohne Oeſterreichs Mitwirkung nicht erreichen, da dieſes allein durch Streitkräfte und Einfluß auf das ſüdliche Deutſchland zu wirken im Stande iſt, deſſen Bewohner Regſamkeit genug haben, um ſich über die Berechnungen der Selbſtſucht zu erheben, und durch Gefühle hinreißen zu laſſen. Oeſterreichs Heer iſt aber jetzt desor-

ganiſirt, und es ſind wenigſtens ſechs Monate zu ſeiner Wiederherſtellung erforderlich.“

„Auf freiwillige, plötzliche, ausgebreitete, zugleich ausbrechende Inſurrection kann man bei dem Phlegma der nördlichen Deutſchen, der Weichlichkeit der oberen Stände, dem Miethlingsgeiſt der öffentlichen Beamten nicht rechnen, — man wird vielmehr, wenn das unter dem Schutz einer Armee geſchehen kann, Volksbewaffnung, Bildung von Landwehr-Bataillons, Rekrutenſtellung befehlen und den Adel mit Degradation, die Beamten mit Todtſchießen, wenn ſie Lauigkeit und Schlaffheit beweiſen, beſtrafen müſſen.“

„Die Theilnahme des Herzogs von Braunſchweig wird dem Feldzuge wohlthätig werden, da er die Gemüther der Menſchen durch ſeinen kühnen Zug von den Gränzen Böhmens bis an die Weſermündungen ergriffen hat.“

„Mit gewöhnlichen Mitteln und mit gewöhnlichen Streitkräften kann der Krieg, wenn er einen glücklichen Erfolg haben ſoll, nicht unternommen werden. Die ruſſiſche Armee muß immer 300,000, die preußiſche 180,000 Mann ſtark gehalten werden, welches nach der bekannten Bevölkerung möglich iſt, da von einer Million Seelen 20,000 Mann mit Anhalten im Feld aufgeſtellt werden können.“

„Ohne Papiergeld laſſen ſich aber dieſe Streitkräfte nicht erhalten noch bedingen und ohne Requiſition — denn Metallgeld fehlt, Rußland hat keines, Preußen iſt verarmt, Anleihen ſind bei dem gegenwärtigen Zuſtand von Europa unmöglich, wo deſſen Capitalien täglich zerſtört werden, Bildung neuer unmöglich iſt, wo aller Seehandel vernichtet und die Inſurrection in Südamerika die Gewinnung edler Metalle verhindert. Rußland muß alſo mit ſeinen Banconoten Krieg führen, — für Preußen bleibt nichts übrig als mit England ſich wegen Zahlung von Subſidien in Banks

noten zu vereinigen und dieſen die Eigenſchaften des baaren Geldes beizulegen."

„Bei der Verbindung Englands mit dem feſten Lande, kömmt es ſehr auf die Individualität des Mannes an, den es zu ſeinem diplomatiſchen Agenten wählt; — keinen Weichling, Neuling, ſondern geiſtvolle, kräftige, kühne, im Denken und Handeln geübte Männer — als ſolche wurden Mr. Adair, vor Allen, Pozzo di Borgo angeſehen."

„Mit Menſchen, Waffen und Papier in Ueberfluß, mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit, die jeder Gefahr trotzt, jedes Leiden duldet, und mit dem Schutz der Vorſehung wird es vielleicht gelingen, die ſchändlichen Sklavenfeſſeln zu zertrümmern."

Empfangen E. E. die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Noch am 19. April 1812 hatte Stein voll Jammer über den Anſchluß Preußens geſchrieben: — „Nun kann man in Deutſchland nichts mehr von Oben erwarten. Es mag ſein, daß Rußland den Vertheidigungskrieg beſteht, daß Napoleon gezwungen wird, ſein erſchöpftes und überſpanntes Reich noch ſtärker anzugreifen, und die Folgen ſeiner verderblichen Verwaltung zu beſchleunigen, alles dieſes kann keine Befreiung unmittelbar bewirken, die nur das Werk anderer glücklichen und unberechenbaren Ereigniſſe ſein kann. — Unterdeſſen verſchwinden Zeit und Kräfte, die Beſſeren zehren ſich in ſchnödem unerträglichem Müßiggang auf, als Zuſchauer des allgemeinen Elends und des Treibens der Schlechteren, deren Zahl täglich wächſt und deren Geſinnungen krebsartig um ſich freſſen. — Seit 1809 lebe ich in der Erwartung glücklicher Ereigniſſe, die nun zuletzt noch in Berlin getäuſcht ward. Es iſt unerträglich ſich in dieſem Müßiggang aufzuzehren. Ich wünſche wieder in Thätigkeit zu kommen. Auf welche Art? werden Eure Er=

cellenz fragen, und hierauf bin ich nicht im Stande, befriedigend zu antworten. Vielleicht könnte ich durch Rath und Einfluß die gute Sache befördern, wenn ich mich unter dem Schutz der beim Ausbruch des Krieges abgeſandt werdenden engliſchen Geſandtſchaft im Hauptquartier aufhielte. Kaiſer Alexander bewies mir Zutrauen, indem er mir ſchon 1807 ſeine Dienſte anbot. Ich ſtehe mit vielen dort angeſtellten Perſonen in Verbindung. Ich verlange nichts als Päſſe, Reiſekoſten und Diäten. Iſt der Krieg zu Ende, ſo kehre ich wieder hieher zurück. — Möge er einen glücklichen Erfolg haben, oder ich mein Ende darin finden!"

Und ſo gewaltig war der göttliche Wille, die Zuchtruthe der Welt, nachdem ſie ihre Zwecke erfüllt hatte und ihre Zeit abgelaufen war, ins Feuer zu werfen, daß kaum ein volles Jahr darüber, der herrliche Münſter dem kräftigen Stein, ſo loyal als ſtaatsklug erwiedern mochte:

„Ich ſchmeichle mir, daß wir das gleiche Ziel redlich im Auge haben und auch denſelben Eifer, es zu erreichen. Aber unglücklicherweiſe ſind wir nicht ganz einig über die Mittel und Wege. In mehreren Punkten iſt die Verſchiedenheit unſerer Meinungen nur ſcheinbar, in andern aber iſt ſie wirklich und von ſo ernſter Natur, daß ſie wohl unſere theuerſten Intereſſen gefährden könnte. — E. E. beklagen ſich, daß bis zur Stunde zwiſchen England und Rußland über die deutſchen Geſchäfte noch gar nichts ausgemacht ſei. Ich möchte auch, daß alle zu erörternden Punkte ausgeglichen wären, doch ſehe ich mit Vergnügen daß nichts Weſentliches unbeachtet geblieben und daß man inſonderheit darüber einig ſei, den Krieg in das Herz von Deutſchland zu verſetzen. — Deutſchlands Lage iſt von der bringendſten, europäiſchen Wichtigkeit. In Deutſchland muß Bonaparte der Gnadenſtoß beigebracht werden. — Achten wir es ja nicht gering, daß wir über die heilloſe Idee trium-

Digitized by Google

phirt haben, die in England und Rußland bereits anfing, Boden zu gewinnen, daß nämlich dieſe beiden Reiche ſich iſoliren und das übrige Europa mit Gleichgültigkeit betrachten würden. Man iſt auch über die vorzugsweiſe in Anwendung zu bringenden Mittel einig und es dürfte kein Zweifel mehr ſein, daß Großbritannien die deutſche Legion auf ſich nimmt, die in Rußland ſich bildet. Alle Vorfragen abgeſchloſſen, können wir alsdann zuverſichtlich die Grundſätze erörtern, die wir über das deutſche Reich und über die Theilung unſerer künftigen Eroberung aufzuſtellen gedenken, überhaupt dürften wir hierüber bald einig ſein. E. E. klagen mich an, den Haß der Capulet und Montague wieder aufzuwecken, den Hannoveraner allzuſehr herauszuſtellen und Sie des Preußenthumes zu beſchuldigen. Leider rechtfertigen E. E. letzte Mittheilungen meinen Argwohn nur zu ſehr, während ich glaube, recht gut zugleich ein ächter Hannoveraner und ein ächter Deutſcher ſein zu können. Ich will noch mehr ſagen; ich rede hierin als Miniſter eines Churfürſten, aber eines Fürſten, der zugleich das Steuer der brittiſchen Monarchie handhabt und welcher nicht ungeheure Intereſſen opfern würde für Partikularintereſſen, wenn er ſelbe nicht für coincidirend achtete. — Ich werde eben ſo ſprechen, wie wenn ich als Privatmann zu Rathe gezogen oder wenn ich an den Ufern des Rheins geboren worden wäre. — In wenigen Tagen wird E. E. ein Memoire zukommen, in welchem ich die Meinungsverſchiedenheit zu heben ſuchte, die ſich in Ihrem vom Kaiſer gebilligten Memoire vom 14. September und jenem von Schweden übergebenen ausweiſet, das den Kronprinzen zum Verfaſſer hat. Mein Memoire geht von den Grundſätzen aus, die der Prinzregent als Beherrſcher von Hannover ſich vorſetzte und deren Ausführung er ſeinen Miniſtern ans Herz gelegt hat. In Ihrem erſten Memoire ſprachen auch E. E.

nur davon, die deutſchen Fürſten einzuladen, ſich den verbündeten Höfen anzuſchließen, nicht davon erobern und über Deutſchland nach dem Eroberungsrechte verfügen zu wollen. Die Tractaten von Stockholm und Abo ſtipulirten eine mit Schweden combinirte Unternehmung. Rußland und Schweden negociren jetzt noch um Englands Beitritt hiezu und E. E. glauben jetzt Schweden ganz wegwerfen zu können oder ihm bloß die Bewachung Dänemarks zu übertragen. Freilich, Differenzen ſolcher Art müſſen den Abſchluß weſentlich aufhalten. — Ich bin ganz und gar nicht der Meinung, man könne ſich Schwedens entäußern, — gönnen wir Bonaparte nur einen Augenblick von ſeinem Falle ſich zu erheben, was bei ſeinen ungeheuren Hilfsquellen nicht ſchwer iſt, ſo verlieren wir alle Frucht der in Rußland erhaltenen Siege. Bonaparte würde ſich darauf beſchränken, einen Krieg zu machen, wie man es ſonſt that, Gewinn und Verluſt hin- und herſchwanken und — das Ende vom Liede, ein übergypſeter, trügeriſcher Frieden!! Ich ſetze das größte Zutrauen in Witgenſtein, aber ich zweifle, ob er ſo ſchnell als Sie glauben, die Oder erreichen kann? — Sie wiſſen doch was es iſt, um das Verpflegungsweſen eines ruſſiſchen Heeres außerhalb des Kaiſerreichs und in ein Land vorrücken, wo Alles aufgezehrt, oder in Franzoſenhand iſt, die gewiß dem ſie verfolgenden Feinde blutwenig übrig laſſen werden?? So lange wir nicht ſehr weite Strecken zu behaupten vermögen, hängen wir ganz davon ab, was die verbündeten Höfe uns leiſten wollen. Bonaparte kann alle möglichen Mittel zuſammenraffen und ſich ſelbſt der wichtigen Männer bemächtigen, die er beargwohnt. Man muß auch nicht vergeſſen, wie gefährlich es wäre, den Kronprinzen von Schweden auf eine ſo unverdiente und muthwillige Art zu beleidigen. Ich ſage unverdient, weil er nach meiner Ueberzeugung zum Erfolge des

Digitized by Google

letzten Feldzugs viel beigetragen hat. Durfte der Kaiſer Alexander ſich nicht auf ihn verlaſſen, ſo mußte eine nicht unbedeutende Macht zur Deckung Finnlands zurückbleiben. — Bernadottes Entſagung auf das ruſſiſche Corps, das zu ihm ſtoßen ſollte, hat Witgenſtein in den Stand geſetzt den Feind zu ſchlagen. Es ſchiene mir ſehr unbillig, über Bernadottes Unthätigkeit zu klagen, wenn man die ihm zugewieſenen Truppen ihm wieder weggenommen hat. — Uebrigens hat ſeine feindliche Haltung und ſeine Rüſtungen die Franzoſen genöthiget, die baltiſchen Küſten nicht zu entblößen, alſo die Dienſte einer Diverſion gethan. Ich habe Zutrauen zu Bernadotte, (abgeſehen von meiner, auf ſein Thun in Deutſchland und Schweden gegründeten guten Meinung von ſeinem Character) wegen ſeines individuellen Intereſſe. Was hätte er von Bonaparte zu gewinnen, der ihm auf keinen Fall Wort halten würde, als Sieger, und der ihm nicht Wort halten könnte, als Beſiegter?? Kennt etwa Bernadotte nicht das Loos der franzöſiſchen Vaſallenkönige und ſelbſt der eigenen Brüder des Tyrannen? Wie Bernadotte übrigens mit ſeinem Heer herübergeſchifft iſt, hängt ſeine Heimkehr von England und Rußland ab. Warum einem Manne nicht trauen, der ſich uns anvertraut? Es iſt wahrlich keine Gefahr, daß er ſich zum Herrn von Deutſchland machen werde! — Das iſt es, was ich über Schwedens Mitwirkung zu ſagen habe: ein Punct, der jetzt ſehr bald in Ordnung ſein wird, da General Hope nach Stockholm abgeht, um ſich mit dem Kronprinzen und mit Rußland über den Operationsplan zu verſtändigen.“

„Hinſichtlich der künftigen Arrangements in Deutſchland und der beim Auftreten daſelbſt zu verkündenden Intentionen glaube ich, ſeien wir nur um Worte auseinander, nicht in der Idee; — die Reichsverfaſſung als noch exiſtirend anzunehmen, blos ihre Fehler verbeſſern, ihre Mängel

ergänzen zu wollen, ſtatt zu ſagen, ſie exiſtire gar nicht mehr, man müſſe eine neue Ligua ſtiften unter einem Oberhaupt und nach der großen Lehre, die unſere nationalen Unfälle uns gegeben haben. – In dieſem Sinne faſſe ich E. E. Ideen von Reform; ich war hiezu authoriſirt, ſelbſt durch den Ausdruck, es thue Noth, dieſe Verfügungen auf die Gerechtigkeit zu ſtützen. Ich wurde es aber noch mehr durch den Ausdruck: Wir ſollten die vertriebenen Fürſten einladen, ſich mit uns zu vereinigen. Wir werden ſie doch nicht einladen, um ſie zu betrügen, oder dürfen wir hoffen, daß ſie freiwillig abdanken, um ſich dem einen oder den beiden Herrn zu unterwerfen, die wir ihnen anbieten? — Betrachten Sie den weſtphäliſchen Frieden immerhin als eine Mißgeburt. Er war doch immer noch beſſer als ein dreißigjähriger Krieg, und ein ſolcher würde entſtehen aus dem Plane, Deutſchland zu erobern und Bayern, Sachſen, Heſſen, Braunſchweig gewaltſam zu unterwerfen. In den meiſten dieſer Länder werden doch die Fürſten darüber entſcheiden, welche Parthei ihre Unterthanen ergreifen? — Ich rede nicht vom Rheinbund, noch von der ſeit 1802 eingeführten Verfaſſung. — Aber wenn Sie ſagen, Deutſchland könne nicht Stärke genug erhalten, um ſich zu vertheidigen, ohne die Gefahr einer vollſtändigen Revolution: warum gelang es denn Bonaparte, dieſen Rheinbund zu einem Werkzeug der Welteroberung zu machen? — Beſchränken, reduciren Sie immerhin die Zahl der Fürſten, welche übrig bleiben ſollen, geben Sie dem Oberhaupt größere Macht und dem Bunde engere, innigere Verkettung, das werden doch alles nur Modificationen ſein, — aber zielen wir nicht nach einem Stand der Sachen, der in Deutſchland nie exiſtirt hat, von dem Zwieſpalt zwiſchen Herrmann und Marbod bis auf unſere Tage, eine kurze Zeit ausgenommen, in welcher aber Deutſchland nicht glücklich war. Es iſt nicht

zu läugnen, daß Deutſchlands Verfaſſung keineswegs das Werk eines aufgeklärten Nationalwillens und der Erkenntniß ſeiner großen Intereſſen war, aber welche Conſtitution wäre nicht großentheils das Werk zufälliger Ereigniſſe geweſen? Seit Solon und Lykurg träumte nur die conſtituirende Nationalverſammlung und die abgeſchmackten Cortes davon, Conſtitutionen zu machen, und das Werk Beider zerſtäubte gleich ſchnell in alle vier Winde. — Es iſt wahr, England nimmt jetzt in Sicilien gleichfalls Theil am Conſtitutionsſchmieden. Gott behüte uns vor ſolchem Irrthum!! Ihre Kritik unſerer Verfaſſung iſt bitter, ſie war ja doch die Quelle aller bürgerlichen Freiheit in Europa, ſelbſt der brittiſchen. Ein Poſſenſpiel ſoll gewiß nicht aus unſerm Kampf hervorgehen — aber warum Sie lieber ins Privatleben zurückkehrten? — lieber den Todtengräber als den Arzt unſerer Verfaſſung machen wollen, — das verſtehe ich nicht!? Laſſen Sie uns doch nicht nach dem greifen, was vielleicht theoretiſch wünſchenswerth ſein möchte, und dagegen das verlieren, was practiſch erreichbar iſt. Wenn Sie einen engliſchen Autor über unſere Verfaſſung zu Rathe ziehen, ſo antworte ich Ihnen durch den Mund eines ſchwachen: theat the practical blessing of a Constitution is frequently the inverse ration of its theoretical beauty. Die Anwendbarkeit Vaubanſcher und Montalembertſcher Befeſtigungs-Theorien auf alte Ritterburgen haben wir leider neuerdings bei Burgos zu unſerm Nachtheil erfahren und vielleicht wird Bonaparte uns noch jetzt die Kraft ſeines Rheinbundes fühlen machen. Den Sinn, der in dem überſandten „Genius der Zeit" herrſcht, und deſſen Verfaſſer ſchätze ich ſehr; ich glaube aber, daß der Weg der Verbeſſerung, den ich vorſchlage, uns zum Zweck führen kann und daß bei E. E. Umwälzungsvorſchlägen die Gefahr eintreten

würde, Alles zu verlieren. — Sie ſagen, daß Ihnen die Dynaſtien gleich ſind! Mir ſind ſie es nicht. Es herrſcht in Ihnen ein Geiſt, den man durch Jahrhunderte verfolgen kann. Leſen Sie, was J. Müller in ſeinem Fürſtenbund über das guelphiſche Haus ſagt: „Soll ich des Ruhmes der Guelphen gedenken, deren ungebeugter Heldenſinn ihren Namen zum Signal der Freiheit gemacht hat u. ſ. w." — Selbſt England iſt nie ſo frei als unter den drei Georgen geweſen, und der vierte bringt denſelben Sinn auf den Thron. — — — — — — — — — — — —

„Als ich dem Prinzregenten die erwähnte Stelle Ihres Briefes zeigte, ſagte er: — wenn Stein die Dynaſtien völlig gleichgültig ſind, warum nimmt er nicht uns ſtatt Preußen? Die Frage möchte ich wahrhaftig ſelbſt thun."

„Ich bitte E. E. zu bedenken, daß wir uns bei meinen Vorſchlägen die Hände nicht binden, um alle nützlichen Veränderungen hervorzubringen, daß aber der Ihrige, Oeſterreich mit halb Deutſchland zu bereichern, ganz Europa inclusive Deutſchland, und der zweite, Deutſchland zwiſchen Oeſterreich und Preußen zu theilen, gewiß Rußland, England und Schweden und alle Norddeutſchen gegen ſich haben wird, die nicht an der kriegsräthlichen, Auscultanten- und Aſſeſſoren-Regierungsſucht hangen, in der man nie glauben wollte: che governa meglio, chi men governa. — Jener Gedanke aber würde die Deutſchen eben ſo ſehr, als die unglückliche Idee abſchrecken, für Dänemark eine Entſchädigung, für Norwegens Verluſt in Deutſchland erobern zu wollen. Hier haben Sie meinen vollen Beifall: pour que cette puissance ne cesseroit elle d'exister? — Bedenken E. E. was ich über die Bildung eines großen Staats zwiſchen der Elbe und dem Rhein, aus herrenloſen Beſitzungen geſagt habe. In dieſer Gegend wollte man die Schadloshaltung für Norwegen finden, dafür wird uns Dä-

nemarks Unverſtand und der Widerwille der Deutſchen hoffentlich bewahren!!?" —

„Was E. E. über den ſchädlichen Einfluß der Höfe ſagen, ſtimmt mit meiner Erfahrung und Ueberzeugung nicht ganz überein. Ich habe ſehr lange an großen Höfen gelebt und ich kenne viele kleine. Mir haben ſtets die Sitten in den Dörfern verderbter als im Zirkel höher gebildeter Menſchen geſchienen, und ich kann wenig Unterſchied darin finden, ob man um die grandes entrées, oder über den Vorſitz bei einer kirchlichen Viſitation intriguirt, ob man einem Fürſten oder einem Departements-Präfecten ſchmeichelt, um zu ſeinem Zweck zu gelangen. Wenn ein Unterſchied ſtattfindet, ſo liegt noch vielleicht im höhern Gegenſtande, der Leidenſchaften reitzt, etwas weniger Verächtliches."

„Auf der andern Seite laſſen Sie uns nicht außer Acht laſſen, wie viel Wiſſenſchaft, Cultur und Wohlſtand durch die Vermehrung der Centralpuncte, wo dergleichen geſchätzt wird, oder von wo ſie ausgehen, gewonnen haben? Wo iſt ein Land, das ſich mit Deutſchland in wiſſenſchaftlicher Rückſicht vergleichen könnte; haben dazu die Höfe der deutſchen Fürſten nicht beigetragen? Hatte in allen Zeiten Griechenlands Bildung und Glück nicht zum Theil jene Theilung in kleinere Staaten zum Grunde? Doch ich will mich nicht weiter ausdehnen. Ich habe mich nur rechtfertigen wollen, daß ich auf kein Poſſenſpiel denke, wenn ich dagegen bin, daß unter den jetzigen Umſtänden die Vereinigung Deutſchlands unter einen oder zween Herren verſucht werde."

„Bei allem Widerſpruch bleiben E. E. von meiner aufrichtigen Hochachtung und Freundſchaft verſichert ꝛc."

Welches herrliche Gegenſtück, welche Vollendung und Ergänzung hiezu liefern nicht die Erklärungen Münſters

auf jenen erwartungsreichen Tagen der Verſammlung der Herrſcher und Staatsmänner zu Wien, vor andern, die großmüthigſten, die rechtlichſten, die nationalſten, die dort erſchollen ſind. — Selbſt Preußen ſprach in den zwölf Artikeln vom 16. October 1814 (wo nach dem Witzworte des Marſchalls, Fürſten de Ligne der Congreß noch nicht einmal im Tanzen, geſchweige im Fortſchreiten war,) unumwunden aus: — „der Bundesvertrag ſetzt die Nothwendigkeit einer ſtändiſchen Verfaſſung in jedem einzelnen Bundesſtaate feſt und beſtimmt ein minimum der ſtändiſchen Rechte. — Uebrigens überläßt er es den einzelnen Staaten, ihren Ständen nicht nur ein Mehreres einzuräumen, ſondern auch ihnen eine der Landesart, dem Character der Einwohner und dem Herkommen angemeſſene Einrichtung zu geben.“

Hat auch die Separaterklärung von Baden, hat auch die Geſammterklärung der neunundzwanzig Fürſten und Städte und die der „vielen fürſtlichen und gräflichen Häuſer“ ſämmtlich das Princip einer landſtändiſchen Verfaſſung anerkannt, ſo bleibt doch Hannover und ſeinem mannhaften Vertreter, Grafen Münſter das unverwelkliche Verdienſt, mit beſonderer Kraft, und wie es dem durch die Perſon des Regenten verbundenen Schweſterſtaat von Großbritannien zukam, — qualem decet esse sororem — für deutſche Freiheit, für Vernichtung der Willkühr und Aufrechthaltung uralter Vorrechte geſprochen zu haben.

Uebrigens wäre es für die capitoliniſchen Gänſe des ſtarren Buchſtabens der Legitimität, des vorſündfluthiſchen, ja präadamitiſchen, göttlichen Rechtes und Abſolutismus, ein unglücklicher Gedanke, es als eine Neuerung der Juliuswoche oder des Liberalismus überhaupt anzuſehen, daß den Fürſten nicht eher gehuldiget wurde, als bis ſie die weit

älteren und ehrwürdigeren Freiheiten des Landes beſtätigt hatten. — Der Tübinger Vertrag zu einem Beiſpiel aus Hunderten ſagt ausdrücklich: „Vnd ſollen die obangezeigt Freyheit von Herzog Ulrichen und darnach für vnnd für von aller Herrſchaft allweg im Anfang Irs Regimentz zu halten, daß Ihr Brief vnd Siegell darinnen Sie ſich by Ihren fürſtlichen Wirden im Wort der Wahrheit dieſſelben Fryheit zu halten verpflichten ſollen, gemeiner Landſchafft über geben werden, vnnd eh als ſollichs beſchehen, ſie ynzulaſſen oder Inen Gehorſamm zu laiſten nit ſchuldig ſein." — In wie vielen Landtagsacten der Vorzeit erſcheint es nicht? „wo wir nicht mit rathen, da wir auch nicht mitthaten" — und: „ſo uns der Fürſt die Handfeſte bricht, ſo ſind Land und Leut ihrer Treue los und ledig" — und „ſo uns der Fürſt unſer Recht nit halt, ſo wöllen wir kain ſteuer nit geben." — Davon, daß die faſt auf jedem Blatte deutſcher Specialgeſchichten vorkommende Steuerverweigerung Hochverrath ſei, davon haben freilich Moſer und Möſer, die Häberlins, Böhmer und Pütter keine Ahnung gehabt und gottlob fängt ja nicht mit jedem neuen Herrſcher, allemal wieder ein neues Staatsrecht an?? —

Jene unvergeßlichen churhannöverſchen Erklärungen über das urſprüngliche und unverletzliche Recht ſtändiſcher Verfaſſungen und Bewilligungen in Deutſchland lauteten alſo: — I) Seine Königliche Hoheit, der Prinz-Regent von Großbritannien und Hannover können den Satz nicht anerkennen, daß (ſelbſt nach den Veränderungen, die in Deutſchland vorgegangen ſind) den Fürſten ganz unbedingte oder reindespotiſche Rechte über ihre Unterthanen zuſtehen.

Der Grundſatz, daß der Verfall der deutſchen Reichsverfaſſung auch den Umſturz der Territorial-Verfaſſung deutſcher Staaten (inſofern dieſe nicht Puncte betraf,

Digitized by Google

die ausſchließlich ihr Verhältniß mit dem Reich bezweckten) im rechtlichen Sinne nach ſich ziehe, läßt ſich keinesweges zugeben.

Ein Repräſentationsſyſtem iſt in Deutſchland von den älteſten Zeiten her, Rechtens geweſen. In vielen Staaten beruheten deſſen nähere Beſtimmungen auf förmlichen Verträgen zwiſchen den Bundesherren und ihren Unterhanen, und ſelbſt in den Landen, wo keine ſtändiſchen Verfaſſungen erhalten waren, hatten die Unterthanen gewiſſe und wichtige Rechte, welche die Reichsgeſetze nicht allein beſtimmt darlegten, ſondern auch ſchützten.

Kann man nicht zugeben, daß der Verfall der Reichsverfaſſung die Territorialverhältniſſe unter den Fürſten und ihren Unterthanen (inſofern dieſe auf Reichsverfaſſung keinen Bezug hatten) nothwendig aufhob, ſo läßt ſich auch nicht behaupten, daß die zwiſchen den Fürſten und Bonaparte geſchloſſenen Verträge den Rechten ihrer Unterthanen de jure etwas vergeben konnten; ſie durften kein Gegenſtand der Transactionen ſein!! — Kein Fürſt würde wünſchen, in dem Licht ſich darzuſtellen, als hätte er mit einem fremden Fürſten einen Vertrag gegen ſeine eigenen Unterthanen eingehen wollen, und ſelbſt die Rheinbundesacte, weit entfernt, den Fürſten despotiſche Rechte einzuräumen, beſchränkt dieſelben in weſentlichen Stücken. Ohnehin blieb die Beendigung der Bundesgeſetze aus beſondern Urſachen ſtets ausgeſetzt.

Eben ſo wenig läßt es ſich behaupten, daß die ſpäterhin mit den alliirten Mächten geſchloſſenen Verträge, in denen dieſe die Souverainitätsrechte der dem Bunde beitretenden Fürſten erkennen, dieſe vorhin nicht legaliter beſeſſenen Rechte über ihre Unterthanen, ihnen hätten beilegen wollen oder können!! — Jene Rechte machten einmal keinen Gegenſtand der Transaction aus,

anderen Theils liegt in dem Begriffe der Souverainitätsrechte, keine Idee der Despotie. Der König von Großbritannien iſt unläugbar eben ſo ſouverain als jeder andere Fürſt in Europa, und die Freiheiten ſeines Volks befeſtigen ſeinen Thron, anſtatt ihn zu untergraben.

Unter Vorausſetzung dieſer Grundſätze müſſen Unterzeichnete darauf beſtehen, daß künftig in Deutſchland:

1) die Rechte beſtimmt werden mögen, die den deutſchen Unterthanen von Alters her mit Recht zugeſtanden haben;

2) daß es ausgeſprochen werden möge, daß die auf Geſetzen oder Verträgen beruhende Territorialverfaſſung, unter Vorbehalt der nöthig werdenden Modificationen beſtehen ſolle;

3) daß da, wo keine ſtändiſche Verfaſſung geweſen, auch auf den Fall, daß Oeſterreich, Preußen, Bayern und Würtemberg, entweder wegen ihrer beſondern Verhältniſſe, oder auf die angeführten Tractaten geſtützt, ſich davon ausſchließen ſollten, für die Stände, die ſich zur Unterwerfung unter alle, für Deutſchlands Wohl nöthige Maßregeln verſtanden haben, für die Folge als Geſetz erklärt werde, daß die Einwilligung der Stände:

a) zu den aufzulegenden Steuern (wohlverſtanden, daß ſie zu den Bedürfniſſen des Staates beizutragen ſchuldig ſind) erforderlich ſei,

b) daß ſie ein Stimmrecht bei neu zu verfaſſenden Geſetzen,

c) die Mitaufſicht über die Verwendung der zu bewilligenden Steuern haben ſollen,

d) daß ſie berechtigt ſind, im Fall der Malverſation, die Beſtrafung ſchuldiger Staatsdiener zu begehren.

Schließlich iſt es zwar nicht der Wunſch Hannovers, daß Civilſachen künftig durch Appellationen an das Bundesgericht in gewöhnlichen Fällen gebracht werden ſollen, oder zu verhindern, daß die Bundesherren nicht

vor ihren eigenen Gerichten Recht geben oder nehmen ſollen. Nur muß man es hannnöveriſcher Seits für nöthig halten, daß in ſolchen Fällen die Richter von ihren Pflichten von dem Herrn entbunden, und lediglich nach den Geſetzen, mit Hintanſetzung aller etwaigen Cabinetsreſcripte zu ſprechen angewieſen ſeien. — In ſolchen Fällen aber, wo Stände gegen den Mißbrauch der Souverainitätsrechte der Fürſten klagen wollen, muß nothwendig der Recurs an den Bund ihnen offen ſtehen.

Nur durch ſolche liberale Grundſätze können wir beim jetzigen Zeitgeiſt und bei den billigen Forderungen der deutſchen Nation, Ruhe und Zufriedenheit herzuſtellen hoffen."

* * *

II) „Indem die Königlich Hannoverſche Geſandtſchaft ſich bereit erklärt, eine Bundesacte zu unterzeichnen, welche ihres Dafürhaltens die Erwartung der deutſchen Nation nur zum Theil erfüllen kann und welche mehrere wichtige Puncte unerſchöpft läßt, auf deren Annahme früher hannöveriſcher Seits angetragen worden, hält ſie ſich verpflichtet, zur Vermeidung der Mißdeutung, als ob ihr Hof ſeine in der deutſchen Angelegenheit ſtets bewährten Grundſätze aufgegeben hätte, zu erklären, daß, ſeitdem die Erreichung des Wunſches S. K. H. des Prinz-Regenten von Großbritannien und Hannover die alte Reichsverfaſſung unter nöthigen Modificationen hergeſtellt zu ſehen, durch bekannte politiſche Verhältniſſe unausführbar geworden, der Wunſch Hannovers dahin gegangen ſei, zu Errichtung eines Bundes in Deutſchland mitzuwirken, der nicht blos ein politiſches Band unter den verſchiedenen Staaten, ſondern zugleich im Begriff älterer Verfaſſungen, eine Vereinigung des geſammten deutſchen Volkes in ſich faßte. — In jeder Hinſicht hatte ſich die Königlich Hannoverſche Con-

Digitized by Google

greſsgeſandtſchaft bei früheren Verhandlungen, namentlich über die Befugniſſe der Landſtände in den deutſchen Ländern, über deren Sicherſtellung unter die Garantie des Bundes und über die Errichtung und Gewalt eines Bundesgerichts erklärt. — Wenn ſie heute eine Acte unterzeichnet, welche dieſe Puncte noch unerledigt läßt, ſo geſchieht es in der Ueberzeugung, daß jene ihr beſſer ſcheinenden Beſtimmungen jetzt nicht zu erreichen ſind, und daß es daher wünſchenswerther ſei, einen unvollkommenen deutſchen Bund, als gar keinen einzugehen. — Der Bund, wie er beliebt iſt, ſchließt keine Verbeſſerung ganz aus. Um dieſe im oberwähnten Sinne wird der Königlich Hannoverſche Hof ſich ſtets bemühen. — Er hofft auch den Beitritt der Höfe, die ſich bisher nicht mit den Uebrigen vereinigt haben, muß ſich aber ausdrücklich vorbehalten, daß wenn deren Beitritt künftig wider Verhoffen verſagt werden ſollte, alsdann über die Modificationen der Bundesacte, beim Zuſammentreten der Bundesverſammlung in Frankfurt über die ganz beſonders berathſchlagt werde, welche die veränderte Lage der Sache in jener Beziehung erfordern dürfte."

* * *

Darin iſt „hiſtoriſcher Boden." — Darin ſpricht ungeheuchelte Achtung für das, jedwedem Theile ſeine Rechte, jedwedem Theile ſeine Pflichten zumeſſende „göttliche Recht," das am ewigen Himmelsbogen eben ſo über den Fürſten als über den Völkern thront, die wahrhaftig beide — „von Gottes Gnaden" ſind.

Es giebt in der That ein eigenes, kleines Epos, wie der Graf von Münſter, welcher nachmals auch fürſtliche Würde, und beim gänzlichen Scheiden aus den Staatsdienſten jede Penſion ausſchlug, nicht eiteln Flitter, nicht die

Digitized by Google

äußere, nur die innere Ehre ſuchend, nach der Leipziger Völkerſchlacht herüber kam mit den Prinzen des Welfenhauſes aus dem langwierigen Aſyl in England, imposant gleich einer Hauptfigur aus des Tacitus germaniſchem Urwald und Hort, impoſant durch ſo viele Anſchläge, durch ſo reiche Mittel und Vorbereitungen, durch ſo trefflich erkorne Werkzeuge zu Deutſchlands Wiederbefreiung, — wie er raſtlos der Heerfahrt gegen das neue Babel ſich anſchloß — wie er in Chaumont und Troyes, wie er mit ſeinem Freunde Pozzo di Borgo zum, bei und nach dem Marſche nach Paris gewirkt, — welchen ſchweren Theil der großen Aufgabe die aufs Feſtland herübergekommenen brittiſchen Miniſter ſogleich auf Münſter gewälzt, eine Ueberbürdung die in Paris wie in Wien mehr zu- als abgenommen hat, und jene unvergleichlichen Witzworte Pozzo di Borgo's über ſo vieler Monarchen „nouvelle Siege de Troje“ und wie der Agamemnon-Alexander nur auf Paris, auf Paris zielen ſollte, dort werde auch Helena ſich finden! (ein wahrhaft providentieller, nach anderthalb Jahren in ſchauderhafte Erfüllung gegangener Calembourg,) das Alles wollen wir, obwohl mit ſchwacher Hand, zu überliefern verſuchen und inſonderheit auch (nach dem ſchon von Klüber, Scholl und Martens gegebenen Leitfaden), den Grafen Münſter durch die Verhandlungen des Wiener Congreſſes verfolgen, als überall den Mann des Rechts und der Geſetze und als den vorzugsweiſe deutſchen Mann!

Die von Großbritannien in dem langjährigen erbitterten Kampfe im Verhältniſſe zu ſeinem Haushalt und zu ſeiner Staatsſchuld convulſiviſch entwickelte Rieſenkraft, die lange Vertreibung ſeines Königshauſes von der deutſchen Erde, ja ſelbſt die ſpeciellen Bedürfniſſe des deutſchen Nordweſt gaben den Welfen gerechte Anſprüche auf Entſchädigung und auf Vergrößerung zwiſchen dem Harz

und dem Nordmeer, zwiſchen der Elbe und Holland. — Der Graf von Münſter hat ſie auch ausgemittelt, glücklicher, klagloſer als es in jenen Wirren andern, viel mächtigern Staaten gelungen war. — In der deutſchen Entſchädigungsſache hatte er das wichtige Osnabrück einverleibt. Auf dem Wiener Congreß hatte Münſter durch Oſtfriesland die Emancipation von einer vermeintlichen preußiſchen Hegemonie, die Nachbarſchaft mit Holland, er hatte in erhöhtem Grade freies Meer, freie Schifffahrt und unberechenbaren Aufſchwung der hannöveriſchen Rhederei, er hatte durch Hildesheim die blühendſte Perle, durch Goslar und das Eichsfeld, ächte Germaniſirung bis an den Thüringer Wald errungen. Die Königskrone begehrte Münſter aus Anlaß bedenklicher Rangsſtreitigkeiten ganz auf eigne Fauſt. Ueber die Verfaſſungsfrage wurden auf dem Wiener Congreſſe bedeutſame Stimmen laut; manche derſelben unpractiſch, überſpannt, wie alle, ſchwer provocirte Reaction ſtets über die Schnur haut! — Es iſt anziehend, ſie partheilos und ruhig neben einander zu ſtellen. Die uralten hiſtoriſchen Stände waren ja doch keine oktroyirte, keine Gnadenſache?? Die Conceſſionen waren ja alle umgekehrter Richtung. Das: „en toute propriété et souveraineté“ ſteht ja allererſt in dem, das deutſche Reich auflöſenden Preßburger Frieden, als Handgeld des Soldatenkaiſers! Die ſüddeutſchen Staaten errangen unter Bonapartes Fahnen eine Vergrößerung und Conſolidation, die ihnen früher niemals vergönnt, niemals zugelaſſen worden wäre! Aber in dieſer Conſolidation liegt der freie Gebrauch ihrer Kräfte, das materielle und intellectuelle Wohl ihrer Unterthanen.

Unter den zahlloſen Lichtſtrahlen, die aus dem Kerker des Hugo Grotius hervordrangen, war auch der: man ſolle äußerſt behutſam ſein in der Anwendung der römiſchen Rechte

Digitized by Google

auf ſtaats= und völkerrechtliche Gegenſtände. Er warnt vor den Lehrern **qui juris (privati) finibus se includunt**, und ſagt: **vix ullum habent usum, qui nostri sint argumenti. Scholasticam subtilitatem**, fügt er bei: **cum legum et canonum cognitione conjunxerunt**: um deſto größer ſei das Uebel, wenn ſie **a controversiis etiam populorum ac regum non abstineant.**

Trotz jener köſtlichen Erwerbungen, dieſer edelſten Steine in der hannöverſchen Krone fand Graf Münſter gleichwohl ungenügſame Tadler, beſonders darüber, daß er das ſeinem Herrn Schwager angehörige Bückeburg nicht mediatiſiren laſſen und aus der ſo wohl gelegenen kurheſſiſchen Grafſchaft Schaumburg, die hannöveriſchen Truppen wiederum zurückgezogen habe?? Wenn Convenienz das einzige Richtmaaß hätte ſein ſollen, warum nicht auch Braunſchweig mediatiſiren und vereinigen und Oldenburg auf dem linken Rheinufer entſchädigen? Das hätte allerdings ein ſchönes Königreich und ein rechtes Gegengewicht im deutſchen Nordweſt gegen den deutſchen Nordoſt gegeben. — Allein würde das ſich Alles ſo von ſelbſt gemacht und ſo lammfromm gefügt haben? Wie einſt Rudolph von Habsburg, wie Heinrich Richmond ſprach man wenigſtens von der Wiederkehr des Rechts und der Ordnung, von der Wiederkehr der zum verwandten Himmel entflogenen Aſtraea auf die blutbefleckte Erde! — Man betrachte einmal, wie Hannover vor den Friedensſchlüſſen von Luneville und Amiens (1801 — 1802) geweſen und wie es dreizehn Jahre ſpäter, nach dem zweiten Pariſer Weltfrieden (1815) geworden ſei?? Schlagender erprobt dieſes nichts, als die einfache Vergleichung Hannovers in ſeinem damaligen Umfange mit einer Macht des erſten Ranges, ohne deren Beitritt ihrer Unerſchöpflichkeit, mit ihrer geographiſch=ſtrategiſch entſcheiden=

den Lage die blutigen Würfel keineswegeſ auf dieſe Weiſe gefallen wären, deren unwillkürliches Zögern, das Schickſal der Welt, und namentlich Deutſchlands bei Lützen und Bautzen noch einmal auf die Spitze geſtellt hat.

Wie oft und wie ungerecht wurde Oeſterreich unerſättlicher Vergrößerungsbegierde angeklagt!? Wie wenn man die Thatſache gegenüberſtellt, daß Oeſterreich mit Rußland, mit Preußen und halb Europa verbunden, in einem zweimal in Paris erſiegten Frieden (1814—1815) kaum jene Extenſion und Intenſität wieder erreichte, als ihm 1797 nach Niederlagen auf Niederlagen zu Leoben und zu Campoformio von Bonaparte vergönnt war, der am Semmering lagerte, während Wien ſich deshalb im Belagerungszuſtande befand!

Selbſt von dem im Befreiungskriege völlig machtloſen und unthätigen, nur durch öſterreichiſche Waffen, nicht blos auf den alten Thron zurückgeführten, ſondern ſogar noch ungemein vergrößerten Hauſe Savoyen erhielt Oeſterreich nicht einmal jene Stücke zurück, die in Carls VI. öfterer Verlegenheit und in Thereſiens höchſter Noth von Mailand abgeriſſen worden, ſo heftig auch Fürſt Alfred Windiſchgrätz und ſo viele Patrioten an die ſtrategiſch-politiſche Wichtigkeit dieſer Avulſen gemahnt hatten! — „Ich will die Lombardei, Stück für Stück, wie eine Artiſchocke aufeſſen,“ — war das Sprichwort des allzupfiffigen Victor Amadäus geweſen.

Freilich jenes überreiche Mailand, war damals für Oeſterreich verloren, es war die Hauptſtadt der cisalpiniſchen Republik. Dafür aber herrſchte das Wiener Cabinet nebſt Oſtgalizien mit Lemberg, auch über das, an Geld und Menſchen reiche und willkührlich disponible Weſtgalizien mit der alten Königsſtadt Krakau. Durch ſeine ſchwä-

biſchen Vorlande hatte es Bayern auch weſtwärts umzingelt. — In ſeiner Hand lag die gebieteriſche Hegemonie des ganzen deutſchen Südens von Straßburg und Baſel bis Paſſau. Auf ganz Würtemberg, auf unzählige kleinere Gebiete hatte es eventuelle Rechte. Die geheimen Artikel von Campoformio fügten den früheren Zerſtückelungen Altbayerns zu Gunſten Oeſterreichs noch: Salzburg und Berchtesgaden und den ganzen Innwinkel von Kuffſtein bis Paſſau, mit einem offenſiven Rayon um Waſſerburg bei, — und die Conferenzen von Selz zwiſchen dem Director François de Neufchateau und dem Grafen Ludwig Cobenzl gaben ganz Altbayern hinzu, zwiſchen Tyrol und der Donau, zwiſchen dem Inn und dem Lech. — Im Jahre der Präliminarien von Leoben, des Friedens von Campoformio und des Reichsfriedenscongreſſes zu Raſtadt 1797 war Oeſterreich in erbittertem Zerwürfniß mit Preußen und in bedenklichem Kaltſinn mit Rußland, — 1814—1815 waren die Höfe von Wien, Petersburg und Berlin im innigſten, edelſten, großartigſten Zuſammenwirken.

Fügt man nun jenen directen Anſichten auch noch die indirecten hinzu: — wo ſtanden Rußland und Preußen 1797 gegen Oeſterreich, das in den geheimen Artikeln von Campoformio gegen jede Entſchädigung und Vergrößerung des Letzteren die beſtimmteſten Verwahrungen einlegte, und wie ſtehen ſie 1837 gegen einander? ſo wird man wenigſtens die Klagen vorlaut und ungerecht finden, als habe der Staats- und Cabinetsminiſter Graf Münſter auf dem Wiener Congreſſe für Hannovers Intereſſen zu wenig gethan. H. R.

(Der Schluß folgt.)

Digitized by Google

2. Johann Tſerclaes Graf von Tilly.

Der Tilly verſtand ſich aufs Commandiren,
Dem eignen Körper war er ſtrenge;
Dem Soldaten ließ er Vieles paſſiren,
Und ging's nur nicht aus ſeiner Caſſen,
Sein Spruch war: „leben und leben laſſen!"
Aber das Glück blieb ihm nicht ſtät —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr flecken,
Alles bey uns gerieth in's Stecken.

Schillers Wallenſteins Lager.

Drei Jahre nach der Abdankung, wenige Monate nach dem Tode Karls V., wenige Monate bevor Philipp II., nach dem Frieden zu Chateau-Cambreſis die Niederlande für immer verließ, wurde der Ueberwinder der Böhmen, der Dänen, der proteſtantiſchen Union, Chriſtian's von Braunſchweig und des Mannsfeld, ſelbſt noch als Greis der würdigſte Gegner des großen Guſtav Adolph, auf einem väterlichen Gütchen bei Lüttich (im Februar 1559) geboren. — Er war der jüngſte Sohn einer zahlreichen Familie. — Der Vater ſtritt unter Alba in den Niederlanden, unter Schwendi und Tiefenbach, mit Hardeck und Erdödy in Ungarn, nicht ohne Ruhm. Er wurde Kriegsrath Rudolphs II. und führte mehr als einmal den Oberbefehl in wichtigen Plätzen. Eben als der jüngſte Sohn war Johann Tſerclaes dem geiſtlichen Stande beſtimmt. Eine Lütticher oder ſpaniſche Pfründe ſollte ihn verſorgen. Die Jeſuiten erzogen ihn. Sein ganzes Leben trug die Spuren. Aber ihren Rock ließ er ſich doch nicht aufreden. Seinen düſterglühenden Geiſt drängte es hinaus in das Weite. — Krieg ſah er allenthalben in der Welt, und ſelbſt im Innern der Familien keinen Frieden. — So trieb es ihn denn auch unwiderſtehlich in den Krieg.

Vierzehn Jahre zählte Tilly, als er unter Alba in die

Spaniſchen Reihen trat. Der Furchtbare hieß ihn von der Pike auf dienen, und ſich ſo halten, daß man ihn bemerke. Eben war nach der Ueberrumpelung des Hafens von Briel durch die Waſſergeuſen, die Inſurrection wider Alba's ſechsjähriges, planvolles und gleichförmiges Wüthen allgemein geworden, und Wilhelm von Oranien als Statthalter herbeigerufen. — So ſchlecht, unzuſammenhängend und mittellos war noch das Treiben der Geuſen, daß wenig Milde und ſcheinbare Nachgiebigkeit den ganzen Sturm hätte beſchwören können. Aber in dieſer Richtung konnte Alba ſich nicht bewegen. Er vermochte nur Etwas in unerbittlicher Strenge. Zuletzt merkte er deutlich, daß der Boden unter ſeinen Füßen wich, und wie wilde Fluth über ſeinem Haupte zuſammenſchlug. Um den, in ſo vielen Schlachten erworbenen Ruhm bangend, begehrte er ſeine Zurückberufung. — Oranien gab ihm eine reichliche Wegzehrung mit, die Niederlage ſeines Sohnes Friedrich (der eben in Mons, Harlem und Zütphen, mehr als türkiſch geraſet hatte) den Fall Gertruydenbergs, die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte auf der Zuyderſee. — Der junge Tilly diente unter Requeſens, und that ſich hervor in dem glücklichen Nimweger Treffen auf der Mooker Haide. Er diente unter dem heldenmüthigen Sohn und Urenkel Karls V., Don Juan d'Auſtria und Alexander Farneſe. — Als Karl V. mit gebrochenem Herzen über Unfrieden und Undank im eigenen Hauſe, vom Thron in die Zelle herunterſtieg, als er alle Brüder in S. Juſt zum Nachtchor weckte, und ſich unaufhörlich abmühte, wenigſtens zwei von den hundert Uhren auf die Dauer ganz gleichförmig gehen zu machen, die er in ſeinen ſieben Zimmern hatte, ſchalt ihn ein mürriſcher Kloſterbruder, „den Leuten doch jetzt in der heiligen Einſamkeit den ruhigen Schlummer zu gönnen, nachdem er die Welt genug beunruhigt habe, und das langweilige eitle Trei-

den mit den Uhren aufzugeben." — Karl ſchien plötzlich aus einem langen Traum erwacht. „War ich nicht ein Thor, ſchöne Jahre damit zu vergeuden und viele, edle Leben d'ran zu ſetzen, das innerſte Gemüth von Millionen über die verwickeltſten und geheimnißreichſten Dinge *ſo gleich ſtimmen zu wollen, wie es mir nicht einmal mit dieſen zwei Uhren gelingt?*" — Aber an ſeinem Sohn Philipp II. war dieſe große Lehre verloren. Er wollte lieber ſeine ſchönſten Lande in Blut und Flammen ſehen, wie durch den verderblichſten Krieg, als — Unterthanen zweierlei Glaubens — regieren. In demſelben Geiſt unterſtützte er den Bürgerkrieg in Frankreich, und jede Reaction in dem, ihm von Sixtus V. geſchenkten England. — Bannbullen und Meuchelmörder giengen in die Wette wider Eliſabeth und Heinrich IV. — Spaniens nützlichſte Einwohner, die Morisko's, ſchmachteten unter unerträglichem Druck. Aber außer der ungerechten Eroberung Portugals mißlang ihm *Alles* und *völlig*. Für den einzigen frühen Sieg von St. Quentin wollte ſich Philipp, inmitten ſeiner Finanznoth, durch den Bau des Eskurial, mit einem Aufwande von 30 Millionen beim heiligen Lorenz bedanken! — Zuletzt ließ der Herr zweier Welten durch Geiſtliche im ganzen Reiche, Haus für Haus, Beiſteuer für ſich ſammeln, und ſtarb des erbarmungswürdigſten Todes. — Die unermeßliche Größe ſeines Reiches, die Vielſeitigkeit ſeiner Plane, die nach ſeiner eigenen Angabe binnen vierzig Jahren (1556 — 1598) 20 Millionen das Leben koſteten, waren die fruchtbarſte Schule trefflicher Kriegsleute, voll römiſcher Kriegszucht, voll der vielſeitigſten Erfahrungen zu Lande und zur See, im Marſchlands-, Gebirgs- und Volkskrieg, in Abentheuern jenſeits des Meeres, und in allen Ländern Europa's von Nimwegen bis Palermo — eine fruchtbare Schule, wenn auch nicht großer Staatsmänner, doch

Digitized by Google

ſchlauer und kühner Intriguanten, voll herrſchſüchtiger Thätigkeit und einer ganz eigenen Gabe der Einmiſchung in fremde Händel, um eben ſowohl durch kecke Anzettlung, als durch grauſame Verlängerung fremder Gefahren und fremder Leiden im Trüben zu fiſchen. — Alle dem alten Glauben zugethanen europäiſchen Mächte nahmen (den Eingebornen mißtrauend oder weil der lange Geiſtesdruck eine Ebbe von Talenten hervorgebracht hatte) ihre Heeresfürſten aus eben jener Schule der niederländiſch-ſpaniſch-italieniſchen Kriege. — So groß war die Nachwirkung der blutigen Unruhe, in welche Philipp die eine Hälfte Europa's geſtürzt, daß ſelbſt in der äußerſten Erſchöpfung der byzantiniſch-erbärmlichen Regierung Philipps III., in ſeinen Statthaltern und Vicekönigen, in Zuniga, Fuentes, zumal in jenem berühmten italieniſchen Triumvirate, Bedemar's, Oſſuna's und Toledo's, eine alle Nachbarſtaaten bedrohende, machiavelliſtiſche Raſtloſigkeit fortwucherte, und im dreißigjährigen Kriege auf der andern Seite (außer Emporkömmlingen und Glücksrittern) nur Spanier, Italiener und Wallonen einen Namen errangen, der neben jenem der zahlreich trefflichen Gegner mit Auszeichnung genannt werden mag. — Unſtreitig der vorzüglichſte aus ihnen war Tilly, geſchmückt mit allen Vorzügen dieſer Schule, nicht frei von ihrer unduldſamen, ſtarren Beſchränktheit, — aber bei ſo vielen entmuthigenden Zeichen der Schwäche menſchlicher Natur, doch wieder ein beruhigender Wink, wie das Edlere, was immer und ewig iſt, bei einem reinen und kräftigen Willen ſich empor arbeite über die unglücklichen Irrthümer der Zeit und über die Fiebergluth des Partheigeiſtes, der Alles ſeiner natürlichen Geſtalt und Richtung entrückt.

Die Schweiz hatte dem Hauſe Habsburg (wenige Jahre nachdem ſie zum erſtenmale in deutſcher und lange

bevor ſie in europäiſcher Bedeutſamkeit genannt worden) die erſte kräftige Lehre gegeben. Die zweite, noch eingreifendere, kam aus den Niederlanden. Das reiche Spanien war darüber verarmt. — Tilly hatte die ſchöne Jugend in dieſem zweckloſen und gräuelvollen Kampfe zugebracht. Er zählte 29 Jahre, als die unüberwindliche Armada zu Grunde ging und die Freiheit der vereinigten Niederlande entſchieden war. — Noch ein Paar Jahre ließen ihn des großen und guten Heinrichs IV. Siege bei Arques und Ivry, ſeinen Einzug in Paris, die Unterwerfung der liguiſtiſchen Häupter und das gänzliche Mißlingen der ungereimten Hoffnungen der ſpaniſchen Parthei erleben. — Ein Einziger wollte ſich nicht beugen, auch da ſelbſt Mayenne, der Generallieutenant des Königreichs, ſich unterworfen hatte, auch da die Schattenſpielfigur Karls X. (des Kardinals von Bourbon) verſchwunden war, — Philipp Emanuel Herzog von Mercoeur, vom Hauſe Lothringen, deſſen Zweig Guiſe ein Jahrhundert voll Unglück über Frankreich brachte. — Solche Verwirrung trug der Factionsgeiſt jener Zeit in ſich, daß Mercoeur, der, wie die Liguiſten alle, vorgab, blos für die katholiſche Religion und für die Königswürde zu ſtreiten, dennoch Bretagne von Frankreich abreißen und für ſich behalten, die Rechte der Großen aber, „wie ſie in Chlodwigs Tagen geweſen," wiederherſtellen wollte. — Heinrich III. ſah keinen Ausweg, als in der verabſcheuungswürdigen Ermordung der Guiſen. Mercoeur, von ſeiner Schweſter, der Königin, gewarnt, entfloh. — Nun war kein valoiſiſcher Anſpruch ſo abgeſchmackt (wie z. B. der Infantin Eliſabeth), den Mercoeur nicht mit Erbitterung wider Heinrich IV. vertheidigt hätte. — Zuletzt mußte doch die ſchöne Gabriele vermitteln und Heinrich IV. verzieh (großmüthig wie immer). Er ſah gerne, wenn die unruhigen Köpfe ſich auswärts beſchäftigten. — Die Zeit

der Kreuzzüge war dahin und auch die Zeit der Entdeckungen. Allein halb Ungarn ſeufzte unterm Türkenjoch und Wien ſelber war bedroht. — Zwar hatte Mercoeur wenig Feldherrnruhm. Condé uud Heinrich IV. hatten ihn öfters unſanft heimgewieſen. Aber das unruhige Feuer eines kaum glaublichen, perſönlichen Heldenmuthes gab ihm den Ruf eines Richard Löwenherz. Kein Fürſt ſeiner Zeit beſaß eine vielſeitigere Bildung. — In Zeiten, wie jene preiſet die Partheiſprache hartmäuligen Eigenſinn als antiken Starkmuth und abſichtliche Verblendung gegen ſeine Fehler und gegen ſein Unrecht, großartige Beharrlichkeit! — Mercoeur hatte nicht vermeiden können, zu unterliegen und vermochte doch nicht das Unterliegen zu ertragen! — So floh er ſchaamerglüht, spornſtreichs nach ſeiner Ausſöhnung und Unterwerfung nach Wien, ein Kommando in Ungarn zu ſuchen.

Nicht zum erſtenmale fehlte es Oeſterreich an einem Feldherrn. — Caſtaldo, Schwendi, Nogarola, Mansfeld, Tiefenbach, Teufel, Auersberg, Schwarzenberg, Erdödy, hatten nur mit abwechſelndem Erfolge geſtritten. Den glücklichſten, den Niclas Palffy hatte ein vorfrüher Tod weggerafft. — Mercoeur war um ſo willkommner. Das war der Mann, welcher Tilly und Tilly ihn anzogen. Das Verſtändniß der Ligue mit Madrid hatte mehrmal, zumal unter Farneſe, ſpaniſche und walloniſche Offiziere, darunter auch Tilly in's Herz von Frankreich und vor Paris geführt. — Oberſtlieutenant Tilly wurde Mercoeurs Generaladjutant. — Schnell gewann der Erzherzog Mathias ihn lieb und hörte gerne ſeinen Unterricht in der Kriegskunſt. — Inneröſterreich war in großer Gefahr. Mercoeur half es befreien durch das hitzige Treffen von Caniſcha. Raſch ging es vor Stuhlweißenburg, die alte Krönungs- und Begräbnißſtadt der ungariſchen Könige. — Fruchtlos

waren des Groſsveziers Bewegungen zum Entſatz. Ebenſo fruchtlos ein Verſuch zur Wiedereroberung durch Ueberfall. Die Türken verloren viel Leute und Geſchütz und hatten kaum Zeit ihr Lager anzuzünden. — Der Kaiſer ernannte 1600 Tilly zum Oberſten. In ein Paar Monaten hatte er ein neues Wallonenregiment geworben und führte es gegen das ſo oft belagerte Ofen. — Tilly's neugeworbenem Regimente blieb der Ruhm, bei dem, wiewohl miſslungenen Hauptſturm am trefflichſten geſtritten zu haben. — Mercoeur war auf der Heimreiſe nach Frankreich zur Berichtigung ſeiner Familienangelegenheiten in Nürnberg geſtorben. Ein zwanzigjähriger Waffenſtillſtand endigte den langwierigen, unentſcheidenden Krieg wider Sultan Achmet und der Wiener Friede den durch Baſta's und Belgiojoſos tolles Wüthen erzwungenen Aufſtand Botskays. — Der thatendürſtende Tilly ſuchte ſich anderwärts eine würdige Bahn ſeiner Wirkſamkeit. — Er fand ſie in München. — Aber nicht nur die mittlerweile eingetretene Waffenruhe entfernte Tilly aus dem Dienſte Oeſterreichs, dem er doch mit groſser Liebe zugethan geweſen, ſondern das Schickſal eines Freundes, dem er, ſo ungleich auch ihre Art und Weiſe und ſo widerwärtig dem ſpartaniſchen Tilly, ſein wildes Thun und wüſtes Treiben geweſen, gleichwohl ſehr zugethan war, denn der edle Franke Hermann Ruſsworm von Hellingen, war ein Gott in der Schlacht. Mercoeur hatte ihn und Tilly in den blutigen Händeln der Ligue kennen lernen, wo Ruſsworm meiſt mit und unter Baſſompierre ſtritt. Mag auch dem beſcheidenen Tilly dieſes Lorbeers ſchönſtes Blatt gehört haben, Ruſsworms Sieg über die Türken vor Ofen war ein herrlicher Sieg. — Sie, um keinen Verluſt bekümmert, brachten dennoch bald darauf durch einen ſchwachen Punct der öſterreichiſchen Circumvallationslinie, Succurs in den beängſtigten Platz. — Ruſsworms Feinde und

Neider ſchrieben dies ohne weiters einer Verrätherei des Siegers zu. — Der heftige, ſatyriſche Rußworm hatte deshalb mehrere, durchgehends glückliche Duelle und erlegte mehrere der wider ihn gehetzten Trabanten ſeiner Todfeinde, der Oberfeldherrn Baſta und Belgiojoſo, namentlich den geliebten Neffen des Letztern. — Der Hof des halbverrückten Rudolphs II. zu Prag, voll Ränke und blutiger Gewaltſtreiche iſt aus der Geſchichte der Lobkowitze, der Illyeshazy's und der Kaunitze hinlänglich bekannt. — Lobkowitzens heimliche Hinrichtung, Illyeshazy's Aechtung fanden ein Gegenſtück. — Belgiojoſo's Freunde unter des unglücklichen Rudolphs Camarilla bewirkten auch ein heimliches Gericht über Rußworm. Man forſchte ſeinem Wandel bis zur Wiege nach. Von ſeinem Verdienſt war gar keine Rede. Die rachgierigen Wälſchen hatten Alles ſo beſtochen und verwickelt, daß nicht einmal Rußworms Uebertritt zum katholiſchen Bekenntniß ihm helfen konnte und eine vergebens begangene Schwäche blieb. — Er ſollte an ein Paar franzöſiſchen Fräulein von Adel Gewalt geübt, und im kriegeriſchen Zweikampfe den Herrn von Petoncourt und mehrere junge Edelleute erlegt haben. — Zwar gründete ſich dies auf keine ſtatthaften Beweiſe. Zwar war dieſes vor Rußworms Eintritt in den kaiſerlichen Dienſt geſchehen. Dennoch verlor der Sieger von Ofen darüber das umlorbeerte Haupt durch Henkershand!! — Da mag Tilly doch gefunden haben, der Abſolutismus habe auch eine Schattenſeite?! — Aber unter ſolchen Umſtänden erzogen, erwachſen und erſtarkt, dachte er blos an das „droit divin," wendete Oeſterreich den Rücken und ging zu einem tüchtigen Hort deſſelben, zu dem geiſtes- und willensſtarken Maximilian von Bayern.

In der That, es iſt ſchwer, ſich etwas Beklagenswertheres zu denken, als in ſo ſtürmiſcher Zeit den Hof Ru-

dolphs in Prag. Seine angeborne Gutmüthigkeit und Groſsmuth, wenn es der Kunſt und der Wiſſenſchaft galt, verſchwanden leider vor den immer häufigeren Spuren unglücklicher Geiſtesverwirrung, vor ſeiner zeitweiſe wehmüthig trübſinnigen, zeitweiſe furchtbar wilden Verrücktheit, in der er manchmal, nach langem Stillſchweigen, ſeiner Dienerſchaft alles, was ihm zur Hand war, an den Kopf warf, und dem Oberſtkämmerer den Degen auf die Bruſt ſetzte. Aus lauter Furcht von keinem Miniſter, von keiner Maitreſſe, von keinem mächtigen Günſtling beherrſcht zu werden, fiel Rudolph in die Hände von Alchymiſten, von Schalksnarren, von Kammerdienern, Stalljungen und liſtigen Buhlerinnen. Mit dieſer Unabhängigkeit war wenig geholfen. — Rudolph hatte in beinahe vierzig Jahren keinen Miniſter von überlegner Geiſteskraft und edler Selbſtverläugnung. — Hätte ihm aber das blinde Glück jemals einen ſolchen zugeworfen, der wäre der unglücklichſte Mann in der getauften Welt geweſen, wenn er, als Böhmen und Ungarn halb türkiſch, das Reich uneins, ganz Europa in ſeinen Grundveſten erſchüttert war, monatelang keinen Augenblick finden konnte, den Kaiſer im Irr- oder Thiergarten, und in den Zaubergrotten des Hradſchin, oder in der Kunſt- und Wunderkammer, oder auf Tycho Brahe's Sternwarte, an Dee's und Bragadin's Traumtafeln und Schmelztiegeln, am häufigſten im Marſtall, einen Augenblick zu erhaſchen, oder wenn der patriotiſche Staatsmann hätte beantworten ſollen: was Oeſterreich in off- und defenſiver Hinſicht für ein Syſtem? welche Hoffnungen es hege? wovon es am meiſten fürchte, wohin alſo ſeine politiſchen und ſtrategiſchen Vorbereitungen und Bearbeitungen gerichtet ſeien?

Seit jener, in trüber Weiſſagung: „der letzte Ritter" genannte Kaiſer Max in der Neuſtädter Gruft beigeſetzt war, zeigte ſich in der Dynaſtie ſelber, ein folgenreicher

Umſchwung. Der melancholiſche Wahnſinn der neuen Ahn⸗frau, der Erbin zweier Welten, und doch ſo unglücklichen Johanna, der Mutter Karls V. und Ferdinands I., — die ſpaniſchen Sitten (deren Südgluth auf deutſcher Erde ſo wenig als ihr überſtolzer Serviliſm begriffen ward), Ru⸗dolphs Erziehung in Spanien, nachmals die jeſuitiſchen directeurs spirituels, verwiſchten nach und nach das Ge⸗müthliche und Liebenswürdige, das Volksthümliche, Freiſin⸗nige und Freudige, was aus den alten Habsburgern reichlich hervorquoll. — So wie Philipp II. (in deſſen Reich die Sonne nie untergieng), Spanien ſammt ſeinen ungeheu⸗ren Hilfsquellen in unglaublicher Erſchöpfung, ſo wie er ihm den Haß und Fluch der Welt als Erbe ließ, war es auch um das Anſehen und um die Popularität der deutſchen Linie Habsburgs großentheils gethan. — Selbſt thörichte Prophezeihungen liefen durch alles Volk: — „nach Max II. Tod werde ſein Sohn regieren und wohl Kaiſer heißen, aber kein Kaiſer ſeyn, ehelos leben, kinderlos ſterben, vom ganzen Reich mißgeachtet ſeyn, und das Reich ſelber ſich zum Verfalle neigen,“ (bis hieher in Rudolph II. Alles erfüllt). „Mit ihm werde die Kaiſerkrone von Oeſterreich abkommen und an das Haus Bayern fallen, Böhmen aber nach der heftigſten innern Zerwürfniß Einen wählen, welcher einge⸗boren, aber nicht vom Königsblute ſey.“ — In Wahrheit ſchien der Geiſt des Regiments in Wien, in Prag und Grätz beinahe morgenländiſch. Den Hof zu Inns⸗bruck behütete dafür der Geiſt des Landes und die ritter⸗liche Gemüthlichkeit der Regenten, Ferdinand's, des Ge⸗mahls der Philippine Welſer und des Hoch⸗ und Deutſch⸗meiſters Maximilian, der als Wahlkönig in Polen, von der Gegenparthei geſchlagen, gefangen und verjagt, den Wechſel alles Irdiſchen an ſich ſelber kennen gelernt hatte. — In Prag, in Wien, in Grätz hingegen wurde über die Trüm⸗

mer des alten Feudal- und Municipalweſens mit aller italieniſch-ſpaniſchen Heimlichkeit in Mitteln und Wegen, aber offen im Zwecke, zur Einförmigkeit, zum Abſolutismus und dazu fortgeſchritten, im Glücke die Gewalt ſchonungslos durchzuführen, die Streiche des Unglücks aber, als vorübergehenden Unwillen eben dieſes ſtets verehrten Gottes mit der Geduld des Haſſes wider die Gegner zu ertragen. Gegen dieſe finſtere Geduld vermag ſelbſt die Zeit nichts, und ſie hat oft aus einer Niederlage beſſern Vortheil gezogen, als Andre aus Siegen! — Aber ſo wenig der ächte Katholicism ein Bekenntniß des Haſſes, ſo wenig er eine Losſprechung von allen Eiden, ſo wenig das monarchiſche Princip, die Tyrannei der Willkühr iſt, ſo wenig unterlegte dieſer Gang der Dinge dem alten Glauben und dem alten Thron eine feſtere Grundlage. — Er bildete nur Heuchler nach Außen, inwendig aber grimmig knirſchende, nur den rechten Augenblick erlauernde Gegner.

Jene abſolutiſtiſche Ueberſtimmung hätte in Tilly's ſtarkem Gemüthe gleichwohl Anklang gefunden, aber der Herr gefiel ihm nicht. Ein Glaubensheld ſollte nach ſeiner Anſicht, begeiſtert, und darum auch begeiſternd, er ſollte rettend und rächend auftreten, wo die Waffen weithin blitzten durch Berg und Thal, aber nicht wie in dem, mit Recht ſo genannten „das Empire“ unter Weibern und Hofleuten daheim ſitzen, in Oratorien und Einſiedeleien für die beten, welche für die gute Sache bluten, höchſtens auf Jagden ein ſchwaches Nachbild des Krieges ſehen und eine Hoftheologie ausfeilen! — Der Unterſchied hat Tillys Wahl zwiſchen den Schulfreunden und Schwägern Ferdinand dem II. und (dem fünf Jahre älteren) Maximilian entſchieden. — Tugendhaft und gläubig waren Beide, Ferdinand in ſeinem Hauſe, als Gatte und Vater, gegen Diener und Freunde und in Allem, was nicht den

Katholicismus betraf, noch milder, noch liebenswürdiger, — nicht ohne paſſiven Heldenmuth, in dem er ſelbſt den Martertod nicht geſcheut haben würde, aber halb orientaliſch und völlig unkriegeriſch. — Ein einziges Mal beredete man ihn, ſich vor dem oft bedrohten Caniſcha, dem Heere zu zeigen. Allein ein paniſcher Schrecken ergriff daſſelbe, — Niemand wußte recht warum? — „Rette ſich wer kann!“ hieß es plötzlich von allen Seiten. Der junge Ferdinand und die vergebens zürnenden Kriegsoberſten wurden im Strome der wilden Flucht mit fortgeriſſen, Krain und Unterſteyer lagen dem Türken offen. — „Hiebei iſt Ferdinando (ſagt eine Depeſche an Maximilian dd. Prag 7. Jänner 1602) der Weiber und Jeſuiten ratſchlag abermal der liebſte geweſen.“ — Der Narſes oder Beliſar eines Juſtin oder Juſtinian zu ſein, war Tillys Ehrgeiz nicht, und jener ſchmähliche Debut widerte ihn an. — Sein Ideal war Max von Bayern und was dieſer in der gefährlichen Zeit vorbereitete und that. Selbſt in den Zügen fand er Aehnlichkeit mit den ſpaniſchen Helden, die ſeiner Jugend Vorbild geweſen. Ueberhaupt ſah Alles auf den dreißigjährigen, vielverſprechenden Herrn. — Der edle Heinrich IV. (deſſen Namen und Ruhm ſchon ſo oft als Nothglocke angezogen ward) vergaß mit ritterlich heiterem Lächeln, wie feindlich ihm vor ſeinem Uebertritte Max geweſen, mit welchen Hoffnungen der junge Reiſende den wilden Convent der Ligiſten in Rheims beſucht und noch auf der Schule zu Ingolſtadt im Sinne der jeſuitiſchen Lehrer, an ſeine Mutter geſchrieben: „Geſtern habe ich mit großem Vergnügen verſtanden, daß der König von Frankreich umgebracht ſei! Wenn ſolches wahr wäre, hätte ich mich deſſen noch mehr zu erfreuen!“ — Die wucheriſche Zinſen tragende Kunſt aufrichtigen und gänzlichen Verzeihens und Vergeſſens, hat Niemand beſ-

ſer als Heinrich IV. verſtanden, Niemand hat ſie freudiger geübt. — Maximilian war von entgegengeſetzter Sinnesart. — Heinrich wollte Verſöhnung und Vereinigung, und ſtand ſelbſtherrſchend und ſieghaft über allen Partheien. — Maximilian wollte aber nur Vordermann ſeiner Parthei ſein (die zuletzt unter unnennbaren Leiden und Opfern Bayerns dennoch unterlag). Er wollte Ruhe und Einheit durch Abſchwörung oder Vertilgung der neuen Lehre. — Doch hat der edle Heinrich groß von ihm gedacht. In ſeinem, irrig ſo genannten Plan einer „europäiſch chriſtlichen Republik," dem ſeltſamen früheren Verſuch einer „heiligen Allianz" (der den Weltfrieden auf die Vertreibung des Hauſes Habsburg und auf Entſchädigung deſſelben jenſeits der Meere zu begründen wähnte), hatte Heinrich Maxen die Kaiſerkrone, (die nie zweimal an daſſelbe Haus kommen ſollte), Bayern aber das Land ob der Enns, Kärnthen und Steyer, nebſt Nordtyrol bis an den Brenner zugedacht. Das mittlere und ſüdliche Tyrol wollte er der Eidgenoſſenſchaft vereinen, mit der ewigen Neutralität in allen europäiſchen Kriegen. — Dies erklärt hinlänglich, warum ein Mann, wie Tilly, den Dienſt eines Herrn, wie Maximilian, jedem Andern, ſelbſt Mächtigeren vorgezogen habe?

Dieſelbe verringerte Achtung, die ſeit einiger Zeit in der öffentlichen Meinung gegen Oeſterreich vorherrſchte, hatte der fromme, ſanfte und feingebildete Wilhelm V. auch über Bayern gebracht. Schlechte Staatswirthſchaft, ungeheure Schuldenlaſt, der Verfall des Wehrſtandes, des Handels und der Induſtrie, die gröbſte Bigotterie, hinderten ihn nicht für ein arcanum duplicatum wider alles irdiſche und ewige Unheil, für die Jeſuiten, Tonnen Goldes zu vergeuden, ihnen in München ein Collegium und ein Gotteshaus zu erbauen, an Ausdehnung und Pracht alle andern

überglänzend, ihnen Domainen in Altötting, Landsberg und Regensburg, ihnen die Klöſter Eberberg, Biburg, Mönchsmünſter und Prälatenſtandes-Recht einzuräumen, und der Warnung ſeiner, doch ſo eifrigen Mutter, Anna das Ohr zu ſchließen: „er werde ſich dadurch noch um Land und Leute bringen.“ — Aber dieſe verſchwenderiſche Freigebigkeit inmitten der allgemeinen Verarmung, hätte die Sache nicht ſo aufs äußerſte getrieben, wohl aber, daß die geheime Polizei, die der Orden in politiſch-hierarchiſcher Hinſicht über das ganze katholiſche Europa auszuüben begann, nothwendiger Weiſe ungeheure Summen verſchlang, und den Münchner Hof in die bedenklichſten Verwicklungen brachte. — Um das Geheimniß deſto ſicherer zu bewahren, wurden die öſterreichiſche und bayeriſche Provinz, die deutſche und franzöſiſche Aſſiſtenz getrennt, und München eigentlich ein Hauptheerd der Vorbereitungen zu dem unwiderruflich beſchloſſenen Kampf „um Seyn oder Nichtſeyn.“ — Generalviſitatoren voll Weltkenntniß, voll Weltklugheit, wie Natalis und Buſäus, zogen von Hof zu Hof, von Land zu Land, ihre Collegien als Schlüſſel des nahen orthodox-abſolutiſtiſchen Poſitionskrieges verſtärkend durch das ſogenannte „goldne Almoſen“, religiöſe und politiſche Flugblätter von Haus zu Haus, durch ganz Süddeutſchland verbreitend. — In Bayern fand Wilhelm nichts mehr zu thun. Dort war ſchon die Ruhe eines Kirchhofes. Aber die Jeſuiten machten es dem friedliebenden milden Fürſten zur Gewiſſenspflicht, durch ſeine nach Gratz verheirathete Schweſter, und ſpäterhin durch ſeine Tochter Marianne (die Mutter und Gemahlin Ferdinands II.) die weit überlegene neue Lehre in Inneröſterreich auszurotten *). — Welche

*) „Lieber Herr Hanns! (dem Hofbeichtvater in Gratz). Ich hätte

Folgen auch die Reformation für die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes, der ſittlichen und bürgerlichen Freiheit im Verlaufe der Zeit gehabt haben, ob auch der Beſchluß der unerforſchlichen Weltordnung geweſen ſein möge, auf die *mittelalterliche* Erziehung des Menſchengeſchlechtes, vorzugsweiſe durch die *Phantaſie*, eine Periode der *Verſtandeserziehung* (vielleicht zu deſto gründlicherer Zerknirſchung des menſchlichen Dünkels) nachfolgen zu laſſen,

---

Euch noch gerne etwas zum Abſchiede vermeldet, ſo hat es aber die Gelögenheit nicht geben, weil der Erzherzog und Andre dabei geweſen, als ich auf der ſtiegen von euch urlaub genommen, — — — will euch treulich ermant und gebeten haben, weil *ihr guten Bericht habt*, was *jetzt in Gratz* in Religionsſachen gehandelt wird, — — ihr wollet fleißig ſollicitiren, damit man endlich *zufahre* und nit ſchlefrig ſei, denn *wir* uns ſonſt, falls es *nicht vollzogen* werden ſollte, *eine ſchwere Bürde* auf den Hals laden würden. — Es wird hinfüran Anmahnens bedürfen, und daß man ihnen ein *tapferes Herz machen* müſſe, um *zu leiſten, was ſie ſich erbothen*. Meine Frau Schweſter, *deren Seele nicht wenig in dieſem Werke periclitirt*, ermangelt doch gar nichts an dem Verſtande, nur an dem Herzen und Willen. — — — Ich habe zu *Gratz* gehört, es begehren *ettlich große Lutheriſche davon* und hinwegk, wie Herr Wolf von *Stubenberg*, der Zeugmeiſter, Dr. Haugſtein und noch einer, der mir jetzt nicht einfällt. Wenn *ich* ihr Herr wäre, wollt ich ihnen den Mantel gewiß nit zerreißen, wollt's fein ziehen laſſen, und ihnen mit dem Horn auf dem Schloß, aus der Stadt das Geleit dazu blaſen, wolt daneben eheſtens um *Katholiſche* trachten, die man wol doch noch findet, wenn man *nit gar zu heikel* ſein will, und die eben das und noch mer können, als *dieſe Ketzer!!* — *An den Erzherzog Carl* wird d. d. 29: Dezember 1582 gemahnt, zuerſt in das Gratzer Schloß hinreichende Beſatzung zu werfen, *erſt alsdann* den Landtag auszuſchreiben, Geſandte vom Kaiſer und allen Nachbarn zu laden, — „zu deſto mehr *Schrecken* und *Anſehen*;" — der Ritterſchaft wäre zu verſtehen zu geben, daß Eure Liebden *allezeit*, ſowohl und mehr als ſie, die Interpretation hätten, und alle Conceſſionen *bisher nur darum* erfolgt wären, damit ſie nicht allein für *ihre Perſon* und Gewiſſen mehr verſichert, ſondern auch in allen politiſchen Sachen Ew. L. *deſto mehr gehorſamen ſollen*, — — ſonſt wären Ew. L. verurſacht, *eine neue Declaration* ausgehen zu laſſen, und alles Vorige zu Paſſiren. Das — — ſellten nun Ew. L. ſo ſtellen, daß Sie *immer Gelegenheit* hätten, *gemach etwas davon abzuſchneiden*, bis Ew. Liebden *endlich Alles nach ihrem Willen gerichtet* hätten."

die erſten und nächſten Folgen waren allerdings von der Art, daß ſie den Gewalthabern höchſt bedenklich ſein mochten. — Aber der vitioſe Zirkel bleibt ſchwer zu entwirren: ob nicht blos ein, die Zeit und ihre Zeichen verkennender Druck ſolchen Gegendruck erzeugt? ob die Verfolgung durch Feuer und Schwert, ob die Widerſprüche in welche die Regierungen verfielen, den Krankheitsausbruch nicht beſchleunigt und verſtärkt haben? — Die beſtändigen Anfeuerungen aus München machten endlich dem kaum zwanzigjährigen Ferdinand Muth. Er ſchloß binnen 14 Tagen alle proteſtantiſchen Kirchen und Schulen, verjagte binnen 8 Tagen die Prediger bei Strafe Leibes und Lebens, ließ allen ſeinen Unterthanen nur die traurige Wahl zwiſchen unbedingter Rückkehr zum Glauben der Väter, oder zwiſchen der Auswanderung mit Zurücklaſſung des zehnten Pfennings. — Vergebens ſtellten die Stände die gänzliche Verarmung und Ausödung des Landes vor, und: „Er habe nicht die Macht eignen Willens, den Religionszuſtand zu verändern. Handle Er, als wäre ſein Eid kraftlos und ungültig, ſo ſei es auch in ganz gleichem Maaße, ihre Huldigung! — Noch könne er in jedes Herrn Schloß, in jedes Bauern Hütte ruhig ſchlafen, bald aber werde Er in jedem Unterthan einen erbitterten Feind haben. — Er möge gedenken, was ſein Haus in der Schweiz und in den Niederlanden, was es in Graubündten erfahren! Die Verzweiflung würde zu Conföderationen mit anderen Ständen, mit Venedig, ja zuletzt mit den Türken treiben.“ — Ferdinand aber erwiederte dem Redner der Stände, Ehrenreich von Saurau, „er wolle Leib und Leben und irdiſche Hoheit daran wagen, und lieber als ein Bettler, den Stab in der Hand, durch fremde Lande irren, als von dieſem gottgefälligen Inquiſitions- und Gegenreformationswerk im mindeſten weichen.“ — Fünf Jahre lang

Digitized by Google

durchzogen geworbene Knechte alle Thäler und Höhen des Landes. Ueberall wurden Galgen errichtet, Schulen und Kirchen zerſtört oder geſprengt, auf öffentlichem Markte zu Gratz viele tauſend Bibeln, Erbauungs- und Unterrichtsbücher von Henkersknechten verbrannt, und ohnferne der Brandſtätte triumphirend der Grund gelegt zu einem — Kapuzinerkloſter!! — Die Vertreibung der Morisko's in Spanien hatte ihr Gegenbild. — Das Unheil blieb aber nicht allein in Inneröſterreich. Auch ob und unter der Enns regte ſich nicht blos der treue Eifer der alten Katholiken: — es ſehnte ſich Alles, was mittelmäßig und niederträchtig war, oder irgend ein Brandmal auf ſich trug, nach gleichmäßiger Abſetzung oder Vertreibung der ausgezeichnetſten Männer, um ihre Stellen einzunehmen oder einen ſchmackhaften Knochen zu erhaſchen aus der Verſteigerung der Auswanderer und der Confiscation der „Rebellen." — Die Geſchichte jener Tage gliche einem boshaften, factiöſen Mährchen, hätten wir nicht in unſeren viel weicheren Tagen, auf der pyrenäiſchen Halbinſel von Irun bis Liſſabon, das Alles wieder erlebt, wenn auch aus anderen Anläſſen und aus anderen Beweggründen. — Ueber das volle Recht des einen und des andern Theiles kann man (Inneröſterreich und die Niederlande einander gegenüberſtellend) doch nur mit dem großen Verfaſſer des „Geiſtes der Geſetze" ſagen: „C'était la victoire seule, qui a decidé, s'il fallait dire la foi punique ou la foi romaine?" — Damit aber war das Unglück noch nicht zu Ende. — Nicht blos in Oeſterreich, in Böhmen, nach 20 Jahren empfand erſt Ferdinand die mächtige Rückwirkung. — Graf Mathias Thurn, unſeliger Berühmtheit, — Tſchernembl, einer der gelehrteſten und kraftvollſten Männer ſeiner Zeit, der ungeſtüme, aber geiſtreiche und tapfere Thonradtel, Colonna von Völs ꝛc. keine Böhmen, ſondern

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

nach Böhmen Vertriebene, entzündeten dort den Brand, der ohne den Retter Max von Bayern und ohne innere Zwietracht, dem deutſchen Zweig des Hauſes Oeſterreich, das Loos der Merowingen, der Carolingen, der Stuarte, bereitet haben würde. — Thörichte Ungerechtigkeit wäre es, den Jeſuiten verargen zu wollen, daß, wo ſie waren, kein Friede, daß Duldung in ihrem Munde ein Laut ohne Sinn, daß ihnen Alles (der Fürſt wie das Volk) bloßes Werkzeug war. So wollte es ihre Stellung! So wollte es ihre Pflicht der Vertilgung jeder Irrlehre, das ihnen aufgetragene Umbilden und Zurückdrehen einer ganzen, im Aufſchwunge begriffenen Nachkommenſchaft: — das begehrte der ihnen obliegende, ewige Kampf wider alle anders Glaubende, wider alle anders Denkende, ja ſogar wider alle, daſſelbe, aber auf anderen Wegen Wollende, waren es nun in der Wiſſenſchaft, Benedictiner, Oratorier, oder auf Miſſionen, im Bürgerhaus, in den Hütten, Franziskaner, oder in den Geſchäften, Staatsmänner, die keinen Beruf fanden, die Intereſſen ihres Herrn und ihres Landes den römiſchen und Ordens-Intereſſen unterzuordnen. — Darum bleiben ſie doch als Miſſionäre in ferne Welten, groß wie die Helden des Alterthums, — bei der tiefen Verſunkenheit des Säcular- und Regularclerus für die Schulen hocherwünſcht, — das Inſtitut urſprünglich, (vor ſeinem ſchnellen Entarten aus religiöſer Thätigkeit in politiſch-diplomatiſche Intrigue), großgedacht, ſcharf gehalten und durchaus bewundernswerth! — Die Jeſuiten ernannten Maximilian noch als Erbprinzen zum oberſten Vorſtand aller marianiſchen Congregationen. — Dadurch wußte Er von ihren großen und geheimen Planen gerade ſo viel, als Joſeph II., da er den wunderlichen Ehrgeiz hatte, ſich als Oberhaupt aller Freimaurerlogen in ſeinem ganzen Reiche voran zu ſtellen! — In keinem deutſchen

Digitized by Google

Lande errangen die Jeſuiten ſo ſchnell und ſo unbedingtes Uebergewicht, als in Bayern. In keinem erfuhren ſie ſolche königliche Großmuth. Keinem haben ſie ſchlechter gelohnt. Wie ſie ſein geiſtiges Wachsthum um zwei Jahrhunderte verſpätet, ſo haben ſie auch ſeine politiſche Selbſtſtändigkeit, ſeine vertrags- und rechtmäßige Vergrößerung, den geheimen Einflüſterungen aus Madrid, Rom und Wien aufgeopfert, und es am Siegeswagen jener drei Mächte angebunden und hinten nachgeſchleppt! — Es verdient in gleichem Maße den höchſten Unwillen und die höchſte Bewunderung, wie ſchlau, wie unmerklich ein ſo großer, der Furcht völlig unzugänglicher, durch und durch ſelbſtſtändiger Herrſcher, wie Maximilian, ſo oft von ihnen myſtificirt, durch den optiſchen Betrug des Parallelism ſeiner und ihrer Zwecke, zu allen Opfern bewogen, ſo oft er die wilde Fluth ſieghaft zu meiſtern im Begriffe ſtand, immer wieder (bis der Moment entflohen war) untergetaucht, um die ſchönſten Folgen ſeiner Anſtrengungen gebracht worden, von vortheilhaften Separatfrieden abgehalten, aus der großen Pacification doch nur wie ein Beſiegter geſchieden iſt, wie er, als endlich nach 30 Jahren der Schlund des Verderbens geſchloſſen war, ſelbſt über dieſen allzuſpäten Frieden, Roms Fluch an ſeinem Hofe mußte verkünden hören! —

Wie konnten auch Männer für Nationalität und Dynaſtie wirken, die (wenigſtens Anfangs) entlegenen Himmelsſtrichen angehörig, nicht einmal die Sprache des Landes verſtanden? — In München (zwiſchen Wien und Madrid, den Niederlanden und Mailand, Franche comté und Elſaß, den Hauptangeln der damaligen Politik gelegen), mit Rom durch zahlreiche Collegien und Hoſpitien in weit frequenterem Verkehr, als jetzo die großen Höfe durch ihre Couriere, in dem, mit kurzen Ausnahmen, ſtets

katholiſchen Bayern hatten ſie während der Vorſpiele des 30jährigen Krieges nicht umſonſt, nicht zufällig, ihre beſten Talente verſammelt, Buſäus, Buslidius, Mengin und Drexel, die beiden Welſer, den allezeit fertigen Libelliſten Keller, Verfaſſer des Tyrranicidium, Forer und Conzen, Gretſer und die Geſchichtſchreiber Brunner und Rader. — Wie gut ſie überall auszubeugen und einzulenken und „Allen Alles zu ſein" wußten, zeigte ihre Haltung über die Ehe Erzherzog Ferdinands und der Philippine Welſer, ſo wie Herzog Ferdinands und der Pettenbeckin, und die vom Jeſuiten Couvillon gemeinſchaftlich mit dem trefflichen Dr. Baumgärtner übernommene Sendung Herzog Wilhelms an das Concilium von Trient wegen Geſtattung der Prieſterehe und des Abendmahles unter beiden Geſtalten?? — Wie wenig ſie ſich auch aus der Legitimität machten, wenn es ihren Anſichten oder demjenigen galt, was ſie „den Frieden" nannten, das hat ihr Treiben in England, in Polen und in der franzöſiſchen Ligue gezeigt. Durch einen unbeſtreitbaren Riß in den Buchſtaben der Legitimität, ſollten dem akatholiſchen Hauſe Pfalz die Kinder der Pettenbeckin vorgehen! — In Oeſterreich ſollten die nächſt Berechtigten Mathias, Albrecht, Maximilian, den orthodoxeren Erzherzogen von der jüngeren Gratzerlinie, Leopold und Ferdinand weichen. — Alles, was auf den Frieden und um des Friedens willen, auf Mäßigung und Verſöhnung feſthielt, ſollte nach einander ſtürzen, Rudolph und Mathias und ſelbſt der Eiferer Cleſel und Eggenberg und Wallenſtein und der Kanzler Biener.

Das waren die Souterrains, die bombenfeſten Caſematten, die bedenklichen Minen, auf denen ſich Tilly's ganze ſtrategiſche Laufbahn bewegte. Seine vielen Correſpondenzen geben keine Andeutung, daß (ſo ſehr er den Orden, der ihn gebildet, verehrt) er je zu den „Einge-

weihten" gehört habe? In ſeinem Kopf und Herzen fand er immer Mittel genug und ſcheint einen natürlichen Widerwillen gehabt zu haben gegen alles, was ſich nicht ſo offen als entſchieden ankündigte. Die eiſerne, treue Seele ſchickte ſelbſt ſeinen Feinden die anonymen Warnungen geradeswegs ſelber zu, die er ihretwegen erhalten hatte. — Jene Parthei wünſchte und wollte — Blut und Flammen und fachte den allgemeinen Internecionskrieg eifrig an. — Aus alle dem dachte Tilly an nichts ſorgſamer, als: „wer den Frieden will, der ſei zum Kriege rüſtig!" — Da hatte er an Maximilian den rechten Mann gefunden. — Gleich nach ſeinem Regierungs-Antritte ſetzte Maximilian einen Kriegsrath nieder. Ihm präſidirte zuerſt der Freiherr Stephan von Gumpenberg, bald aber der tapfere Alexander Haslang. Theodor Bichbeck von Heimhauſen war in Landeskenntniß und in der militäriſchen Adminiſtration vortrefflich. Aber er hatte nie den Krieg geſehen. Haslang war als Partheigänger tauſendäugig, raſtlos, kühn, aber ein Heer und einen Krieg hätte ihm Maximilian doch nie anvertraut. Sein Blick fiel auf den Marſchall Rußworm, als er eben ſeinen Feinden in Prag unterlag. — Maximilian ſchickte einen eigenen Geſandten ihn zu retten, umſonſt. So nahm er dann Mercoeurs und Rußworms erleſenes Haupt ihres Generalſtabes, den Tilly — und weil es gerade in den gelehrten Zweigen der Kriegskunſt, Artillerie und Genie, an erfahrenen Kriegern fehlte, mehrere von Tilly empfohlene, in den ungariſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Kriegen gebildete Wallonen, Italiener und Spanier, auch Niederdeutſche, — für das Geſchütz den Alexander de Groote, für den Dienſt der ſchweren Reiterei den Oberſten Lindlo und Benninghauſen, dieſer, ein im ſchwediſch-polniſchen Kriege erfahrenen Curländer, Erſterer ein kühner An-

führer der Reiterei, aber von einer, im Waſſerburger Bauernſtande und im oberennſiſchen Bauernkriege ihm ſelbſt verderblichen Här'e wider das verzweifelnde Landvolk. — Pfalzgraf Friedrich IV. (nachmals das Haupt der Union), obgleich franzöſiſcher Hilfe gewiß und nicht ohne eine gute Anzahl in der liguiſtiſchen Fehde eingeübter Fähnlein, begann in der rheiniſchen und Oberpfalz, Bewaffnung des ganzen Volkes unter dem inoffenſiven Titel einer „Landesdefenſion.“ — Maximilian brachte gar bald eine Gegenbewaffnung ſeiner katholiſchen Mitſtände in Vorſchlag. Aber leider fand er bei den geiſtlichen Fürſten meiſt nur rath- und thatloſe Indolenz, bei den weltlichen ein zerrüttetes Finanz- und Schuldenweſen, faſt nirgend guten Willen und nirgend entſchloſſenen Muth. — So blieb ihm denn auch nichts übrig, als ſein eignes, edles und hohes Selbſtvertrauen. — Es galt ein überbietendes Surrogat für die unerfahrenen und unbehilflichen Aufgebote der Vaſallen mit ihren Reiſigen, für die koſtſpieligen und ſchädliches Aufſehen erregenden Werbungen durch eine wohlfeilere, ſchnell geſammelte, leichter erſetzliche Landwehre. — Es galt (was noch ſchwerer iſt) der Wiederbelebung eines kriegeriſchen Geiſtes unter der, durch wiederholte Auswanderungen geſchwächten, durch ſchwere Abgaben entmuthigten Nation. — Der Geiſt des heutigen Conſcriptions-Syſtems, die Sorge für ein leicht bewegliches, fleißig geübtes, regelmäßig marſchierendes, ſchnell und richtig feuerndes Fußvolk, für leichte Wagen, für Verminderung des Troſſes, für ſtrenge Evidenzhaltung durch jährliche Heerſchau auf den Muſterplätzen zu Straubing, Braunau, München, Landshut und Pfaffenhofen, lag ganz organiſch entwickelt in Maxens trefflichen Befehlen. Die überall eingeführten Feiertagsübungen, die für das Sicher- und Geſchwind-Schießen begünſtigten Schießſtätten übertrafen hiemit ver-

bunden, was in ſpäteren Zeiten zur Wehrhaftmachung eines Landes verfügt worden iſt. — Eigene Plattner reiſeten in allen Landgerichten umher, Wehr und Waffen zu unterſuchen, zu reinigen, die Mängel dem Zeugmeiſter anzuzeigen, alte, unbrauchbare Waffen gegen neue zu vertauſchen. Wer bei der Waffenübung nicht beſtand, bekam kein Bürgerrecht, keine Gewerbs-, keine Heirathsbefugniß. Die Ausgezeichneten hingegen erhielten längere Zahlungsfriſten in Schuldklagen, größere Ehren auf Hochzeiten und in der Kirche, einträgliche auf Märkten durch die Bewilligung früheren und längeren Verkaufes. — Maximilians ungeduldiger Eifer ſetzte einen Schimpf darauf, daß ein Adeliger unter 55 Jahren in Kutſchen fahre und mehr Kutſchen- als Reit-Pferde halte. Ja auch die Bauerntracht ſtaltete er nach vielem Widerſprechen um, weil ſie des Mannes freier Bewegung hinderlich ſei. Künftig ſollte ſie auf weite, bequeme, ſoldatiſche Galeoten-Art ſein, mit dazu paſſenden Hüten. Jedes Landgericht mußte eine Anzahl Heerwägen und Pferde bereit halten und jährlich mit ſtarken und vermöglichen Jünglingen, die mit Pferden umzugehen wußten, ſie auf die Muſterplätze ſchicken, wo die Ritt- und Wagenmeiſter ſie vollends einübten. — Salpeterſiedereien und Pulvermühlen entſtanden allerwärts. Alte Befeſtigungen wurden ſorgſam erhalten, jene in Braunau, Schärding und Ingolſtadt verſtärkt, ſelbſt München befeſtigt, in ſeinem auserleſenen Zeughauſe unaufhörlich Geſchütz gegoſſen, mehrere (wohlbezahlte, aber ſorgfältig bewachte) Arkaniſten beſchäftigt, der Adel zur Hut ſeiner Burgen verwarnt, die jungen Edelleute und Gutsbeſitzer aufgefordert, ſtatt auf der Bärenhaut zu liegen, in Ungarn und an der windiſchen Gränze wider den Erbfeind der Chriſtenheit das Kriegshandwerk zu lernen. — Ueber allem dieſen, wenigſtens über Abſicht und Rüſtung, ſchwebte der Schleier des Geheim-

niſſes. — Die türkiſche Gefahr diente dem Allen zum äußern Vorwand. Bei jedem unbedeutenden Vorfall wurde ſie durch Klagen am Reichstage, durch Flugblätter, durch Predigten und Bittgänge ins Gedächtniß gerufen. — Die leichtfertige Preisgebung des (vielleicht über die Gränzen der Möglichkeit hinausgetriebenen) Geheimniſſes erbitterte den lykurgiſchen Maximilian dergeſtalt, daß er ſeinem Kriegsrath und Kanzlei einmal drohte, „mit Würfeln darum ſpielen zu laſſen, wer den Strick bezahlen ſolle??" — Tilly, von Natur ernſt und ſchweigſam, düſter und ſtrenge, nie aufbrauſend, nie unnöthig hart, flößte ihm das meiſte Vertrauen ein. — Ihm gab er im Kriegsrathe die Initiative, ihm auch das letzte Wort. Ohne ſeine Beiſtimmung durfte nichts von einiger Bedeutung geſchehen.

Die Erklärung der geſchichtlichen Fresken in den Arkaden des Münchner Hofgartens, — „allen Bayern" gewidmet und gewiß mit einem für Bayerns Ehre und Größe empfänglichen Herzen geſchrieben, gab von Maximilian ein (aus Staatsacten und Correſpondenzen beider Theile) mit muſiviſcher Treue zuſammengeſetztes Bild. Dies Bild zeigt eben ſo viel Ehrfurcht für die erhabene Erſcheinung, als tiefe Wehmuth über den großentheils ungerechten Ausgang ſo planvoll entworfener, ſo kraftvoll begonnener, ſo beharrlich durchgeführter Anſtrengungen. — „Ueber ein halbes Jahrhundert hatte Maximilian regiert und nur etliche Monate weniger als 80 Jahre gelebt. Er erlebte die Vorſpiele, er durchlebte den ganzen 30jährigen Krieg. Er überlebte ihn und noch manche ſeiner bitterſten Nachwehen. Von Wien und Paris, von London und Rom, von Madrid und Warſchau war damals das Augenmerk auf München gerichtet. Maximilians politiſches Gewicht überſtieg weit den beſchränkten Umfang ſeines Landes, ſeiner Volkszahl,

ſeiner Einkünfte. Des Vaters ſchlechte und des Großvaters prunkende Wirthſchaft war ihm ein Gräuel. Sein Haushalt gränzte an's Wunderbare. Keine ſterbliche Seele ſah in ſeinen Beutel. Er ſprach oft kurze Jammerworte, während nicht nur ungeheuere Laſten getragen und Schulden abbezahlt, ſondern ſogar noch Schätze hintergelegt wurden. Seine Rüſtungen zu äußerem Krieg und zur inneren Landwehre waren im Geheimniß undurchdringlich, im Nachdruck unwiderſtehlich, in der Ausdauer gleichſam unerſchöpflich. Faſt ſchien es, er könne, was er wolle. — Um ſo erſtaunungswürdiger, als der einzige Mann, faſt alles allein thun mußte, als ihm nur für die Führung der Schlacht und kaum auf die eine Hälfte des entſetzlichen Krieges, ein Tilly und nur wie ein kurzer Herbſtesſonnenblick, ein Mercy gegönnt war, übrigens nicht einmal für den wackern Hasläng ein Erſatz zu Gebote ſtand, und Er einſam und allein auf ſeinem goldenen Stuhle, nichts Stützendes erfaſſen konnte, als den Stab des Befehls. — So oft ihn auch ſeine katholiſchen Mitſtände ſelber lähmten, ſo lau und zweideutig oftmals die Geſinnungen Roms, ſo kleinlich und unaufhörlich die Eiferſucht der Höfe von Madrid und Wien gegen ihn gerichtet war: ſeine Staatskunſt hat die Liſtigen und Mißgünſtigen oft überliſtet. Dennoch hat ſie nur zu oft (während ſie ſich aller Welt verborgen und durchaus ſelbſtſtändig wähnte), nur „an dem langen, aber unzerreißbaren Seile des in der katholiſchen Welt allwiſſenden Ordens geflattert.“ — Maximilians Blick vor der Prager Schlacht, ſelbſt dem Blicke ſeines edlen Tilly überlegen, war nicht minder verhängnißvoll als Cäſars: „jacta est alea“ beim Ueberſchreiten des Rubicon! — Alles hatte er, nur nicht Anmuth und Milde. Feſtes Zutrauen und Furcht, waren die Empfindungen, die Maximilian erregte. — Bewundern mußte man ihn

und *verehren*, aber um *geliebt* zu ſein, hatte er allzuviel vom „flammenden Dornbuſch!“ — Er war der *katholiſche* Glaubensheld und durchaus eine *moſaiſche* Natur. — Gemüthvoller war *Heinrich* IV. — Aber manche größeren Eigenſchaften beſaß unſtreitig Maximilian. Heinrich ſchloß, *verſöhnend* und *vereinigend*, den rauhen Schlund des franzöſiſchen Bürgerkrieges. Maximilian wollte *Vertilgung* der neuen durch die alte Lehre, und *hiedurch* Ruhe und Einförmigkeit. — *Dieſe* Ruhe aber iſt — wie geſagt — auf den Kirchhöfen. — Auch *Guſtav Adolph* kann man ihm nicht vorziehen, denn zu *ſiegen* verſtand er vielleicht auch und zu *regieren* verſtand der Bayer *weit beſſer*, als der Schwede, aber zu *begeiſtern* und fortzureißen wie Guſtav Adolph, verſtand er nicht. — Der Schwede predigte *Freiheit* des Gedankens und Freiheit des Wortes mit dem ſiegenden Schwerte. — Kein Fürſt ſeines Jahrhunderts hat Maximilian übertroffen. Aber es haben ſich auch *keinem* die Sterne ſo günſtig gezeigt. — Ihm war die *Kaiſerkrone**), ihm war die *böhmiſche* Krone faſt aufgedrungen**), — das Land

---

*) Aus *Sullys* Memoiren iſt bekannt, daß Max den Planen Heinrichs IV., die *Kaiſerteone* auf ſein Haupt zu ſeken, keineswegs fremd war. — Derſelbe Plan kehrte wieder, als Rudolphs Geiſtesſchwäche ſehe ernſthafte Beeathungen über ſeine Abſetzung heebeiführte und Ferdinands Wahl allen Feeunden deutſcher Freiheit und Geſetzlichkeit, höchſt beſorglich eeſchien. Die peoteſtantiſche Union trug Maximilian das Diadem entgegen als Friedenszeichen. Die Jeſuiten aber ließen ihn nur „*calviniſche Schliche*“ dahinter erblicken.

**) *Viermal* war den *Wittelsbachern* die Krone *Böhmens* geboten, das bis 1620 (ſo wie Ungaen bis 1687) noch entſchiedener ein Wahlreich war, als Schweden, — 1439 *Albrecht* dem Frommen, als, nach den 20jäheigen Huſſitengräueln, die Ruhe des Reiches auf einem König beruhte, *der noch nicht einmal geboren war* — 1526 *Wilhelm* dem Beſtändigen, als der letzte Jagellone, der unreife Ludwig, bei Mohacz gefallen war; — 1619 nach Mathias Tod und der Abſetzung Feedinands, dem großen *Maximilian*, — 1741 nach der Erlöſchung des Hauſes Habsburg auch

ob der Enns, Bayerns tauſendjährige Gränzmark*) war ihm wiedergegeben (1619). Durch des Erbiſchofs Wolf Dietrich Ueberſchätzung ſeiner Kräfte wurde Maximilian Herr des unerſetzlichen Salzburg (1611) **). — Erzherzogin Clau-

---

im deutſchen Zweige mit Karl VI. (wie 1700 im ſpaniſchen mit Karl II.) dem Kurfürſten Karl Albrecht, als Kaiſer VII., der zweimal 1741 und 1744 in Prag als König von Böhmen ausgerufen wurde.

*) Wie gut Max dieſsfalls Bayerns Stellung und Rechte kannte, beweiſt die Inſtruction an ſeinen Geſandten in Prag, von Donnersberg, als Oeſterreich einen erſten Rang im Fürſtenrathe und die: „Durchlaucht“ ausſchließend behaupten, Bayern und Pfalz aber zu Großherzogen erheben wollte. — „Wenn wir erſt jetzt eine ſolche Würde von Neuem annehmen wollten, würden wir Uns mehr erniedrigt als erhöht befinden. Als die Markgrafſchaft Oeſterreich, die ſeit Jahrhunderten zu Bayern gehörte, zu einem Herzog- und Erzherzogthum erhoben worden, geſchah es nur unter der Bedingung, daß Oeſterreich dem uralten Fürſtenhauſe Bayern gleichgehalten, nicht aber, daß es im Range höher gemacht werden ſollte.“

**) Maximilian war bei aller Glut für den Katholicismus nichts weniger als ein Ultramontaner. Mit allen Päpſten von Clemens VIII. bis Innozenz X. (1592—1650) gerieth er in ernſthafte Irrungen. Er ſchlug den Nuntien mehrmals den Zutritt ab, erzwang Genugthuung dem Gedächtniſſe ſeines großen Ahnen, des im Fluch der Kirche verſtorbenenen Kaiſer Ludwig gegen Bzovius unwürdige Läſterungen und mit welchem Ehrenplatz in der Hölle drohte er nicht dem Großinquiſitor Spaniens Alliaga? Er ſchalt unaufhörlich darüber, wie die geiſtlichen Churfürſten, Hoch- und Domſtifter ſich ſelbſt verließen, er zeigte den lebhafteſten Unwillen über die Unwiſſenheit, Völlerei und das Sittenverderbniß unter den Weltprieſtern und zum Theile ſelbſt in den Abteien. Ekelhafte Beiſpiele finden ſich (nur in allzugroßer Zahl) in den Viſitations-Protokollen und in den zahlreichen Strafacten aus jener Zeit. — Des Erzbiſchofs Wolf Dietrich’s Sitten widerten freilich Maximilian an, aber er hätte doch (und viel leichter noch Rom) Solches verziehen: — weit weniger aber des Erzbiſchofs (von Oeſterreich unaufhörlich beſtärkte) Weigerung, dem katholiſchen Bunde beizutreten und ſeine Hartnäckigkeit gegen Bayerns Wünſche in Salinar- und Handelsſachen. — Maximilian empfand es gar ſchmerzlich, wie Bayern mit Salzburg, Freiſing, Paſſau, Regensburg ſich einſt der edelſten Lebenstheile beraubt, wie es die verwundbarſten Stellen dem Feinde preisgegeben habe. Maximilian meinte, vorerſt Salzburg, wie Köln, bleibend an wittelsbachiſche Fürſten, alsdann vielleicht (als Retorſion deſſen, daß die brandenburgiſchen und ſächſiſchen Prinzen ihre geiſtlichen Stifter in weltliches Erbland verwandelt) es wieder an’s Mutterland ſelbſt zu-

Digitized by Google

dia bot ihm freiwillig (Jänner 1638) für die Vertheidigung des Elſaſſes, was er eih Vierteljahrhundert früher für Donauwörth

---

rückzubringen, vor der Hand aber, es gleich Donauwörd zum Erſatz der Kriegskoſten im militairiſchem Beſitz zu halten, um nach den Umſtänden frei ſchalten zu können. Daher arbeitete er anfangs für ſeinen alten Oheim oder für ſeinen Bruder Ferdinand, den Churfürſten Coadjutor von Köln. Selbſt ſein frommer Vater Wilhelm ermahnte ihn aus ſeiner Abgeſchiedenheit: „davon nicht zuviel, noch vor der Zeit, nach Prag, Wien oder Gratz zu eröffnen. Die maximilianiſche Linie Oeſterreichs habe ſtets jeden Vortheil Bayerns für einen ihrigen Verluſt erachtet. Zwar ſei die Gratzer-Linie weniger mißgünſtig, aber ohne Spanien traue ſich Ferdinand nicht den geringſten Schritt zu thun.“ — Maximilian giengen jedoch bald die Augen auf. Schon unterm 31. October 1611 äußerte er: „wie ihm Oeſterreich überall, wo es nur könne, Prügel in die Füße werfe“ — und bald darauf: „die öſterreichiſchen Practiquen in Rom und Madrid giengen dahin, Salzburg den Gratzer Herzogen Leopold oder Karl zuzuwenden.“ — Erſchreckt durch Bayerns Glück in Köln, hatte man im Salzburger Dom ein geheimes Statut veranlaßt, das die bayeriſchen und die öſterreichiſchen Prinzen von der Wahl ausſchloß. Von dieſem Statut hatte Maximilian beiläufig Wind. Aber wie erſtaunte er, als er im Jahre 1612 erfuhr, ſchon 1607 habe Paul V. dieß geheime Statut zu Gunſten der Erzherzoge von der Gratzer Linie als null und nichtig erklärt!! — So erndete dann Maximilian in Donauwörd wie in Salzburg nur eine ungeheure Mißſtimmung wider Bayern. Der kaiſerliche Hof dem bei allem Außenſchein für die katholiſchen Intereſſen, nichts ſo verhaßt war, als die katholiſche Liga und Maximilians Feldherrnamt, (um das der katholiſche König, die Erzherzoge Mathias, Maximilian und Ferdinand nacheinander buhlten) trug das Seinige redlich dazu bei. — Max blieb feſt darauf, Wolf Dietrich ſei keineswegs ſein, ſondern erſt des Domkapitels, dann des Papſtes Gefangener und dennoch ſchlug er es rund ab, ihn nach Rom auszuliefern. Trotz der Verwendung des Kaiſers, des Papſtes und vieler deutſcher Fürſten ſtarb der Erzbiſchof 1617 in der ſtrengen Haft des Schloſſes Werfen unter der Obhut des bayeriſchen Obriſten Hannibal von Herliberg. Rührende Bitten und demüthigende Anerbietungen blieben gleich vergeblich. — Maximilian drängte das Kapitel fort und fort auf eine neue Wahl. Da der Plan für einen Fürſten ſeines Hauſes durchaus nicht zu verwirklichen war, lenkte Max die Wahl, — weil der Domkapitular von Zollern: „ihm für einen Nachbar ſchier gar zu geſcheut ſchien“, auf den bornirten und „nicht einmal geſtudirten“ Domdechant Marx Sittich von Hohenems, mit dem er aber allzubald wieder in ein gleiches, heftiges Zerwürfniß gerieth: — (ſeltſame Randgloſſen zu den wüthenden Diatriben auswärtiger, in Bayern lebender Römlinge über die Cölner Wirren des Jahres 1837 — 38.) — Max ſchien das Mißlingen ſeiner großen Abſichten auf Salzburg mit beharrlicher Erbitterung an Wolf Die-

Digitized by Google

gefordert, das altbayeriſche Kufſtein, Rattenberg und Kitzbüchel*). — In den letzten Fällen handelte es ſich nicht

---

trich zu rächen. — Der ſchmähliche Untergang dieſer großartigen Natur erregt faſt eben ſo viele Wehmuth, als jener des in Manchem, Wolf Dietrich ähnlichen Ludwigs des Bärtigen von Ingolſtadt, im innerſten Thurm zu Burghauſen. Selbſt der Jeſuite Vervaux (Adlzreiter) ſagt von dieſem Wolf Dietrich: excelsi vir animi, cui si fortunae moderatio et illibata sacri ordinis puritas adfuisset, nihil erat, quod in magni principis claritudinem in eo possit desiderari!

*) Es iſt eine traurige Wahrnehmung, daß der Drang der Geſchicke ſich gar oft ſo kehrte, daß der Wiener Hof ſeine im Kriege eifrigſten Bundesgenoſſen im Frieden aufopfern mußte, ſelbſt ſeine eigenen Nebenzweige. — Als Rudolph II. auf die Wiederherſtellung Donauwörths drang, forderte Maximilian ſeine Koſten an das Reich, — oder aber, „daß man ihm dagegen Abtretung beſagter Stadt Donauwörth, die an Tyrol angrenzenden Herrſchaften Kufſtein, Rattenberg und Kitzbühel, indem dieſe eben auch wegen aufgewandter Kriegskoſten von dem Hauſe Bayern auf wohlbewußten Wegen an das Haus Oeſterreich erwachſen ſind, wirklich einantworte. — Es wäre doch für Bayern, das in wenig Jahren ſo viel hundert tauſend Gulden für Oeſterreich aufgeſetzt, ein ſchlechter Favor, daß Oeſterreich demſelben nicht nur nichts umſonſt habe thun wollen, ſondern noch dazu die jetzt von Bayern loco expensarum vorgeſchlagenen tyroliſchen Herrſchaften vi armata abgedrungen und wenig darnach gefragt habe, ob es das Haus Bayern ruinire oder nicht.“ — So ernſthaft war damals die Sprache über den unglücklichen Verluſt aus dem Landshuter Erbfolgekrieg! — Aber es ſchien trotz der perſönlichen Größe Maximilians ein geheimnißvoller Fluch gerade wieder in dem Augenblicke über Bayern dahin zu brauſen, wo ſich ihm die herrlichſten Gelegenheiten aufthaten. — Als im Jänner 1638 die Erzherzogin Regentin Tyrols und der Vorlande, Claudia, um den Preis der Garantie des Elſaſſes, Kufſtein, Kitzbühel und Rattenberg, zurückgeben wollte, der Wiener Hof als Vormund aber, der wirklichen Einräumung zwar beiſtimmte, aber ſie bis zur allgemeinen Pacification vertagte, traute Maximilian noch einmal — und wiederum war der unwiederbringliche Augenblick verloren. — „Freilich wenn man ſich von nun an einige Hoffnung nicht zu machen habe, das bayeriſche Territorium auch nur eine Spanne groß zu extendiren, mit was Recht und Fug es auch ſein mag; welche öſterreichiſche geſuchte Souverainität über Bayern auch in andern Fällen zum ſchädlichen Exempel wird wollen gezogen werden.“ — Um Maximilian abzuhalten, den „calviniſchen Schlichen“ von Churpfalz und der Union Gehör zu geben, die ihm die Kaiſerkrone boten, unterſtand man ſich, ihm in einem „heimlichen Memoire“ vorzuſtellen: „bis Pfalz und die Generalſtaaten ihr Volk durch ſo viele Päſſe und Fürſtenthümer heraufbringen, könne Oeſterreich wohl ganz Bayern verderben, ſonderlich weil Oeſterreich im

um Vergrößerungen eines unruhigen Ehrgeizes, ſondern um Rückgabe mancher an Bayern begangener Vergewaltigungen. — Es handelte ſich um ein, für den katholiſchen Reichstheil am meiſten wünſchenswerthes Gegengewicht wider die heißhungerigrn Säculariſationen im proteſtantiſchen Deutſchland — und wie ward die unwiederbringliche Gelegenheit benutzt? Welches war der Lohn des beiſpielloſen Kampfes und eines Verderbens, das Bayern noch bis auf dieſe Stunde fühlt? — Ohne Maximilian — kein deutſches Haus Oeſterreich mehr — und wenn Er that, was er konnte und ſelbſt für das wahre Beſte des katholiſchen Reichstheils ſollte; ſtand Bayern in ſeinen alten Gränzen von der

Tyrol eine ſolche Anzahl Volks beiſammen habe, und damit ins Land Bayern einen guten Vorſtrich bekommen kann!!" Dieſe unverſchämte Falſchmünzerei (die allenfalls auf 1745 und 1805 vielleicht ſogar auf 1799, 1809 und 1813 weit eher gepaßt hätte) in einem Augenblicke, wo die deutſche Linie Habsburgs in den letzten Zügen zu liegen ſchien, wo ſie auf Maximilian noch die einzige und letzte Hoffnung ſetzte und das Tyroleraufgebot froh war, in ſeinen Bergen von Venedig und den Graubündtnern ungeneckt zu bleiben, verrieth doch gar zu viel jeſuitiſchen Beiſchmack!! Maximilian ſelbſt ſchrieb verächtlich an den Rand hin: „hoc est nimis affectatum und contra alle Reputation des Bayerlandes. Scheint, daß es ein lateiniſcher miles beſtellt hat?" — Es iſt alſo ein grober Irthum, ſich Maximilian als einen getäuſchten Leibeigenen öſterreichiſcher Intereſſen vorzuſtellen. Aber leider war der Ausgang (den die Welt „für ein Gottesurtheil" zu halten pflegt) faſt immer ſo. — Umſponnen, umſtrickt war er viel mehr als getäuſcht und betrogen! — Die ſpaniſch-öſterreichiſchen „Staatspratiquen und geheimbößten desideria" wußte man Maximilian, der über die größten, politiſchen Fragen, meiſt auch ſeinen Beichtvater conſultirte und den patribus societatis oft das letzte Wort ließ, als unverletzliche und heilige Intereſſen des Katholicismus darzuſtellen. — Dieſer ſei in der größten Gefahr, wenn Er das Kaiſerdiadem oder die Krone des, großentheils utraquiſtiſchen und evangeliſchen Böhmens annehme, da Er den Religionsfrieden, Majeſtätsbrief, die Capitulationsreſolution beſchwören und die Irrlehre auch in Bayern werde dulden müſſen, das bisher doch von dieſem Höllengifte rein geblieben! Das Göttliche ſei dem Gottloſen, das Ewige dem Zeitlichen, das Sichere dem Unſicheren vorzuziehen."

Enns bis an den Lech, den Eiſack und die Drau! — In Böhmen war ein Gegenkönig, Pfalzgraf Friedrich, in Ungarn war ein viel größerer, der Siebenbürgerfürſt Gabriel Bethlen, Ferdinand in ſeiner Wiener Burg von den Böhmen unter Thurn beſchoſſen, von Bethlens Ungarn umſchwärmt, hatte bei allem paſſiven Heldenmuth dennoch — (durch ſich ſelber) — keine andere Ausſicht mehr — als die Einſperrung in ein Kloſter. — 13 Millionen wendete Maximilian zuerſt an Oeſterreichs Erhaltung und die Bezwingung Böhmens und darauf noch weiters 7 Millionen, den Nothpfennig ſeines trefflichen Haushaltes. Das Land ob der Enns ward ihm dafür ein theures Pfand. — Die Sachſen errangen für ihre zweideutige Hilfe, die ihnen auf gleiche Weiſe verpfändeten Lauſitzen und behielten ſie — und der Hort und Retter in der Noth, Maximilian, gab das Land ob der Enns wieder zurück und erwirkte dafür die Erlaubniß die altwittelsbachiſche Oberpfalz kaufen zu dürfen, zuerſt gar nur auf Lebenszeit, dann gegen 20jährige Verbürgung Oeſterreichs!! — Die dazu geſchlagenen Aemter der Rheinpfalz konnte man ſchon im erſten Augenblicke, nur auf kurze Friſt geliehen betrachten. — Ungeduldig ertrug Maximilian im Verlaufe des Krieges Wallenſteins Sultanslaune und ſeinen Spott über Bayerns Leiden und Noth: aber Er trug ihn und blieb der Alte für Oeſterreich. — Schon früher hatte er die offenen und heimlichen Einſtreuungen wider ſein Directorium der (von ihm gegründeten meiſt aus Bayerns Mitteln erhaltenen) Ligue großmüthig überſehen. — Er ſah die ungeſetzlichen Unterwerfungs- und Mediatiſirungs-Projecte der Jahre 1627—1628, als nach den Siegen bei Deſſau und bei Lutter, in Deutſchland Niemand mehr widerſprach. — Er widerſprach, er widerſtand, aber ſeine Bundestreue blieb. Guſtav Adolph war in München und Bayern eine Brand-

ſtätte, — Maximilian wankte nicht. — Ein Separatfrieden ſicherte Bayern ungemeine Vortheile. Frankreich forderte ihn unaufhörlich dazu auf, Maximilian wankte dennoch nicht. Nur im 29ſten, im vorletzten Jahre des Krieges, wie der Erzherzog Leopold Wilhelm Bayern nochmals verließ, wie Gallas faſt ärger in Bayern hauſte, als die Schweden, erſt dann ward eine Waffenruhe unter franzöſiſcher Vermittlung geſchloſſen, — und es quälten den frommen Ferdinand nicht die mindeſten Gewiſſens-Scrupel darüber, unter Maximilians Truppen Meuterei zu ſtiften, ſeine Generäle Jean de Werth und Spork zu verführen, und Bayern wehrlos der unverſöhnlichen Rache Schwedens preis zu geben! — Einſam emporragende Kirchthürme, wo vorher volkreiche Flecken, die Dörfer größtentheils zerſtört, verlaſſen und viele bald ganz verſchwunden, Sumpf und junger Wald, wo früherhin goldene Saaten wogten, Wölfe und Bären wieder in ihrem alten Beſitz, eine neue „Wüſte der Bojen," ein blutarmes, lebensſattes, todtgequältes Volk, ſchnöde Aufopferung der mit den ungeheuerſten Anſtrengungen zum Krieg erkauften Anſprüche Bayerns im Frieden, das war der Lohn Maximilians, das war der Abſchied, den der faſt 80jährige Fürſt in Ingolſtadt von ſeinen Jeſuiten, von ſeinem grauſam verheerten Land und aus dem vielgeprüften Leben nahm."

Wenn dem gewaltigen Maximilian demnächſt die Reiterſtatue auf Münchens Wittelsbacher Platz erſteht, ſo iſt ſie — ſeiner innern Verwaltung eine längſt verdiente Huldigung. — Zugleich iſt ſie aber auch die beredteſte Warnungstafel für die auswärtige Politik, in welcher Max, (die perennirende Dupe des Wiener Cabinets), alle ſeine oftmals große Thaten, alle ſeine theilweiſe von Glück begünſtigten Entwürfe zertrümmert ſah und Bayern und Deutſchland dergeſtalt der Orthodoxie untergeordnet, daß um die

Schweden und die Lutheriſchen zu bekämpfen, er ſich in Richelieus Arme warf — in einem geheimen Vertrag vom 20ten May 1632, der erſte in die Abſonderung des linken Rheinufers willigte und den Franzoſen die Occupation deſſelben von Conſtanz bis nach Cöln und Trier hinunter vergönnen wollte!! —

Donauwörd und die Oberpfalz galten zugleich als Eroberungen des Katholicismus, ohne jedoch Bayern Selbſtſtändigkeit zu geben! Darum erlaubte jene allwiſſende und allmächtige Congregation, daß dieſe Eroberungen Bayern verblieben. — Zwar war ein reichsoberhauptliches Urtheil ergangen: „Donauwörth binnen vier Monaten wieder an das Reich zurückzuſtellen.“ Dennoch wollte man ſehr natürlich in Wien das ſo hartnäckig erfochtene Städtlein lieber Maxen laſſen, als ihm die dafür geforderten tyroliſchen Herrſchaften pfandweiſe einräumen. — Daß Maximilian Salzburg behalte, wollte man in Wien noch weniger als in Rom. — Darum mußte er es wieder herausgeben. — Daß die Gauen ob der Enns Maximilian verblieben, daß er dadurch aus der Abhängigkeit von Oeſterreich trete, das wollte der Madrider Hof ſo wenig, als der Wiener. — Darum mußte er ſie wieder verlieren, darum ſtatt ihrer ſein Haus eigen, die Oberpfalz um viele Millionen von einem Dritten — erkaufen!! — Es war das Seil der Orthodoxie, an welchem der ſonſt große Mann zu allen dieſen unwiederbringlichen Rückſchritten geleitet wurde. — Doch inmitten ſolcher theuer erkauften Lehren, inmitten des heiligen Zorns und der vaterländiſchen Wehmuth, — welches Saamenkorn der Hoffnung, welcher Antrieb des Fortſchreitens, welcher erlaubte, ja löbliche Stolz; — Maximilian war nicht ein Drittheil ſo ſtark, als das heutige Bayern — und er entſchied in den Händeln Deutſchlands, ja Mitteleuro-

pas. — Am Prager weißen Berge nahm und gab er den, ſeinem Hauſe viermal dargebotenen böhmiſchen Scepter. — Oft ward das Glück ihm untreu. Aber es ſanken vor Bayerns Banner die badiſchen Fahnen, die des Braunſchweig und die des Mansfeld, bei Wimpfen, bei Höchſt, bei Stadtloo und bei Minden, — engliſche Fahnen bei Mannheim, däniſche bei Havelberg und den Lutter, ſchwediſche bei Bamberg, Nördlingen und Neuburg vor dem Wald, franzöſiſche bei Duttlingen, Mergentheim und Allerheim, — da, im Andenken, der ungeheuern, 30jährigen Opfer, nach welcher (nur einige 30 Jahre ſpäter) Bayern wiederum 30 Millionen und 32,000 Mann an die Rettung Wiens und an die Befreiung Ungarns ſetzte, darauf die Drangſale des ſpaniſchen, des öſterreichiſchen, des bayeriſchen Erbfolgekrieges und der franzöſiſchen Kriege trug und dennoch wie ein Phönix aus der Aſche wieder daſteht, da wird, da muß wohl Jeder es laut denken, und ſtürmiſch ausrufen: welch ein Land! und welch ein Volk!" —

Alle Feldherren des katholiſchen Theiles, (mit einziger Ausnahme jenes zum Fürſten und Herzog, zum Generaliſſimus und Diktator aufgeſchwungenen böhmiſchen Edelmannes) Alle, die einigermaßen dem Bannier, Bernard von Weimar, Königsmark, Horn, Torſtenſohn und Wrangel gegenüber ſtehen durften, waren Maximilians: der wilde Roland des großen Kriegsſpieles, der Pappenheim und der Reiter ohne Gleichen Jean de Werth, der Odyſſeus Mercy und Geelen und Gronsfeld, — aber der, vor dem die böhmiſchen und badiſchen Fahnen, die des Mansfeld und des Braunſchweig ſich ſenkten, die engliſchen bei Manheim und die däniſchen in der Hauptſchlacht bei Lutter, — das war der alte Tilly!

Tilly war ganz Krieger, nichts dagegen, nichts daneben. In den heutigen Salons, wo man es ſo trefflich

verſteht, ſtundenlang von einem Nichts, wie von dem Wichtigſten zu ſprechen, und wieder ein Paar Augenblicke vom Höchſten und Wichtigſten wie von gar Nichts, hätte der hohe, wie der niedere Pöbel, und die alten Weiber beiderlei Geſchlechts ihn verlacht und ausgeziſcht. — In der That: zum Diplomaten war Tilly nichts nütze. — Als Maxen alle Welt den Vorwurf machte, für die Execution wider Donauwörth (um die ſeinem Hauſe tückiſch entriſſene Stadt deſto minder aus der Hand zu laſſen) eine Küchenrechnung eingeſtellt zu haben, daß man eine zweite „unüberwindliche Flotte" dafür hätte ausrüſten können, fragte Max im geheimen Rathe, etwas barſch (wie er gegen Alle blieb, auch gegen Tilly, als bereits der Lorbeer von zwölf Schlachten ſeine ſchattenreichen Augenbrauen überſchattete) Tilly um ſeine Meinung. — Der antwortete trocken, wie immer: „er finde die Rechnung gar nicht übertrieben. Vielmehr meine er, man dürfe ſie noch um viel tauſend Gulden ſtärker anſetzen, wenn man den Haß erwäge und die Folgen, die das Donauwörthiſche Executionsgeſchäft Bayern zugezogen, die Gefahr, in die ſich Seine Durchlaucht bloß des Kaiſers wegen geſteckt und ſich gleichſam zu einem offenen Feind der proteſtirenden Fürſten und anderer Reichsſtände gemacht."

Maximilian wollte den Bruch mit Salzburg. Drum ſandte er als Boten des Friedens den Tilly. Er kannte ſeine Leute. — Seine Vermittlungsanträge lauteten wie die offenſte Kriegserklärung. Er wollte keine Künſte brauchen, und verſtand ſie nicht. Er war in der diplomatiſchen Pepiniere des Brennus erzogen, der vor dem Capitol ſein Schwert auf die Goldwage des Friedens warf. Seine Eingangsformel klang beiläufig wie jenes alte: „Wehe den Ueberwundenen!" — eine ſchlimme Gewohnheit, faſt Aller,

die in ſolchem Maße die Kunſt des Ueberwindens verſtehn!

Die Heerfahrten gegen Donauwörth und Salzburg hatte durchaus Tilly vorbereitet, aber die Vollſtreckung ſelbſt zu führen, entſprach weder ſeinem hohen Range, noch dem bereits eroberten Kriegsruf. Beim erſteren Zuge geleitete er den Oberſten Alexander Haslang bis in eben das Rain, wo er, ein Vierteljahrhundert ſpäter, bei Guſtav Adolphs Lechübergange den Tod fand. Beim letzteren war er in Maximilians Geleit im Hauptquartiere zu Burghauſen. — Nach manchem Auflärmen der Keckheit und falſchen Hoffnung auf die Reichsſtädte Schwabens und auf den Neuburger Herzog, ergab ſich Donauwörth und lieferte Haslang mit den ernſten Waffen auch die Fleiſchbeile und Küchenmeſſer aus. — Nun begann das Amt der dem Heere folgenden Jeſuiten. Noch lebt das Sprüch-Drohwort: „warte, ich will dich katholiſch machen!" — Die wider Salzburg verſammelte Macht war anſehnlich, aber der Feldzug dauerte nur ſechs Tage. Am 22. October 1611 ergab ſich Titmanning, das Städtchen auf den zweiten Kanonenſchuß und Hauptmann Schneeweis im Schloſſe noch den nämlichen Abend. Am 26. October hielt Maximilian ſeinen Einzug in Salzburg, und ſchlief in Wolf Dietrichs Himmelbett. Zwei Tage darauf fing den flüchtigen Erzbiſchof, mit ſeinem Harem und mit ſeinen Schätzen, der raſtlos nachjagende Rittmeiſter Hercelles (einer von Tilly's Wallonenzöglingen), bereits auf kärnthneriſcher Erde, wenig darum bekümmert, öſterreichiſches Gebiet zu verletzen, als nur ſeiner Beute gewiß zu ſein. Er führte ſeinen hohen Gefangenen zurück auf die traurige dunkle Burg zu Werfen.

Eine größere, verhängnißvollere Thätigkeit fand Tilly in den böhmiſchen Händeln. — In den Niederlanden lernte er als Knabe und Jüngling die ſchwere

Kunſt der Waffen. In *Ungarn* erprobte er ſie als Mann. In Bayern bereitete er faſt durch 20 Jahre den 30jährigen Krieg. Da iſt *ſein* Ruhm untrennbar von ſeines *Herrn* Ruhm. — Als Greis führte er dieſelben Kriege ſiegreich ob der Enns, in Böhmen, am Rhein und bis an das baltiſche Meer. — Selten genug: die Glanzperiode ſeines Lebens begann in ſeinem *ſechzigſten*, und endigte in ſeinem *ſiebzigſten* Jahre.

Wider den unglücklichen *Rudolph* II. hatten ſich durch die berühmte Acte vom 26. April 1606 alle Erzherzoge vereinigt. Nacheinander hatte ihm *Mathias* Oeſterreich, Ungarn und Böhmen abgedrungen, und die Plane der jüngern, katholiſchen Linie zu Gratz gegen die ältere maximilianiſche vereitelt. Vergebens griffen Leopold und Ferdinand (eifrig durch Rudolph unterſtützt) *vor* der Zeit nach dem Diadem. — Mathias behauptete ſich durch eine Reihe folgenreicher Conceſſionen. Durch Ferdinanden, der ihm ſeinen Freund und Miniſter, den Cardinal Cleſel, aus der Burg wegfing und auf eine ferne tyroliſche Feſtung ſchickte, erfuhr er beinahe, was er Rudolphen bereitet hatte. Vor dem ganz gleichen Looſe rettete ihn nur der Tod. — Doch vernahm er noch die „altböhmiſche" Fenſterabſtürzung ſeiner Statthalter in den Schloßgraben des Hradſchin. Von ihr (13. May 1618) zählt man *den dreißigjährigen Krieg*: *in Prag* begonnen und durch den Ueberfall der „kleinen Seite" am Fuße des Hradſchin durch Königsmark, in demſelben *Prag* beendigt (26. Juli 1648).

In ſeiner Wiener Burg von den Ungarn und Böhmen umringt, war Ferdinand der Hilfsbedürftigſte der Erde. Dem großen Kampf um ſeine Kronen, dem Kampfe für den alten Glauben, für das Uebergewicht des katholiſchen Reichstheiles, war Er in keiner Hinſicht gewachſen. — *Rom* war ferne und warb lieber um Beiſtand ſtatt in ſei-

Digitized by Google

nen unerſchöpflichen Schatz zu greifen. Seit einem halben Jahrhunderte war Kaltſinn zwiſchen Wien und Madrid. Zwar ſchwebten noch immer „viele mächtige und drohende Schatten um die Höhle des Löwen,“ der einſt von Palermo bis Mühlberg und von Lepanto bis an den Kanal, die Welt geſchreckt. Aber es waren nur mehr Schatten und der Löwe war todt. Inquiſitions- und Stabilitätsanſtalten jeder Art hatten den weltgeſchichtlichen Aufſchwung des herrlichen Spanien getödtet. Die einzige, bereite Hilfe in der Noth lag nur bei Bayern und in der Wiedererhebung der, durch Maximilian gegründeten, durch öſterreich-ſpaniſche Ränke ſo gut als aufgelöſten Ligue.

Während Ferdinand den öſterreichiſchen und böhmiſchen Mißvergnügten und den Schwärmen Bethlen Gabors, mit genauer Noth nach München und nach Frankfurth entkommen war, die Kaiſerkrone auf ſein bedrängtes Haupt zu ſetzen, wurde er von den Böhmen: „als Erbfeind der Gewiſſensfreiheit, als ein Sclave Spaniens und der Jeſuiten, als Verwüſter Böhmens, der dieſe Krone durch verwerfliche Kunſtgriffe erſchlichen und durch geheime Verträge ſie an Spanien verrathen habe“, abgeſetzt. — Es fehlte nicht an huſſitiſchen, halb republikaniſchen, halb theokratiſchen Ideen, die das Beiſpiel der Schweiz und der Niederlande voranſtellten, aber eine große Mehrzahl entſchied für die Fortdauer des Königthums. Da Max von Bayern die Krone weggewieſen, waren die Wähler kurze Zeit unſchlüſſig zwiſchen dem Siebenbürger Fürſten Gabriel Bethlen, Gegenkönig in Ungarn, Chriſtian IV. von Dänemark, Carl Emanuel von Savoyen und dem Nachbar, Johann Georg von Sachſen. Aber bald überwog Alle Friedrich V., Kurfürſt von der Pfalz (Wilhelms von Oranien Enkel, Schwiegerſohn Jacobs I. von England, das Haupt der Union), ein ſchöner und liebenswürdiger junger Fürſt, aber ohne

Feldherrngeiſt wie ohne Herrſcherſeele, ein Spiel ſeiner ehrgeizigen und ſataniſchen Umgebungen und des Stolzes ſeiner Gemahlin, der brittiſchen Eliſabeth. Am Tag als Ferdinand in Frankfurth zum Kaiſer gewählt ward, erhielt Friedrich zu Amberg die erſte Kunde ſeiner Wahl zum König aus Prag. Zu Waldſaſſen empfing er der Böhmen erſte Huldigung, und beinahe am gleichen Tage mit ſeiner hochſchwangern Gemahlin die Krone der Przemysliden, an welchem im kommenden Jahre Maximilian durch die Schlacht am weißen Berge ſie ihm wieder entriß. — Deßhalb hieß er in Wien der „Winterkönig", denn nur einen Winter dauerte ſeine Herrlichkeit. — Bei dieſer Thronveränderung zeigte ſich derſelbe Mangel an innerem Zuſammenhang, an eigentlicher Nationalität, an wahrem Bedürfniſſe des Landes und der Zeit, derſelbe Einfluß fremder, noch unverdauter Anſichten, Grundſätze und Vorſätze, daſſelbe Aufdringen fremder Abentheurer, daſſelbe Zurückziehen mancher der edelſten Vaterlandsfreunde (der einen aus Welt- und Menſchenverachtung, der andern leider aus egoiſtiſcher Furcht), wie in unſern Tagen in der Bewegung der Schweiz 1802, Norwegens 1814, der Cortes auf der pyrenäiſchen und italieniſchen Halbinſel (1820 bis 1823). — Nicht ſo faſt böhmiſche Große hatten den Umſchwung bewirkt, obgleich die große Mehrzahl einhellig wider Ferdinand und für die Selbſtſtändigkeit Böhmens war, obgleich Niemand es ſich verhehlte, daß Böhmen ſeit den 90 Jahren, als es (zugleich mit Ungarn) an Oeſterreich gediehen, wenig Gutes für ſeine äußere Achtung oder Ausbreitung, noch viel weniger für ſeine innere Entwicklung geärndtet habe. — Selten wird es einem einzelnen Manne zu Theil, an dem Fürſten, der ihn gekränkt und ausgeſchloſſen, an der Zeit, die ihn verkannt, ſolch' unerhörte Rache zu nehmen, wie dem Grafen Mathias von Thurn, der (nicht mit Unrecht ſo

geſcholtenen) „fluchbeladenen Fackel des 30jährigen Krieges", den der Jüngling Ferdinand bei der krainerischen Gegenreformation aus der Burg und von den Gütern seiner Ahnen vertrieben. — In den Reihen der französischen Hugenotten hatte Hohenlohe den Krieg gelernt. — Muth des Blutes hatte er genug, Muth des Geistes aber so wenig wie Friedrich. — Wie von einem unübersteiglichen, an vier Heerstraßen gelegenen Felsenneſt herunter, schaute und wirkte in dieſen Krieg, hinein der Baſtard von Mansfeld, der Oesterreich und Spanien gleich der Hölle haßte, die der Himmel ſeines biedern Vaters geweſen, ein räuberiſcher Ritter und ein ritterlicher Räuber, in keiner Schlacht ſiegreich — war er aber geſchlagen, doch noch immer furchtbar und an Liſt und Erfindungsgeiſt unerſchöpflich, — Chriſtian von Anhalt, deſſen ledernes Leben ſich nur in ewiger Intrigue verjüngte, ſtets voller Luſt zum Kriege, ſtets ohne alles Geſchick für denſelben, durch und durch zweideutig, ſo daß ſelbſt die Nachwelt noch in Zweifel ſchwebt, ob er redlich, ob als „falſcher Bruder" bei der Parthei geſtanden, der er gedient und die er gelenkt? — Keinen Böhmen, dieſen Männern vertraute Friedrich ſein Heil und es war verwürfelt. — Aber welches Geſicht hatte auch dieſe Zeit auf katholiſcher Seite? Nicht die Fürſten, nicht die Feldherrn, nicht die Staatsmänner herrſchten, ſchlugen oder leiteten, ſondern vielerfahrene Jeſuiten und eifernde Bettelmönche. Sie warfen das Loos über Krieg und Frieden, ſie ſchloſſen Fürſtenehen und politiſche Allianzen. Mit der Kapuze mußte man vom Helm, mit dem Gürtel und Roſenkranz vom ſcharfen Schwert und groben Geſchütz, von Remonten und Werbung handeln!! — So arg war es zwar auf proteſtantiſcher Seite nicht, viel beſſer aber auch nicht, denn wegen Glaubensgrillen verſpielten beſonders die Calviner hartmäulig Land und Leute. — Wie irrig wäre es vor-

auszuſetzen, hie Ferdinand und Max und drüben Friedrich und Bethlen, und in der Mitte Johann Georg, dieſe ſeien es, auf die des Betrachters Blick gerichtet ſein müſſe. — Die Könige der Könige, die Herrn der Herrn, muß man, wie geſagt, nicht im Harniſch, noch im ſpaniſchen Mantelkleide ſuchen, ſondern in Talar und Kutte, Lamormain in Wien, Buslidius in München, Hoe in Dresden, Scultetus in Heidelberg und jetzt in Prag*). Lange vor der Prager Schlacht am weißen Berge war Friedrich ein verlorner Mann. Er war es ſeit ſein fanatiſcher Hofpfaffe in St. Veits Dom zu Prag die Bilder geſtürmt, die Altäre geſtürzt und als ein bloßes Freundſchaftsmahl,

*) Inmitten der dringendſten Gefahr ängſtigten Ferdinanden Gewiſſenszweifel, ob er denn die, bei der Huldigung und Beſtätigung der Freiheiten mitbeſchworene Religionsduldung und Glaubensfreiheit auch halten dürfe? Selbſt die Jeſuiten mußten ihm vorſtellen, er würde dadurch alle Unkatholiſchen wider ſich haben, und ad desperata consilia contra propriam personam Caesaris bringen, wohingegen anzuhoffen, wann ſie, die Lutheriſchen, nur ſoviel von Ihrer Majeſtät erlangten, daß man ihnen das exercitium nicht (ut in Styria) mit Gewalt nehmen wolle, daß ſich alsdann ein großer Theil der unkatholiſchen Stände von den andern (welche entweder calviniſch ſind, oder andere böſe dissegni sub praetextu religionis haben) ſepariren und zu Ihrer Maj. treten, auch hiedurch die Execution gegen die andern merklich facilirt würde, daß man auch bei Sachſen und andern lutheriſchen Neutraliſten odiosas suspiciones erwecken möchte ꝛc. Deſſen ungeachtet hätten ſich J. Maj. zu ſolcher Reſolution nicht bewegen laſſen, wenn nicht die vornehmſten theologi ex societate Jesu, welchen J. M. diesfalls ihre Seele und Gewiſſen ganz anvertraut haben, mit der ausdrücklichen Proteſtation, daß J. Maj. lieber Königreiche, Land und Leute ja ihren eigenen Leib verlieren, als im geringſten wider Gott handeln und ihr Gewiſſen beſchweren wollen (NB. und iſt unter obbeſagten theologis auch J. Maj. eigener Beichtvater, Pater Beccanus geweſen), ſolche Erklärung nicht allein ſelbſt geſtalten Sachen nach suadirt und approbirt, ſondern auch verba formalia ſelbſt concipirt hätten!! — Haben wir nicht an dem unglücklichen Karl X, vor wenigen Jahren ein Gleiches, nur mit elenden Werkzeugen und darum auch mit anderem Ausgang erlebt und welches Spiel mit den Eiden auf der pyrenäiſchen Halbinſel und in Italien, gerade in den allerkatholiſcheſten Ländern?! —

jenes heilige Abendmahl gefeiert hatte, über deſſen Genuß in Brod und Kelch die Böhmen in 20jährigem Kriege Ströme Blutes vergoſſen, und vom Main und dem Fichtelgebirg bis tief in Sachſen und bis in die Zips, Alles erſchreckt und verwüſtet hatten! Dieſer unkluge Triumph des Calvinismus in Prag entfremdete Friedrichen alle Evangeliſchen und alle böhmiſchen Brüder, faſt noch mehr als die Katholiſchen ſeines eigenen Reiches, aber auch alle Lutheriſchen in Deutſchland. — Von dem an wollte Maximilian nichts mehr von dem verlorenen Vetter hören, nichts von Schonung und Vermittlung, eher von unverzüglichem Losſchlagen, Achtserklärung und Uebertragung der Kur. Johann Georg war darob beinahe noch ergrimmter als Maximilian. Als Böhmens Lehensmann ein Vaſall Friedrichs zu ſein, erboſte ihn höchlich. — Der arme Friedrich verſtand es eben ſo wenig, der Habſucht ſeiner Kriegsfürſten ein ſtrenger Herr zu ſein. Sie wurden ſteinreich. Er wurde blutarm. Seinen Soldaten fehlte Nahrung, Sold und Gewand, drum auch die Mannszucht, der Muth und der Eifer. Man haßte Ferdinanden und fluchte ihm. Ueber Friedrich zuckte man mitleidig die Schultern. Niemand glaubte an die Dauer ſolch zuſammengelötheter, politiſch-religiöſer Partheiung. Daß Friedrich und Eliſabeth um ſo artiger waren, je bedenklicher ihre Sache ſtand, daß ſie zu Fuß adelige Leichen begleiteten, und auf Bällen mit Bürgerlichen tanzten, machte wenig Eindruck. Das Nothgedrungene ſchielte eben überall durch, und man wußte im Herzen doch: „Friedrich ſei ein frömmelnder Reformirter!“ — Die Schwäche kann es Niemanden recht machen. — Niemand hängt ihr aufrichtig an. — Wie nun ſolch einem durch und durch concentriſchen Widerſacher gegenüberſtehen, wie Max von Bayern mit ſeinem Flammenſchwert, dem Tilly?

Tilly, den vorzugsweiſe chriſtlichen Helden, mag man an Nüchternheit, Beſcheidenheit und Einfachheit der Sitten, neben jene großen Heiden ſetzen, denen Griechenland und Rom als ſeinen Rettern zujauchzte, neben Miltiades, Cimon, den Sieger von Leuktra, „Regulum et Scauros, amimaeque magnae prodigum Paulum, superante Poeno, Fabriciumque et incomtis Curium capillis.“ Gewiß ſind keines Heeresfürſten Relationen kürzer und trockener. — Ja, er erſtattete oft über die wichtigſten Ereigniſſe gar keine, verdiente Offiziere zu mündlicher Berichtserſtattung nach Wien und München abordnend. Nirgend ein Wort von ſich ſelbſt, wohl von jedem tapfern Streiter und immer ſehr viel über die Nothdurft der Armada, und wie lange die gerechten Forderungen ſeiner Soldateska unbefriedigt ſeien! — Durch dieſe faſt mönchiſche Beſcheidenheit verwöhnte er beinahe ſeinen ohnehin etwas herriſchen Herrn und führte beinahe die Geſchichte irre, ſtrategiſche und taktiſche Entſchlüſſe Maximilian zuzuſchreiben, die doch gewiß von Tilly ausgegangen ſind. — Tilly war kein Feind des Scherzes. Wer aber ihn ſelbſt einmal hätte ſcherzen oder lachen ſehen, der hätte gewiß betroffen aufgeblickt, wie wenn er durch den, ſo eben einen Augenblick aus finſtern Donnerwolken tretenden Vollmond, einen nahen Abgrund erblickt hätte! Den Soldaten ſah er viel durch die Finger, aber gegen Feige, Räuber und Meuterer war er unerbittlich. Selbſt ein abgeſchlagener Sturm, ein unordentliches Weichen in der Schlacht aus paniſchem Schrecken führte nicht ſelten zum Decimiren. — Als die Truppen von Linz nach Böhmen ziehen ſollten, verurtheilte Tilly ſechs Wallonen ob verübten Straßenraubes zum Strang. Schon ſtanden ſie auf dem Richtplatz. Ihre jugendliche Schönheit und erprobte Kühnheit erregten das Mitleiden aller Zuſchauer, anfangs leiſes, dann lautes, zuletzt wildes Murren,

Profoß und Scharfrichter verjagt, die Verbrecher befreit, in die Mitte genommen, durch Verwechslung der Kleider unkenntlich gemacht: das Alles vor Tillys Fenſtern! — Er mit bloßem Degen hinunter, Haslang hinter ihm. Aber ein Wald entgegengeſtreckter Piken hinderten ſie durchzudringen. — Tilly voll Wuth zu einem andern deutſchen Regiment, umringt mit dieſem ſeine, ſonſt ſo geliebten Wallonen, läßt Geſchütz wider ſie auffühlen, dringt ſelbſt in ihre Reihen und reißt den zehnten Mann von ihnen heraus (ein leidiger Zufall wollte es, daß vier Edelleute unter den erſten zehn waren). In einer Viertelſtunde waren die zehn gehängt. Die ganze Armee unter dem Gewehr. Die raſche Juſtiz erzwang beſſere Mannszucht. — Der Feldherr durfte ſie fordern, der ſich vor dem Leipziger Unglückstag in Wahrheit rühmen durfte: „nie ein Weib berührt, nie Wein getrunken, nie eine Schlacht verloren zu haben!" — Mehrerer Brüder Tod gab ihm ein anſehnliches Vermögen. Sein Haushalt war äußerſt einfach. Der Kaiſer ſchenkte ihm bedeutende Güter. Er hatte ſo viele reiche Städte erobert und doch keinen Reichthum. Den größten Theil der Baarſchaft, 60,000 Thaler, erbten die vier Wallonenregimenter, die in dem großen Unglück von Leipzig ſo treu bei ihm ausgehalten. Ungern war er Graf geworden. Aber wie erſchrack er, als ihn der Kaiſer nach dem Hauptſiege bei Lutter zum Fürſten machte, und ihm das Fürſtenthum Calenberg verleihen wollte. Tilly verbat es dringend, und gab dem Secretair Geron ein Geſchenk von 500 Thalern, daß er das Diplom ja nicht ausfertige. — Mit gleicher Uneigennützigkeit benahm ſich Tilly gegen die ſeinem Herrn Maximilian höchſt widerwärtigen Wiener Projecte zur Aechtung und Verjagung des welfiſchen Hauſes, namentlich gegen den Herzog Friedrich Ulrich, deſſen Geheimſchreiber, Dr. Hundt rühmte: „der Herr General Tilly

ſei ſanftmüthig und beſcheiden und laſſe noch manches Mittel zu.“ — Auch ſeine Quartierwirthe, wie die Amtleute zu Lauenburg, zu Nordheim, zu Winſen an der Luhe, zu Eſtorf an der Weſer, rühmten ſein uneigennütziges, freundliches Betragen, Zucht gegen die Frauen und Neigung zu Kindern (wie Suworow). — Doch wurden die damaligen Krieger faſt noch ſchneller reich als in den Bonapartiſchen Tagen. Bloß für gütliches Abziehen von Hannover, welches dagegen verſprach keine Dänen aufzunehmen, bekam Tilly für ſeine Perſon 10,000 Thaler, ſein Kriegscommiſſair Hofſchläger einen prächtigen Silberpokal, der die Avantgarde commandirende Obriſt Lerchenfeld eine reiche, güldene Panzerkette. — Vom Kloſter Lamspringe nahm Tilly ſtatt Geldes für ſein ſchönes Reliquienkäſtchen einen Knochen S. Adrians, der gegen Schuß und Hieb feſtmachen ſollte, aber es nicht einmal auf wenige Tage vermochte, da Tilly bei der Recognoscirung von Pinneberg eine bedeutende Wunde in den Schenkel erhielt.

Johann Tserklas Graf von Tilly war klein, hager, muskulös, bis ins Greiſenalter niemals krank, und von einer ausdauernden Stärke. Seine Farbe war bräunlicht, die Züge edel, eine lange, feine Naſe, breite, über den Augenbraunen hervorſtehende, ſtark gewölbte, meiſt nachdenklich gerunzelte Stirne. — Die tiefliegenden Augen waren lichtblau, voll innern Feuers, der Blick meiſt geſenkt, wenn er ſich aber hob, durchdringend wie ein Pfeil, die Augenbraunen buſchicht, die Haare kurz, röthlicht, aber frühzeitig weiß, das Kinn etwas ſpitzig, mit ſtarkem Knebelbart. Seine Tracht war die eines ſpaniſchen Hauptmannes: in den letzten Jahren meiſt ein hellgrünes Atlaswamms, mit aufgeſchlitzten Aermeln, lederne Beinkleider, hohe Stiefel, weiße Schärpe, ſtarken Stoßdegen, daneben einen Dolch, zwei Piſtolen im Gurt, ein kleines, hochaufgeſtutztes Hütlein, d'ran

eine rothe bis auf den Rücken niederwallende Straußenfeder. Im Leipziger Lager fragte ihn der naſeweiſe Geck Grammont, der unter ihm den Krieg lernen ſollte, höhniſch auf ſeinen abgeſchoſſenen Anzug deutend: „was denn das für eine Mode ſei?" — „C'est à ma mode!" erwiderte der greiſe Heeresfürſt. — Tillys Sprache und Bewegung trug das Gepräge ſeines gravitätiſchen Ernſtes. Er ritt meiſt ſehr raſch auf ſeinem kleinen Schimmel, aber ſehr gebückt. Ernſt, Verſchloſſenheit, Strenge, nicht ohne religiöſe Schwärmerei war der Eindruck, den er machte. Manche Züge erinnerten an Alba und Mondragone, das Ganze aber auf den erſten Blick an jene ſpaniſche Heldenſchule Ferdinands des Katholiſchen, Karls V. und Philipps II. — In Art und Sitte hielt ſich Tilly zu Wallenſtein, wie im eroberten Perſerlager von Platäa Pauſanias zum überwundenen Mardonius. — Doch gilt von ihm, wie von jenem morgenländiſch verſchwenderiſchen Emporkömmling:

Da geht Alles nach Kriegesſitt',
Hat Alles einen großen Schnitt.
Und der Geiſt, der im ganzen Corps thut leben,
Reißt gewaltig, wie Windesweben,
Auch den unterſten Reiter mit! —
Da darf man über den Bürger wegſchreiten
Wie der Feldherr über der Fürſten Haupt. —
Jetzt iſt es, wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch Alles thät bedeuten! —
Da giebts nur ein Vergehen und ein Verbrechen
Der Ordre fürwitzig widerſprechen.

„Je n'ai jamais vu un Capitaine plus sensé, ni plus sage, ni plus absolu dans son armée," ſagte von Tilly der Oheim jenes jungen Fanten, der alte, berühmte Marſchall von Grammont. Das bewährte jener raſtloſe Eilmarſch von Ulm nach Linz und zur Prager Schlacht, das

Treffen bei Wimpfen, Mann für Mann wider die Wagenburg und wider das weiße Regiment der Pforzheimer Bürger und die That ſeiner Landsleute, der Wallonen, bei Leipzig. — Das vermag nur die Zucht und der Gehorſam des Krieges, bei vieler Freiheit und das iſt — militäriſche Ehre. — Von der Pike auf dienend, (eine Probe, auf welche mindere Köpfe meiſt im Detail ertrinken) kannte Tilly, wie kein Anderer, ſein Heer, deſſen Zuſammenſetzung, Vor- und Nachtheile der einzelnen Waffengattungen und Landsmannſchaften und die phyſiſchen und moraliſchen Hebel, die eine verwahrloſete ſchlechte Truppe heben, eine gute aber unwiderſtehlich machen.

Tilly war ganz wie ſeine Zeit ihn begehrte. — Es giebt nichts an ihm zu tadeln, als daß er über die Jahre, die den Sieg bringen, hinausſtritt. — Aber die geſchichtliche Gerechtigkeit läßt nicht unbemerkt, daß Tilly die Jugend als Subaltern, die Jahre der Manneskraft blos in Berathung und Rüſtung hinbrachte, im 61ſten Jahre den erſten, großen Sieg erfocht, und in das 73ſte trat, als er nach 36 glücklichen Schlachten und Gefechten, bei Leipzig unterlag.

Nicht ohne bittere Klagen ſeines Herrn über die Saumſeligkeit der katholiſchen, inſonderheit der geiſtlichen Fürſten, „die in Dero Schreiben immer wie die Katze um den heißen Brei herumgehen, und man nit wiſſen kann, ſei es Fuchs oder Haſe!" ſtand Tilly zwiſchen Donauwörth und Dillingen, mit einem überlegenen Heere der Liga, den Völkern der Union bei Ulm gegenüber. Aber nicht im Herzen Deutſchlands, nicht als des verhaßten Spaniens Bundesfreund, nicht als Angreifer wollte Maximilian den Krieg eröffnen, nicht daß Haß und Gefahr zuvörderſt auf Bayern fiele, daß das böſe Beiſpiel ſich indeſſen conſolidire, und der Kaiſer von Land und Leuten vertrieben, umherirrte, oder

Digitized by Google

gar ein Gefangener der Mißvergnügten würde! — So nahe ſtanden einander die Fahnen der Bünde, daß man ſtündlich erwartete, den alten Zwiſt durch einen Hauptſtreich geendigt zu ſehen. Aber der Union fehlte es an einem Haupte, wie Maximilian. Unentſchloſſenheit, unzeitiger Geiz, Furcht, Zeitverſäumniß, herrſchte in ihrem Rath. — Statt des wilden Getümmels einer Entſcheidungsſchlacht erſcholl auf einmal aus Ulm die Botſchaft des **Friedens**!! Maximilian hatte die proteſtantiſchen Häupter überliſtet. Vor den eigenen Hugonotten bange, hatte Frankreich vermittelt. Die Union fürchtete zwiſchen Tilly und dem aus den Niederlanden heraufziehenden **Spinola** zwiſchen zwei Feuer zu gerathen. Sie gab Böhmen preis, ſie beſchränkte ihren Beiſtand für Friedrich blos auf die Pfalz. Zwar machte ſie noch einen Verſuch, den Fürſten der Niederlande, Erzherzog Albrecht, in den Frieden mit einzuſchließen, und dadurch Spinola's Angriff zu hindern. Aber auch dieſen Hauptzweck ließen Ansbach und Würtemberg auf das Zureden des franzöſiſchen Botſchafters Angouleme fallen. Der thörigte Frieden förderte alle Plane Maximilians, machte alle Zwecke der Union zu Waſſer. — Am 4. Juli 1620 vernahm Tilly in Donauwörth die Friedenskunde, und bereits am 18ten Juli betrat ſein Heer bei Schärding und Lambach das Land ob der Enns, das jetzt wieder (ſo ſchien es) an das bayeriſche Mutterland zurückkehren ſollte. — „Ein Neſt und Quell alles Unheils,“ heißt dies wunderſchöne Land in den Briefen der Katholiſchen. Auf ſüddeutſcher Erde war auch die Reformation nirgend ſo ins Mark und Blut gedrungen. Nirgend hingen Adel und Volk mit größerer Begeiſterung an ihr, und die hohe Culturſtufe der Gemüther, des Gewerbfleißes und des Landbaues gaben der neuen Lehre unſtreitig großes Anſehen. — Im **Böhmerwald**, durch das **böhmiſche** Gebirge die Fehde zu eröffnen, hatten Max

und Tilly wenig Luſt. Die niederöſterreichiſchen Stände hatten eben erklärt, dem Kaiſer zu huldigen, Bethlen Gabor hatte eine Waffenruhe eingegangen, ſo unzeitig wie der Ulmer Friede. Das Land ob der Enns beruhigt, nahm die Furcht vor den Ungarn, gab einen Waffenplatz nach allen Seiten, öffnete eine furchtbare Baſis zum Angriff auf Böhmen und auf die geſchonteſten Gegenden dieſes bereits hartmitgenommenen Landes, gab zur Zufuhr die Donau, und die ſich in ſelbe mündenden Flüſſe. — Sachſen erhielt dadurch Luſt zum verheißenen Einfall in die Lauſitz. Mähren und Schleſien hatten des Kaiſers Schwager, König Sigmund (dem das katholiſche Bekenntniß die Krone Schwedens gekoſtet), Koſaken und Tartaren auf den Hals geſendet, vor deren Grauſamkeit die Menſchheit ſchaudert. — Leiſten konnte Ferdinand zu Maxens großer Unternehmung freilich nichts, als eine unbeſchränkte Vollmacht, und dazu den Auftrag „ex remorsu conscientiae der Stände abſcheuliche Ketzereien auszurotten, vor allen die Prädikanten, als die Pfeifer, alſogleich aus dem Land zu ſchaffen, damit ihr Tanz eingeſtellt werde, eine ſcharfe Execution gegen die Rädelsführer in aliorum exemplum aufzuſtellen, und unſere alleinſeligmachende Religion dafür zu pflanzen. Thue des Herrn Bruders Eifer die Ehre Gottes gänzlich anheimſtellen, neben welcher etlichermaßen auch meine Reputation und continuata conservatio dieſer Länder intereſſirt.“ Maximilian ſchilderte Ferdinanden mit wenig trockenen Worten wie eine ſolche Voreiligkeit Alles wieder aufs Spiel ſetzen könnte, und kümmerte ſich andererſeits eben ſo wenig um die dilatoriſchen und evaſiven Vorſtellungen der oberennſiſchen Stände. — Blitzesſchnell drang Tilly durch die ſtarken Vorhaue der Bauern bei Haag und Peuerbach. Einige Dörfer, welche Widerſtand gethan, ſanken in Aſche.

Am 3. Auguſt beſetzte Tillys Vortrab unter Haslang **Linz** mit ſeiner wichtigen Brücke. Am 4. hielt Max ſeinen Einzug. Die Stände unterwarfen ſich, entſagten der Conföderation mit Böhmen, ihre Fahnen vereinigten ſich mit denen der Ligue.

Wie Spinola gegen die **Pfalz**, ſo brach nun Max in Böhmen, Johann Georg in die **Lauſitz**. Bei Neupölla, ohnferne Zwettel, geſchah die Vereinigung Tillys (8. Sept. 1620) mit Bouquoys kleinem Heere. Schon wurde das Wetter in den immer kürzern Tagen und langen Nächten kalt und rauh. Der Regen floß in Strömen. Je weiter man von der Donau kam, je ſchwieriger wurde die Zufuhr auf den grundloſen Wegen. Die Böhmen überall umherſchwärmend, nirgend Stand haltend, ermüdeten und ſchwächten das Heer. Hunger und Erſchöpfung brachten gar bald die Seuche. Kaum erſetzten Verdugos Wallonen und die Biſchöfler von Würzburg bei Budweis und bei Pilſen zum Heere ſtoßend, was die Krankheit aufgerieben. Zwar hielt Tilly ſcharfe Kriegszucht, aber die Tiranney der Kaiſerlichen ſtachelte die Böhmen zur wildeſten Verzweiflung auf*).

*) Max ſelbſt ſchrieb an Ferdinand: „Wie ungern ich ſonſt Dieſelben mit dergleichen behellige, kann ich Pflicht und Gewiſſen halber nicht verhalten, daß Deroſelben Armada, unerachtet meiner vielfältigen, wohlmeinenden Erinnerungen, mit Rauben, Plündern, und ſonderlich dem hochſchädlichen Brennen, ja ſogar Niederhauung der unſchuldigen **Katholiſchen** beiderlei Geſchlechts, ſo Euere Majeſtät Protection mit Verlangen erwartet, Ranzioniren der Gehorſamen, Entführen der Weibsperſonen und der Jungfern, noch immerdar ohne allen Unterſchied der Orte, denn weder **Kirchen** noch **Klöſter** verſchont werden, unangeſehen meiner salva gardia fortfährt, mein eigenes Proviant ſpolirt und alſo hauſet, daß der gemeine Mann aufs Höchſte ruinirt und deſperirt, in vielen Jahren nicht mehr zu ſich kommen kann." — Die Chriſtenverfolgungen der alten Kaiſer bieten nichts Wilderes dar, als dieſes Ausbrennen aller Dörfer, Niederhauen in Maſſe, lebendiges Pfählen der Weiber und Kinder, als das Schickſal von **Piſeck**, deſſen Commandant Oberſt Hack, auf Maxens Aufforderung noch 3 Stunden begehrte, die Kapitula-

Bouquoy, von Mann zu Mann ein rechtes Löwenherz, eigenſinnig und hitzig wie ein ächter Wallone, hatte gleichwohl durch ein zweijähriges Kommando unter den verzweifeltſten Umſtänden, auf einem beſtändig vulkaniſchen Boden, faſt immer ohne Mittel, mit Truppen, die dem Freunde furchtbarer als dem Feinde und dennoch der letzte Nothnagel waren und über der wahrhaft byzantiniſchen Camarilla in Wien, faſt allen Muth des Geiſtes und allen Glauben an das Glück verloren. Tilly war darüber täglich erboſter je handgreiflicher Tag für Tag der Mangel aller Einheit, alles Muthes bei den Böhmen hervortrat. Sein Unmuth ging ſo weit, daß er den Befehl niederlegen wollte, daß Maximilian ihn nur mit Mühe bewog, im Kriegsrathe mit Bouquoy zu ſitzen, wo er gewöhnlich irgend etwas ingrimmig zerknitterte oder zerriß, und allen Bedenken und Feinheiten nichts antwortete, als knirſchend: „Schlagen!" — und: „Prag, Prag!" Er wollte Bouquoy fordern, als dieſer bei Pilſen, wo die Böhmen endlich Stand hielten, und man obendrein der unerklärbaren Neutralität des Mannsfeld gewiß war, das Treffen durchaus weigerte, und ſtatt in ruheloſer Verfolgung den Anhalt an die Wälle Prags zu drücken, Pilſen belagern wollte. Der wichtige Waffenplatz konnte den ganzen Winter und das ganze Heer koſten.

---

tion aufzuſetzen, indeſſen die Wallonen die Mauer erſtiegen, die Koſaken in die Stadt ließen und Alles verübten, was die Einbildungskraft entſetzen kann. Max ſelber, Tilly, Bouquoy, ſtießen mehrere ſolcher Ungeheuer nieder. Doch wurde, als faſt Niemand mehr athmete, auf ihren Befehl das Städtchen geplündert, in Brand geſteckt, der Commandant gehängt, der Bürgermeiſter enthauptet. Kein Wunder, daß dieſe Mord- und Brandſcenen einen Aufſtand unter dem (an der Thronveränderung ganz unſchuldigen) Landvolke Böhmens erzwangen, der wieder mit Feuer und Schwert getilgt werden mußte. Der Titel einer Flugſchrift über die Gräuel bei Budweis, Piſeck und Prachatiz: „Spaniſcher Türk" blieb auf lange Zeit ſprichwörtlich.

Der ältere Anhalt hatte endlich ſeine Puppe, den König Friedrich, aus Prag herbeikommen laſſen. — Thurn und Hohenlohe beſtanden auf augenblicklichen Angriff der Kaiſerlichen und Liguiſten auf dem Marſch, inmitten der Mühſeligkeiten, mit denen ſie fortan kämpften. Den Bouquoy fürchtete Niemand. Aber Tilly's Nähe wirkte auf den Anhalt, gleich dem Meduſenhaupt. Mit der Hälfte dieſer Zaghaftigkeit machte er Friedrichen ein unheilbringendes Geſchenk. Es war wie offen ausposaunte Verzweiflung an der eigenen Sache, daß er ſeinen Kronprinzen nach Berlin in Sicherheit brachte, — ſeine Gemahlin und Kinder den Ständen empfahl und aus ſeinem Hauptquartier zu Rokyczan, Waffenruhe und eine Unterredung bei ſeinem Vetter Max nachſuchte. Der zeigte ſich hiezu nur unter der Bedingung willig, daß Friedrich vorerſt der Krone entſage!! In ſo vielen alten und neuen Kriegen hat der Böhmen Erfindungsgeiſt herrlich und muthig geſtrahlt. — Jetzt war eine ſolche Niedergeſchlagenheit in ihrem Heere, daß einſt auf einer Recognoscirung, 18 bayeriſche Cuiraſſiere dritthalbhundert böhmiſche Reiter in die Flucht ſchlugen, die ſich beigehen ließen, Max, Tilly, Bouquoy, Verdugo und andere Heeresfürſten, die ohne Bedeckung ihre Stellung erkundet, aufzuheben. Nur in dem Jüngling Anhalt flammte eine hohe Begeiſterung. Er allein hielt das Treffen bei Rakonitz, in welchem auf der Böhmenſeite Cratz und der ältere Dohna, vom Feinde der Graf Fugger und Aquaviva auf dem Platze blieben, Bouquoy aber durch einen ſchweren Streifſchuß genöthiget wurde, dem Heer in einer Sänfte zu folgen. — Anhalt, der ringsum Alles flüchten oder zerſtören, und den Mansfeld auf die Subſiſtenzlinie der Gegner rücken ließ und nicht mit Ungrund auf Seuchen und Hunger die beſte Hoffnung ſetzte, wich auch bei Unhoſt wiederum dem Treffen aus und ſchickte Friedrichen mit Thurn

nach Prag hinein, feſt meinend, noch ſei es Zeit auf dem weißen Berg ein verſchanztes Lager anzulegen und die überflüſſigen Mittel der Hauptſtadt und den Heerd ſeiner Parthei im Rücken, den Feind in jene Verlegenheit zu ſetzen, die unausweichlich iſt, wenn eine große reiche vom Partheigeiſt bewegte Stadt mit in den Schlachtplan aufgenommen werden muß.

Im Frühnebel und Landregen und bis in die Nacht ritt Tilly, die Augen gierig wider den Feind gerichtet, mit gezogenem Degen ſeinem Vortrabe voran, — „Prag! Prag!“ oft in ſeinen Knebelbart brummend. — Noch in den letzten Tagen kramte Bouquoy Anſchläge der ſonderbarſtern Ueberklugheit aus. Wie er früher den Krieg gar nicht nach Böhmen, ſondern nach Mähren hatte ſpielen wollen, meinte er jetzt das Böhmenheer zu umgehen und in ſeinem Rücken das gewaltige Prag zu beſtürmen! — „Des Heeres Beſiegung ſei die Hauptſache, Prag falle dann von ſelbſt und der Krieg ſei aus!“ entgegnete Tilly, gerechten Unwillens.

Am früheſten Morgen des 8. November, eines Sonntages auf den das Evangelium fiel: „Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers und Gott was Gottes iſt,“ traf das bayeriſch-ligiſtiſche Heer kaum zwei Stunden vor Prag ein. In der Eile hatte ſich das Böhmenheer mit einigen ſchwachen Verſchanzungen umgeben. Die Stellung war übrigens ſtark, links ein ſteiler Abhang, rechts der Stern oder königliche Thiergarten, ſtark mit Truppen beſetzt, hiemit nur in der Fronte der Angriff thunlich, wo der weiße Berg eben auch keine Leichtigkeit des Erſteigens oder Umgehens bietet und die noch unvollendeten Feldſchanzen noch mehr Haltbarkeit geben ſollten. Der Schlachtordnung ganze Geſtalt glich einem geſpannten Bogen. — Anhalt hatte die Seinen in zwei Treffen geſtellt, das dritte bildeten 8000 ungariſche Rei-

ter, die, ſobald irgendwo des Feindes Reihen (ohnehin durch Marſch und Angriff aufgelöſet) wankten oder gebrochen ſein würden, ungeſäumt hervorſtürzen, die Verwirrung vollenden und die Verfolgung bis zum letzten Athem von Mann und Roß fortſetzen ſollten. — Unbegreiflich ſchwach war das Böhmenheer an Geſchütz. Es beſtand nur aus 12 großen Kanonen. Man hatte Alles, zumal das feſte Prag hinlänglich verſehen wollen und darum waren alle Kräfte zerſplittert, ein ſchlimmes Vorzeichen des Sieges. — Die in den letzten Gefechten hart mitgenommenen Engländer (nebſt etwas Geld, Jacobs I. dürftige Hilfe für ſeinen Schwiegerſohn) hatte man meiſt als Beſatzung in das Kronſchloß Carlſtein geworfen. Nur zwei pfälziſche Fähnlein waren in der Schlacht. (Ihrer zehnmal ſo viel wären daheim wider Spinola nöthiger geweſen). Chriſtian von Anhalt, der Vater, führte den Oberbefehl. Ihm zürnend fehlte gleichwohl Graf Thurn in der Stunde der Entſcheidung nicht. Er lenkte den rechten Flügel, auf dem linken war der Graf von Hohenloh, der junge Thurn, der junge Schlick, die Grafen Solms, Styrum, Hollach, Lippe. Der Reiterei ſtand der junge Held von Anhalt vor, — Keiner ſeines Blutes an dem großen Tage ſchonend, aber Keiner mit jener ſtrahlenden Siegeszuverſicht, die allein den Sieg gewährt. — So Viele ſtanden in den Reihen der Böhmen, die keine Wahl hatten, als zwiſchen dem Lorbeer und dem Henkersſchwert, und dennoch war, wenige ausgenommen, eine Lauigkeit und Halbheit, die den Ausgang auch ohne Prophetengabe ahnen ließ. Liebenswerthe Züge beſtritt dem König Friedrich Niemand, aber Geſchick und Größe für große Lagen maß ihm auch Niemand bei. Der Ungarnſchwarm wußte nicht, wofür er focht, murrte über rückſtändigen Sold, hätte Prag viel lieber geplündert als beſchützt und war in böſer Stimmung, weil des Nachmittags vorher die Koſaken einen

glücklichen Angriff auf ſie gethan. Man wußte, der Feind ſei etwa um 10,000 Mann ſtärker und doch ließ man 17 Fähnlein guten Fußvolks nutzlos in den vier Prager Städten! Den vorwaltenden Geiſt zu bezeichnen genügt, daß viele Kriegsbediente und Gemeine nach Prag hinein gingen, den Sonntag bei Freunden und Frauen zuzubringen. Als die Vorwachen des Böhmenheeres der Bayern anſichtig wurden, ſendeten Anhalt und Thurn auf den Hradſchin, Friedrich möge ſchleunig kommen, längſtens in zwei Stunden beginne die Schlacht. — Friedrich erwiederte: „Gleich nach der Tafel. Er habe die beſten Freunde zu fröhlichem Gaſtmahle verſammelt.“

Der Tag war kalt, der Boden gefroren, den Bewegungen günſtig, der Nebel ſo dicht, daß man kaum auf fünf Schritte ſah, und der Kampf bis gegen Mittag verziehen mußte, wo ſich die Nebel in leichte Schauer löſ'ten. — Die Bayern und Ligiſten waren weit voraus, Tilly, wie immer an der Spitze. Herzog Max bald vorne, bald hinten, Alles ermunternd und antreibend. Die Relationen ſagen: „wann J. F. D. nit in eygner Perſon ſo ſtark regiert und dem Haufen, ſo kein rechten Luſt zum ſchlagen gehabt, alſo höfftig zugeredt, hett man diſen Tag abermal ein ſchöne occasion verloren.“ — Bouquoy in ſeiner Sänfte immer langſam nach. Schon fielen immer häufiger und ſchneller einzelne Schüſſe an den äußerſten Poſten. Die Heeresfürſten traten in einen Kreis. Auch jetzt noch kramte Bouquoy ſeine temporiſirende und lavirende Weisheit aus. Max, Tilly, Verdugo brannten vor Zorn und die Geduld des geiſtlichen Kriegsrathes war jetzt gleichfalls erſchöpft. Neun Jeſuiten umgaben Maximilian, darunter der berühmte Buslidius, als Beichtvater, Jeremias Drexel, als Oberfeldkaplan. Bei Bouquoy war eine gleiche Anzahl derſelben. Doch nicht ſie traten hervor, ſondern

der, in der ganzen katholiſchen Welt bekannte Karmelite Dominikus a Jeſu Maria. Er war gegen Ende July aus Spanien in Scharding eingetroffen. — Auf dem Knopf ſeines Wanderſtabes das Kreuz, auf der Bruſt das Bildniß der heiligen Jungfrau, trat der Greis in den Ring der Feldherren, flammenden Blickes und donnernder Stimme: „Wie? ihr Söhne der Kirche! ihr fechtet mit eitelm Wort, jetzt da der Herr der Heerſchaaren ſeine und eure Feinde euch in die Hand gegeben hat, ſie, die wir überwinden, ſo gewiß wir leben? O glücklicher Streit, der für Gott geſtritten wird! Die Feinde drüben ſind in den Nebel der Hoffahrt gehüllt. Wir vertrauen nur der göttlichen Allmacht. In wenig Stunden iſt der Sieg unſer*) und die gottesſchänderiſchen Gegner liegen am Boden, die — o ſeht nur, ſeht! was ſie ſeiner heiligen Mutter gethan?“ — Damit riß er ein in den Trümmern von Rakonitz gefundenes, frevelhaft verſtümmeltes Marienbild aus dem Bruſtlatz und hielt es hoch empor. — Selbſt Bouquoy glühte, kein ſchlechterer Chriſt zu ſein, als die Andern: „Heilige Maria“ ſchrie der Herzog und „heilige Maria“ ward alsbald das Feldgeſchrei des ganzen Heeres. — Tilly, raſch beim Vortrab, begann ſogleich den ſpäterhin ſcharf getadelten Aufmarſch. Er nahm ihn durch ein von den feindlichen Höhen beherrſchtes, vom feindlichen Geſchütz bald theilweiſe angezündetes Dorf, und über eine einzige, ſchmale Brücke. Aber

*) Damit Maximilian ja nicht zu viel Ehre erndte, erwähnten die Wiener Berichte ſeiner Ehre kaum und Tilly's gar nicht, der Jeſuite Fitzſimon ſchrieb eine Lobrede Bouquoys, über die der bayeriſche Geſandte in Wien Beſchwerde führte, aber Nichts erhielt. Des Kaiſers und ſeiner Fürſten Glückwünſchungsbriefe meinten: „es wird wohl die praesentia des heiligen St. Dominici de Jesu Maria viel dabei gewirkt haben und Ferdinand recommendirte ihm ſich, die Seinigen und ſeinen exercitum ad bonam victoriam.“

er kannte ſeinen Feind und deſſen Verwirrung. (Die widerſprechenden kaiſerlichen Oberſten, darunter der nachmals ſo berühmte Wallenſtein, griffen ihn in einem eigenen Flugblatte hart darüber an. — Tilly's beſte Antwort war der herrliche Sieg. Dennoch fertigte er eine Gegenſchrift kurz und männlich in der Römerſprache, wie er auch als Römer gethan und ließ ſie, auch ins Deutſche überſeẓt dem Heere austheilen).

Es waren in Maximilians Heer viel verſuchte Streiter aus der ſpaniſch-niederländiſchen Schule, Spinelli, Florenzi, Montecuculi und Corrati mit Lombarden und mit Neapolitanern, Wilhelm Verdugo und Balthaſar Marradas mit Spaniern, Creanges, Croy und Dampierre mit Wallonen, Naſſau, Fugger, Fürſtenberg, Schaumburg, Fuchs, Tiefenbach mit Reichsvölkern, Breuner, Löbl, Meggau, mit allerlei Trümmern des öſterreichiſchen Heeres, Albrecht von Wallenſtein mit mähriſchen Reitern. — Von der ligiſtiſchen ſchweren Kavallerie hatten Lindlo und Benninghauſen beſonderen Ruf, vor allen aber der Pappenheim. Zwei Lothringer, ein Vaudemont und ein Elboeuf, ein Urſini aus Rom und ein Teſchner Herzog, freudige Jünglinge waren in Marens Gefolge, zu ihrer erſten Kriegsſchule. — Iſolani's Croaten und pohlniſche Koſaken bildeten den Rabenſchwarm, der bald vor, bald hinter dem Heere zog. Noch war hinter demſelben ein merkwürdiger Gaſt, bald bei Tilly, bald bei Bouquoy, der nachhin ſo berühmte Philoſoph, René des Cartes, damals 24 Jahre alt.

Um Mittag ſank der dichte Nebel. Die Sonne trat einen Augenblick aus den Wolken. „Die zwölf Apoſtel" des Münchner Zeughauſes gaben mit zwölf Kanonenſchüſſen bald nach 12 Uhr das Zeichen der Schlacht. Alles war auf ſeinem Poſten. Nur die Oberſten Wallenſtein und Marradas hatte Tilly des Nachmittags ehevor zur Bedeckung einer

Digitized by Google

großen Fouragirung entſendet. Die Würfel des blutigen Tages waren bereits geworfen, als ſie wieder in die Linie einrückten: wohl der Hauptgrund ihrer eiteln Anklage Tilly's. — Die Ordnung war in großen Vierecken, die Reiterei auf den Flügeln und in den Zwiſchenräumen. Die Vorrückung geſchah ſtreng geſchloſſen, unter klingendem Spiel, mit großem Geſchrei. Anhalt ließ nach alter Sitte alle ſeine wenigen Kanonen zum erſten und ernſten Feuergruß auf einmal losbrennen. Eine halbe Stunde brüllte das Geſchütz. Kein Theil wich dem andern. Da machten die Bayern auf dem rechten Flügel eine günſtige Bewegung und nahmen drei Stücke. — Zwei Jünglinge waren im Heere gleich den Roſſebändigern des Alterthums und den beſten trojaniſchen Helden. Der junge Fürſt von Anhalt auf Friedrichs, und Gottfried Heinrich Pappenheim auf der Seite des heiligen Bundes. Wie ein Blitzſtrahl warf ſich Anhalt den Vordringern entgegen, jagte das Tiefenbachiſche Regiment in die Flucht, warf das Breuneriſche, fing den Obriſten Breuner. — Zugleich hatten die Polen und Koſaken den äußerſten rechten und linken Flügel umſchwärmt. Die Ungarn trotz des geſtrigen Mißgeſchickes kampfluſtig und rachdurſtig ſchlugen ſie zurück und verfolgten ſie mit wildem Geheul. Ihr Anführer, Bornemiſſa that Wunder der Tapferkeit. Aber es hielt nicht lange vor. Denn das Blatt wendete ſich plötzlich. — Der zweifelsvolle Bouquoy ſaß trotz ſeiner ſchweren Wunde zu Pferde und warf den Vordringern zuvörderſt ſeine Reiter entgegen, als es ſchien, Nichts könne den tollen Sturm aufhalten. Aber bald kam der Pappenheim mit der bayeriſchen Reiterei unter den Oberſten Cratz und Gaucher, und warf ſich auf die Sieger, gegen die endlich Verdugo unbeugſam Stand gehalten hatte. Max und Tilly und Bouquoy hatten den Degen in der Fauſt die Weichenden zurückgetrieben. Das Gefecht ward

wie raſend, Bart an Bart und Aug in Aug. Kein Theil wich. Es entſchied ein blinder Zufall und ein einziger Augenblick. Ein polniſcher Lanzenreiter erſtach des jungen Anhalt Pferd. Er ſtürzte und gerieth in Feindeshand. Jetzt war der Sieg nimmer zweifelhaft. Die Ungarn, begierig Beute machend, waren aufgelöſet und in Unordnung. Max ordnete den Fürſten Karl Lichtenſtein mit der Reſerve wider ſie. Der Würzburger Obriſt Bauer ſtritt wie ein Löwe. Der unerwartete Angriff erzeugte paniſchen Schrecken. Der alte Anhalt ſchickte ihnen die Reiterei von Hohenlohes Flügel, aber beide zerſchwammen in rath- und thatloſer Flucht. Die Ungarn ins Thal von Motol geſchleudert, brachten bei ihrem Durchreißen auch noch mehrere Corps des Fußvolkes in die wildeſte Verwirrung, ſtürzten ſich in die Moldau, durchzuſchwimmen, aber der größte Theil mit vielem Raube beſchwert fand hier ein kaltes und naſſes Grab. — „Die heilige Schaar" des alten Thurn wendete plötzlich um, von paniſchem Schrecken ergriffen und riß ihren Anführer mit ſich fort, ſo viel er fluchte und drohte. — Herzog Hanns Ernſt von Weimar wollte die Ungarn aufhalten. — „Giebt es heute eine größere Schmach als ein Ungar zu ſein?" Darauf ſagte Bornemiſſa: „Euere Deutſchen laufen ja auch." — Der Herzog rief: „Gerne bin ich kein Deutſcher mehr, ſondern ewig ein Ungar, wenn ihr nur ſteht!" — Aber ſie ſtanden keinen Augenblick. Alle wetteiferten im Fliehen, Böhmen, Ungarn, Deutſche, Engländer, zu Fuß und zu Pferd, zumal da Spinelli mit den Neapolitanern die große Schanze erſtiegen, aus denen der Böhmen Geſchütz noch den meiſten Schaden gethan. Nur die Mährer und eine Schaar altrömiſcher Vaterlandsfreunde, der alte Johann Bubna, Raupowa, Berka, der jüngere Thurn, Heinrich Schlick, Bitowsky, Kinsky, Pietipesky, Dohalsky ꝛc. ſtanden noch im

ſogenannten Stern des Thiergartens, unbekümmert, daß rings um ſie Alles wich. Hier erhielt der Pappenheim im wilden Gedränge über 20 Stich- und Hiebwunden und die Gewalt der Roſſe tobte über ihn hinweg, daß man wohl über hundert Narben an ſeinem Körper gezählt. Er lag in der kalten Novembernacht unter den Todten, mit wenig Bewußtſein ſeiner ſelbſt, nur im düſtern Zweifel, ob er im Himmel oder in der Hölle? Für den Erſteren zu wenig Freude, im letzteren zu wenig Leid empfindend, vermuthete er, er möge wohl im Fegfeuer ſein. Des früheſten Morgens wurde das Schlachtfeld geplündert. Ein Croate konnte den ſchönen Ring von Pappenheims Finger nicht herunter löſen, und wollte ihn entzweibeißen. Darob erwachte der Pappenheim, den Croaten mit Wuth anblickend: doch dieſer: „Kerl was willſt du denn? — Du haſt gute Hoſen an, und mußt ſterben!" — Darauf ihm der halbtodte Pappenheim eine Maulſchelle gab, die ihn ſo klug machte, daß er ihn um guten Lohn lieber aufgehoben und zu dem berühmten Wundarzt Andre nach Prag getragen. — Der mehrmalige Zuruf, ſich zu ergeben, wurde von jenem Heldenhäuflein mit Flüchen und Verwünſchungen erwiedert. Nur wenige Edle ſchlugen ſich durch und erreichten St. Margareth und das Strahower Thor. Graf Schlick, der Rheingraf Styrum, früher auch der Herzog von Weimar wurden gefangen. Der Ueberreſt, gegen den ſich nun der Kaiſerlichen ganze Macht kehrte, hörte nicht auf zu fechten, bis der letzte Mann gefallen war. — 10—12 übereinander, die Wunden alle vorne, des Kampfes Zorn in den blaſſen Geſichtern, lagen ſie noch des andern Abends, reihenweiſe, wie ſie unterlagen. — Was vom Feindesheere gefallen, mit dem Pappenheim, Meggau, Rechberg, Peterſon, Caratte, la Croix, Dampierre, de Ville, ſonſt nichts als zwölf Officiere, lag gleichfalls auf dieſer heiligen Stelle. Das Lager mit

allen Kanonen und hundert Fahnen ward nun die Beute der Sieger. — Ueber 4000 Böhmen, gar wenige Pfälzer, Engländer, Freiwillige aus dem Reiche und Ungarn, deckten den Wahlplatz. Von den letztern waren Viele auf ihrer heilloſen Flucht in der Molbau ertrunken. — Die Bayern, Ligiſten und Oeſterreicher hatten keine 800 Todte, und verhältnißmäßig eben ſo wenig Verwundete.

Auf vieles Bitten des Andreas von Haberfeld, und weil das Feuer nun immer näher rückte, verließ Friedrich endlich die Tafel, wo er mit vielen Damen und mit dem engliſchen Geſandten froh und guter Dinge war. Da das nahe Strahover Thor verſchloſſen war, erſtieg er den Wall. Da zeigte ſich ihm mit dem Anfang auch gleich das Ende. Die Flügel ſeines Heeres in einem unordentlichen Knäuel gegen die Mitte aufgerollt, überall Unordnung, Zerſtörung, rath= und thatloſe Flucht, einzelne Haufen unter ſich ſelbſt feuernd, die Straßen mit Wagen und Pferden, der Lorenzberg mit Leichen bedeckt, nur noch am Stern im Thiergarten, Schuß auf Schuß, wilder Schlachtlärm und verzweifeltes Fechten. — Erblaſſend befahl er das Strahover Thor den Flüchtlingen zu öffnen. Bald kamen der alte Anhalt und der Hohenloh. Ihre ganze Weisheit beſchränkte ſich darauf: Friedrich ſolle einen Parlamentair ſenden, um 24ſtündigen Waffenſtillſtand. Maximilian, nicht ohne Rührung über des Vetters Geſchick, gab 8 Stunden, doch nur unter der Bedingung, „daß Friedrich ſogleich der Krone entſage." Die böhmiſche Krone, die Kleinodien und das Reichsarchiv wurden aus S. Wenzels Kapelle genommen. Friedrich begab ſich mit ihnen hinüber auf die Altſtadt. Die Bürger, viele Edle, auch der junge Thurn und Schlemmersdorf, drangen in Friedrich zu bleiben und auszuharren: „man habe noch 17 friſche Fähnleins, auch aus der Schlacht hätten ſich mehrere Tauſende hereingerettet, Prag ſei vollkommen im Stande

eine lange Belagerung auszuhalten. Falle ſelbſt der Hradſchin und die kleine Seite, ſo habe der Feind darum noch nicht die Brücke, die Altſtadt und Neuſtadt. Im hereinbrechenden harten Winter ſei eine langwierige Belagerung einer ſo ausgedehnten Stadt für den Feind ärger, als hätte er die Schlacht verloren. 8000 Ungarn ſeien geſtern bei Brandeis angekommen und könnten jede Stunde da ſein. Mansfeld habe im Rücken des Feindes Falkenau, Pilſen, Tabor, er ſchneide ihm die Zufuhr ab, und werde ihn zum beſchwerlichſten Winterfeldzuge zwingen. Die Verſprengten, die ſich nicht nach Prag gerettet, würden ſich an Mansfeld ſchließen. Auch Bethlen Gabors Stillſtand nahe ſeinem Ende. Für den Glauben, für die Freiheit, ja ſelbſt aus Furcht vor Confiscationen und vor dem Blutgerüſte, würden die Böhmen das Aeußerſte wagen. Nur ſei Alles verloren, wenn der König ſich ſelbſt verlaſſe."

„Friedrich ſollte ſich nicht ſelbſt aufgeben" — leider that Friedrich gerade das, wiederum dem ſchlechten Rathe Anhalts folgend, dem mit des herrlichen Sohnes Verluſt alle Beſinnung entwichen ſchien. „Die Böhmen vor der Strafe des Hochverraths zitternd könnten Friedrichen feſthalten, und an Ferdinanden ausliefern, als Preis der Vergebung." Das war ſeine ganze Weisheit. Kaum war die Schreckensnacht vorüber, als Friedrich Krone, Kleinodien und Archiv, Anhalt (zum Unglück vieler Freunde, vieler Familien) ſeine ganze geheime Kanzlei auf dem Altſtädter Ringe ſtehen ließ, die ſohin der Münchner Jeſuite Keller unter dem Namen Fabius Herzynianus herausgab. Sechs Monden ſpäter fielen auf eben dieſem Altſtädter Ring Böhmens edelſte Häupter. — Friedrich konnte nicht eilig genug den Wagen finden, der ihn, ſeine ſtolze Eliſabeth und ſeine unmündigen Kinder zu kurzer Sicherheit nach Breslau brachte. Seinen Ferſen folgten Anhalt und Hohenloh,

Thurn, Raupowa und Bubna und aus Böhmens Edlen doch nur Wenige, ſo allgemein auch die Schuld des Aufſtandes und bewaffneter Selbſthilfe war.

Es wurde viel lateiniſcher Witz darüber gemacht, daß Friedrichs Leibcompagnie ihre zwei prächtigen Standarten mit den Deviſen: „diverti nescio“ und: „tandem bona causa triumphat“ an die bayriſchen Küraſſiere Lindlo's, daß Friedrich ſogar ſeinen reich brillantirten Hoſenbandorden, ein köſtliches Brautgeſchenk, verloren, ein Wallone ihn gefunden, und weil er (wie der Eidgenoſſe bei Granſon den großen Burgunderdiamanten) die Edelſteine für Glas gehalten, ihn um einen Spott ſeinem Hauptmann verkauft, worüber blutiger Hader entſtand.

Das iſt die Prager Schlacht am weißen Berge, die binnen drei Stunden der Böhmen Glaubens- und Wahlfreiheit tilgte, und ſie aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Nationen ſtreichend, zur Provinz machte. Wie traurig die Folgen auf beinahe zwei Jahrhunderte hinaus, für das unter Ottokar, unter Carl IV. und noch unter dem blöden Rudolph, europäiſche Böhmen, wie beklagenswerth ſie für die Menſchheit geweſen, das geht den Feldherrn und ſeinen Ruhm nichts an. — Tilly, obgleich von den eigenen Waffenbrüdern, mehr als vom Feind, am Siege gehindert, und gar noch wegen des Sieges angeklagt, entfaltete an dieſem Tage zwei unwiderſtehliche Feldherrngaben, Geſchwindigkeit und Nachdruck.

Kaum hatte Friedrich die Altſtadt verlaſſen, als die Kleinſeitner Bürgerſchaft (großentheils katholiſch und Ferdinanden ergeben) den Sieger einlud, ſchnell einzuziehen. Schon hatten ſich die Wallonen dem unbeſchützten Wall genähert und Sturmleitern angelegt. Man fürchtete eine allgemeine Plünderung. Das Strahover Thor wurde ſogleich geöffnet. Noch lagen auf dem Hradſchiner Königs-

ſchloß zwei Fähnlein Fußvolk unter den Hauptleuten Holzinger und Schmucker. Sie ergaben ſich der erſten Aufforderung und ſchwuren dem Kaiſer. Wenige Stunden darauf am 9. November um Mittags hielt Maximilian mit Tilly und Bouquoy ſeinen Einzug auf dem Hradſchin, wo Wilhelm von Lobkowitz mit fünf andern böhmiſchen Großen dem Herzoge entgegentrat, in einer langen Rede um Verzeihung des Aufſtandes, Abhaltung einer Plünderung, Erhaltung der Glaubensfreiheit und der Rechte des Reichs bat. — Maximilian antwortete ernſt aber mild: „Die Plünderung zu hindern ſtehe in ſeiner Macht und ſei ſein Wille. Wegen alles Uebrigen habe er vom Kaiſer weder Auftrag noch Vollmacht, und müſſe ſie daher blos an ihn verweiſen. Er rathe zur Unterwerfung ohne alle Bedingung, dann ſtehe Sicherheit der Perſonen und volle Verzeihung des Vergangenen zu erwarten.“ — Bald langten auch Abgeordnete der von Friedrich ſchmählich verlaſſenen Alt- und Neuſtadt an, um drei Tage Bedenkzeit bittend *). Maximilian gab drei Stunden. Längere Vertheidigung, ja ſelbſt ein Umſchwung der Dinge wäre noch ſehr möglich geweſen. Aber allüberall fehlte ein Mittelpunkt. So wurde von allen drei Prager Städten, und am dritten Tage auch von den Ständen dem Kaiſer neu gehuldigt, und die Bundesbriefe ausgeliefert, dagegen die Amneſtie von Maximilian verbürgt und die Gnade des Kaiſers wegen Beſtäti-

*) Sollte man es glauben, daß die ſiegenden Katholiken Böhmens den Untergang deſſelben und den großen Bluttag wie ein Freudenfeſt durch ein Tedeum und Prozeſſionen am Jahrestage der Schlacht am weißen Berge feierten, daß ein Pater Czapek Wirthshaus und Krämerbuden auf Speculation in der Nähe errichtete? Selbſt den liberalen Deſpoten, den großen Germaniſirer, den Alles nivelliſirenden Joſeph II. widerte dieſe Entheiligung aller Nationalität und alles hiſtoriſchen Gefühls. Er ſtellte ſie ab. In der neueſten Zeit wurde aber auch darin eine Reſtauration verſucht. —

gung der alten Rechte angerufen. Unwillig eiferte der Herzog über die Zügelloſigkeit der Oeſterreicher. Als er acht Tage nach der Schlacht wieder nach Hauſe ziehend, alle Gewalt dem neuernannten Statthalter, Fürſten Carl Lichtenſtein, übergab, warnte er ihn ernſtlich: „der Sach zu remediren, indem faſt Anderes nicht zu erwarten, als daß hohe und niedere Stände in gänzlicher Deſperation einen neuen Generalaufſtand machten, und wohl gar Mord zwiſchen unſer beiderſeits Reiterei und Knechten faſt täglich vorfällt, auch täglich avisi einlangen, daß der Pfalzgraf Kurfürſt ſich di novo ſtärke. — Alſo muß das kaiſerliche Volk eheſtens von hier weg und dem Feind entgegengeführt, oder doch ſolch unverantwortliches procediren gänzlich abgeſtellt werden.“ — So vertraute man denn auch die Obhut Böhmens nicht Bouquoys's Völkern, ſondern Tilly, der mit 6000 Mann zu Fuß und 1500 Pferden in Prag verblieb.

Vierzehn Tage nach der Uebergabe Prags empfingen den ruhmbedeckten Herzog ſeine ſiegjauchzenden Münchner. Seine Gemahlin, die lothringiſche Eliſabeth, ſein Bruder Albert waren ihm bis Landshut, der greiſe Vater Wilhelm aus ſeiner klöſterlichen Abgeſchiedenheit bis Erding entgegengekommen. Er zog gerades Weges in die Frauenkirche zum Te Deum, und erſt von da in ſeinen Palaſt. — Die Marienſäule auf dem Münchner Schrannenplatze iſt ein Gelübdemal der Pragerſchlacht.

Es glückte Tilly, die Schrecken des Sieges über den Einen feſtzuhalten, den Andern Umſicht und Mäßigung zu empfehlen, zumal als neue Feindſeligkeiten Bethlen Gabors Bouquoy nach Ungarn riefen, wo er vor Neuhäusl, eben ſo unwürdigen als unwichtigen Tod nahm, wie neun Monate früher ſein Freund Dampierre im verunglückten Ueberfall des Preßburger Schloſſes. Auf dem Zuge dahin übte

er in Czaslau, die geringe Heldenthat, Ziska's Grab zu zerſtören. — Anders der ſo oft der Grauſamkeit bezüchtigte Tilly. — Die von Maximilian der unbedingten Unterwerfung verheißene Amneſtie wurde durch ein halbes Jahr ſo ziemlich beachtet, wenn auch auf Geheiß des geiſtlichen Hauptquartiers an den akatholiſchen Predigern Entſetzliches verübt, das nordöſtliche Böhmen von den heimkehrenden Koſaken erbärmlich verwüſtet, von den in alle Häuſer dringenden Spaniern und Wallonen, alle böhmiſchen Bücher als ketzeriſch weggenommen und verbrannt wurden, womit göttliche Schätze der alten nationalen Literatur auf ewig dahin waren. — Man wollte ſicher machen und durch längere Nachſicht die geflüchteten Directoren und Defenſoren in Sehnſucht nach den Ihrigen und nach dem Vaterlande herbeilocken. Die Lockung ging auch nicht fehl. Tilly wußte die Meinungen in des Kaiſers geheimen Rathe zwiſchen blutiger Rache des Frevels — und gewinnender Großmuth getheilt. Letztere war nur mit der äußerſten Unwahrſcheinlichkeit dort vorauszuſehen. Auch kannte Tilly, was Peter Lamormain meine, was ſonach zuletzt geſchehen werde. Kaum konnte auch von Milde anders als von einer podagraiſchen Schwäche des Fürſten Eggenberg in dem Conſeil die Rede ſein, wo der ſpaniſche Botſchafter offen abſtimmte, „die Ungarn durch tyranniſche Willkühr jeder Art aufzuſtacheln, um ſie ſodann nach dem Eroberungsrechte völlig zu unterjochen, durch Bartholomäusnächte gänzlich auszutilgen, und das ſchöne Reich mit fremden Coloniſten aus den verlornen Oſtprovinzen zu coloniſiren, die unter dem Halbmond nichts beſſeres gewohnt ſeien." — Tilly (dieſer angebliche Mordbrenner von Magdeburg) ließ unbekümmert darum, was er aus Wien zu hoffen oder zu fürchten habe, nur der Ehre ſeines Herrn eingedenk, der den Gehorchenden Sicherheit gelobt, die Verblendeten dreimal ermah-

nen zu fliehen, da die Haft= und Strafbefehle aus Wien ſtündlich eintreffen würden.

Hannsjürge von Jägerndorf, Bethlens eifriger Bundesfreund, war ſcharf zu beobachten. Auch trotzte noch Mansfeld in Pilſen, Ellbogen, Tabor, Falkenau, Tepel. Seine Partheien ſtreiften bis an die Thore Prags. Tilly konnte die wenigen Kräfte nicht zerſplittern. Er brauchte dann ein Mittel, das ſeit den alten Perſerkriegen bis auf Cadix und Varna ſelten erfolglos geblieben. Als Mansfeld eben in die Oberpfalz gezogen, gewann Tilly ſeine Hauptleute. Sie gaben ihm Pilſen, ſeinem Heere einen äußerſt wichtigen Waffenplatz und neue Kräfte für den kommenden Feldzug. Mansfeld war freilich ſchlecht damit zufrieden und ließ einige ſeiner Officiere hängen. Aber Böhmen blieb von dem an ruhig. Als er mit engliſchem und däniſchem Gelde neues Volk in der Oberpfalz warb, ſtand Tilly plötzlich vor ihm und auf ſeinen Communicationen. Doch gab ihm Mansfeld den Streich von Pilſen auf eine gute Art heim, und unterhandelte über die Räumung der Oberpfalz und Ueberlaſſung ſeiner Fähnlein an die Liga. Indeſſen brach er bei Nacht und Nebel, auf Um= und Abwegen in ſolcher Stille auf, daß er nicht mehr einzuholen und ſeine Spur blos an Rauch= uud Feuerſäulen zu verfolgen war. — Am Neckar wußte er eben ſo gut Spinola und Corduba auszuweichen und ſich dahin zu werfen, wo bei minderer Gefahr noch die reichſte Beute, — in das ſchöne Elſaß. — Tilly's Siegesbahn war nun von der Enns, der Moldau und Nab, urplötzlich an den Main und Rhein verſetzt.

Der Pfalzgraf und Böhmenkönig Friedrich hatte ſeiner ſelbſt und der Seinen ſo ſchlecht gewahrt, daß er nur ein Winterkönig wurde, daß diejenigen ſeiner Freunde ſich glücklich preiſen mochten, über die (wenn auch auf dem Blutgerüſte) das Loos eines ſchnellen Todes erging. Nicht beſ=

ſer als vordem ſeinem ſchnell verflüchtigten Wahlreiche Böhmen, erging es der angeſtammten heimathlichen Pfalz. Ein ſchlecht verſorgter Platz nach dem andern fiel, ohne eine andere, als die traurige Wahl: ob in die Gewalt Tilly's oder der Spanier? Friedrich kam aus Holland verkleidet zurück, dem Unternehmungsgeiſte Mansfelds Alles vertrauend. Der Baſtard, die wunderlichſte Miſchung von unwiderſtehlichem Partheihaupte und bloßem bezahlten Condottiere, vom raſtloſen Partheigänger und vom allerbequemſten Lebemann, raffte ſich aus dem nothgedrungenen Räuberleben wieder zu wahrhaft kriegeriſcher Thätigkeit empor. Er überſchritt bei Germersheim den Rhein und griff die Bayern bei Wisloch mit vielem Glücke an, kaum daß Tilly's Ankunft das Gefecht wieder herſtellte. Endlich trennte die Nacht die erbitterten Streiter.

Die von Ferdinanden, mit mancher Gefährdung der Reichsgeſetze über Friedrich ausgeſprochene Acht, ſchien dieſem neue Helfer zu wecken aus der Union, die in Ulm durch Maximilian überliſtet, durch die Franzoſen überredet, unzeitig und unrühmlich vom Kampfplatze verſchwunden war. — Würtembergs Herzog rüſtete und wie manchmal einen friedlichen Zuſeher das unkluge, aber unwiderſtehliche Verlangen befällt, ſich dem Unterliegenden zu Liebe in einen ungleichen Streit zu miſchen, überbot der Markgraf, Georg Friedrich von Baden, ſeine geringen Kräfte, ein wohlverſehenes, dem Mansfeldiſchen an Zahl faſt gleiches Heer auf die Beine zu ſtellen. Daß er die Regierung zugleich ſeinem Sohne abtrat, zeugte unläugbar von einem bedenklichen Vorhaben, bei deſſen unglücklichem Ausgange, das Land wenigſtens ſeinem Hauſe erhalten würde.

Tilly drang auf beſtimmte Erklärung über die Urſache und den Zweck dieſer Rüſtung? Der Markgraf gab ſein Fürſtenwort, ſie beziele nur die Schützung der eigenen Lande

vor Mansfelds Räuberhorden. Es war ein arges Widerſpiel der alten deutſchen Treue und des Ritterthums, daß er ſich dennoch unverſehens mit dieſem vereinigte. Tilly, auch Würtembergs ungewiß, mußte eilig die Heerhauſen Corduvas an ſich ziehen. Zum Grundſtein ſeiner Unternehmungen wider Beide ſuchte er einen nahen Waffenplatz, aber Heilbronn verſchloß ihm die Thore. Nicht nur im offenen Felde war der Feind ihm überlegen, viel gefährlicher war ihm die Geſinnung des Volkes und die öffentliche Meinung. Dieſer galt jeder Glücksfall der kaiſerlichen Waffen als ein Unglück für bürgerliche und Glaubensfreiheit und als ein neuer Ring der verhaßten Kette, in die bald ganz Deutſchland geſchmiedet ſein würde. — Was den Andern zu gewähren ſo ganz wider Tillys innerſtes Weſen ging: Zeit, das mußte nun Tilly ſelber zu erliſten, zu erraffen ſtreben. Die Gefahr war groß, wenn es mißlang. So einſeitig und ſchroff, ſo ſehr ein Fiſch im Trocknen Tilly in Allem war, was nicht zum Krieg gehörte, ſo unendlich reich und vielſeitig zeigte ſich ſein Geiſt in Allem, was demſelben zuſtand und in der Einſiedelei des finſteren Kriegsmannes quollen tiefe Blicke in das Menſchenherz hervor, wie Stanzen aus Dante's göttlicher Komödie. — Tilly hatte die Pragerſchlacht mit unläugbaren taktiſchen Fehlern begonnen, gleichwohl ſtrategiſch des Sieges gewiß. Wie er dort der Böhmen Führer durchſchaute und darnach handelte, ſo ſtellte er jetzt ſein Rechenexempel auf die Kenntniß ſeiner beiden, gleich eigenſinnigen und unverträglichen Gegner, des Badens und Mansfelds, bald getröſtet, ihre Vereinigung werde ſchnell und von ſelbſt wieder zerfallen. Er verdoppelte ſeine Kundſchafter und wußte hiedurch ihre Anſchläge zu vereiteln. Vergebens ſuchten ſie ihn zum Treffen zu bringen. Durch ſchnelle und ſchlaue, excentriſche Märſche wich er ihnen beſtändig aus, war jetzt in der Flanke, jetzt im Rücken, in der

um ſo viel ſchwereren Vertheidigung nicht minder groß, als in dem faſt immer unfehlbarern Angriff. — Eines ſchönen Morgens war der ſchon lange gelangweilte Mansfeld mit ſeinem Heere über alle Berge. — In demſelben Augenblicke ſtand auch Tilly ſchon im Neckarthale von Wimpfen vor des Markgrafen von Baden Wagenburg. Dieſer, nicht wenig betroffen, wich um ſo minder aus ſeinem Vortheil. Der Tag ſchien mit einer heftigen Kanonade vorüber zu gehen. Schon ſchwieg ſeit zwei Stunden das heftige Schießen und Pulverdampf und Rauch hatten ſich verzogen, als Tilly plötzlich auf die Wagenburg ſelbſt losdrang (8. May 1622). Georg Friedrich that verzweifelte Gegenwehr. Hier verdiente der junge Held Bernhard von Weimar die erſten Sporen. Magnus von Würtemberg verlor drei Pferde unter dem Leibe, endlich fiel er ſelbſt auf dem Bette der Ehre. Es war ein fürchterliches Morden und Gedränge. Zwei bayeriſche Regimenter geriethen in Unordnung, des Markgrafen Reiterei warf ſich auf ſie, aber die Spanier, ſchnell herbeirückend, ſtellten das Gefecht wieder her. Ein neapolitaniſches Regiment, durch Tilly's Donnerwort angefeuert, unterlief wüthend die neuen Karthaunen, die in den Reihen der Bayern und Ligiſten alſo gewüthet. Es wendete das eroberte Geſchütz augenblicklich um. Nach einigen Schüſſen ein ungeheures Blitzen und Rütteln und Dröhnen der Erde, und ein Knall wie tauſend Donnerſchläge. Die badiſchen Munitionskarren flogen in die Luft, Tod und Verderben unter diejenigen verbreitend, deren mächtigſter Schutz- und Trutzwaffe ſie noch vor wenig Augenblicken geweſen. Das entſchied die allgemeine Flucht. Der Markgraf wich einer der Letzten vom Kampfplatze, um nie wieder darauf zu erſcheinen. „Das weiße Regiment," 400 glaubenseifrige Bürger von Pforzheim unter dem Bürgermeiſter Deimling und den

Hauptleuten Mayer, Geiger, Schober, Wilderſinn und Gerwich ſchützten den Leib ihres geliebten Herrn und deckten den Rückzug gegen die ganze ligiſtiſch-ſpaniſche Uebermacht, gleich jenem Heldenhäuflein im Thiergarten des weißen Berges. Mehrmals ließ ihnen Tilly Pardon zurufen. Sie ſchlugen ihn kaltblütig aus und ſtritten fort, ſo lange noch Odem und Leben in einem aus ihnen war.

Ein Baſtard ohne Land, ohne Geld, ohne Macht, war der erſte Vertheidiger des, von Oheim und Schwiegervater verlaſſenen, von ſeinem Vater entthronten Friedrich geweſen. Des Abentheurers Glück und gegründete Furcht vor dem Kaiſer und vor den Spaniern, hatte Georg Friedrich von Baden dem Mansfeld geſellt. Jetzt hatte die brittiſche Eliſabeth in ihrer Freiſtätte in Holland, um ſo ſchöner in ihrem Kummer, um ſo anziehender im Stolz ihres Unglücks, Friedrichen einen neuen Kämpfer begeiſtert. Es war Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt, ein Narr voll Geiſt, beharrlich im Wankelmuth und im Eigenſinn hin- und herſpringend, ein immer noch kraftvoller, bildſchöner, galanter Wüſtling, voll unternehmender Kühnheit, voll Uebermuthes, ohne wahre Feldherrngabe, erzräuberiſch und äußerſt freigebig mit ſeinem Raub, — Gottes Freund, der Pfaffen Feind, auf ſeine Münzen aus geſtohlenem Kirchenſilber, prägend: „Alles für Gott und für ſie!" zur Deviſe in ſeinen Fahnen — Eliſabeths Handſchuh auf dem hochwallenden Federhut. — Sein Ruf und das Schickſal, das er dem reichen katholiſchen Clerus ahnen ließ, brachten ihm den größten Zulauf herrenloſen Geſindels, abgedankter Soldaten und lüſterner Abentheurer. — Mit der Plünderung der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Stifter einen wahrhaften Grund legend, dachte Chriſtian den oberrheiniſchen und fränkiſchen ein gleiches Schickſal zu. Aber Tilly ereilte ihn eben in

dem gefährlichen Augenblick, als er den Main überſetzen wollte, beim Städtchen Höchſt, und der glühende Ritter der Winterkönigin erreichte das jenſeitige Ufer nur mit dem Verluſte der Hälfte ſeines Heeres und ſeiner ganzen Artillerie (2. Juli 1622). Chriſtian floh nun zu Mansfeld. Beide zuſammen wurden die Geißel des unglücklichen Elſaſſes und der Freigrafſchaft. Den ſiegreichen Feldzug beſchloß Tilly mit der Eroberung von Heidelberg und Mannheim. Dort ſtreckten die Reſte der, aus Böhmen entkommenen Britten und jener berüchtigten Schaar vor ihm das Gewehr, die der Obriſte Andreas Grey aus allen adeligen Abentheurern, aus allen Gefängniſſen der brittiſchen Inſeln zuſammengeleſen und die auf ihrem Durchzuge, namentlich Berlin in komiſchen Schrecken geſetzt hatten.

Der unglückliche Friedrich hatte doch Etwas mit ſeinen bitterſten Widerſachern, den Fürſten von Oeſterreich gemein. Der nicht minder beklagenswerthe Rudolph II. hatte (witzig vor Zorn und Schmerz) in ſeinen letzten Tagen ſich mit der Stiftung eines Friedensordens beſchäftigt und an den Ordensketten der Ritter unabläſſig ſelbſt arbeitend, einige Male kindiſch freudig geſagt: „Seht! ſeht! unſer Haus trifft doch immer das Rechte, nur immer ein paar Jahre zu ſpät. Das kommt daher" auf die in der Burg häufig angebrachte Loſung des Urahns, Friedrichs IV. weiſend: A. E. I. O. U. (Austria erit in orbe ultima), die freilich ſehr verſchiedene Deutungen zuläßt. So hatte Friedrich vor und nach der Prager Schlacht, den Rath Maximilians und jede Annäherung und Ausſöhnung verworfen. Jetzt auf einmal, da er gar kein Gewicht mehr in die Wagſchale zu legen hatte, fiel ihm bei, ſich lediglich der Gnade des Kaiſers zu übergeben, den Mansfeld und den Braunſchweig völlig zu entlaſſen, und ſich in Wien zum geforderten Fußfall vor den Kaiſer zu ſtellen. — Aber Frie-

brich war nur der Vorwand geweſen, unter dem jene die Waffen ergriffen hatten. Seine Entlaſſung änderte alſo wenig an ihrem Sinn und in ihrer Stellung. Nun boten ſie gar Tilly ihre Dienſte. Allzuoft von ihnen belogen, würdigte er ſie keiner Antwort mehr. Sie nahmen holländiſchen Dienſt und zwangen den großen Spinola, Bergen op Zooms Belagerung aufzuheben. Aber auch die Generalſtaaten trachteten, ſich, als der große Zweck erreicht, der gefährlichen Gäſte je eher je lieber zu entledigen. Indem erregte die Achterklärung Friedrichs, die Uebertragung der Kur- und der Oberpfalz auf Maximilian allgemeines Befremden, ſelbſt des ſpaniſchen Hofes, Unwillen und Schrecken unter den Proteſtanten. Bei ſeinem zweiten Aufenthalt in Holland entbrannte Chriſtian für Eliſabeth*) noch heftiger. Er führte nichts Geringeres im Schilde, als im Bunde mit König Jacob von England, mit Gabriel Bethlen und Mansfeld, im Bunde mit den zahlloſen böhmiſchen Auswanderern und mit der Verzweiflung derer, die nicht auswandern konnten, Friedrichen wieder auf den böhmiſchen Thron zu ſetzen.

Schon ſetzte ſich Chriſtian nach der Elbe und Moldau

*) Daß Friedrichs Blutsverwandter und Feind Maximilian den ganzen 30jährigen Krieg durchlebt und überlebt, wurde oft als denkwürdig erwähnt, obgleich derſelbe Fall bei den Kirchenfürſten von Cöln, Salzburg, Freiſing und Eichſtadt eintraf. Auch Mathias Thurn ſtarb in Stockholm im gleichen Jahre mit Maximilian. Denkwürdiger iſt, daß Eliſabeth als eine Stuart, als Marias Enkelin ſchon zum Unglücke geboren, mit 25 Jahren vom Throne geſtürzt, auch des Stammlandes beraubt, faſt lebenslang in der Fremde flüchtig und auf fremdes Mitleid hingewieſen, den ganzen ſchrecklichen Krieg, und ihres Hauſes Fall noch um 11 Jahre länger als Maximilian, daß ſie des Bruders, Carls I. Enthauptung, Oliviers und Richard Cromwells Protectorat, ihres Neffen, Carls II. Reſtauration überlebte, und doch nur 66jährig am 13. Febr. 1662 in London ſtarb; daß das Haus Hannover, die Enkel des Gründers von München, des Welfen Heinrichs des Löwen, das Recht auf Englands Thron von ihr und ihrer Tochter Sophie herleitet.

in Zug, Bethlen fiel (die Hand zu bieten) in Mähren und Oeſterreich. Aber Sachſen weigerte Chriſtian den Durchzug und Tilly eilte ihm auf dem Fuße nach. — Da wich Chriſtian, ſchlau und kühn, gegen den Unterrhein in Mansfelds Nähe, aber wie er auch eilte, ereilte ihn Tilly dennoch bei Stadloo im Münſteriſchen und ſchlug ihn im zweitägigen Treffen mit Verluſt ſeines Geſchützes und Gepäcks, 70 Fahnen und 4000 Mann auf's Haupt (6. Auguſt 1623). Der bayeriſche Schlachtbericht erzählt höchſt erbaulich: „In dem von uns eroberten Hauptpanier des Herzogs ſteht der Wahlſpruch: Tout pour Dieu et pour Elle.“ — Nun ſiehet man, wen dieſe Armee nächſt Gott angebetet und von wem der Halberſtädter Prosperität und Sieg erwartet, — ja daß dieſe Leute, denen die gebenedeyte Jungfrau Maria ein Dorn im Auge iſt, und die derſelben Namen und Bildniß in keiner Fahne, Kirche oder Zimmer leiden mögen, ihr einen ſterblichen Madenſack vorziehen und Gott dem Allmächtigen al pari ſetzen!?“

Es half nichts, daß Herzog Chriſtian ſich nun mit Mansfeld vereinigte, alle Braunſchweiger über 14 Jahre bewaffnete, den Mangel des Schießgewehres durch Keulen mit eiſernen Spitzen erſetzte, und weil unter den Wallenſteiniſchen ſo viele ſchuß-, hieb- und ſtichfeſt ſeien, eine große Menge gläſerner Kugeln den Seinen vertheilte, gegen die der Zauber nicht beſtehe. — Mansfelds Wüthen in Oſtfriesland verurſachte dort einen Bauernaufſtand, wie er im Beginne des Krieges unter Stephan Fadinger und Achaz Wiellinger im Lande ob der Enns gegen die Härte des bayeriſchen Statthalters Herbersdorf und gegen das Ende, um Waſſerburg gegen die Ausſchweifungen der bayeriſchen Reiterei ſelber entſtanden, analog den ungeheuern Exceſſen dieſer Art in den Niederlanden, namentlich in Antwerpen.

Ueberhaupt war das an Tilly groß, wie er (ein Tod-

feind aller Theorien und Luftſchlöſſer) ſtets ſo ſtrenge das gegebene Terrain, den gegebenen Widerſacher, deſſen Mittel, und deſſen Kriegsmanier im Auge hatte, ſich keine idealiſchen conſtruirte, nie den rechten Augenblick verlor, nie die Gelegenheit verſäumte. — Man erblickte ihn ſchnell gegen des Winterkönigs uneinige, rath- und thatloſe Generale, als zaudernden Fabius gegen Mansfelds und des Badners und ſpäterhin des Dänenkönigs und ſeiner Anhänger vereinigte, ihm überlegene Macht, mit Zuverſicht gegen Chriſtian von Braunſchweig und nur zuletzt mit Zweifelmuth wider Guſtav Adolph, weil er klar ſah, was für ein Mann auf ihn losrücke und weil jene kraftvolle Jugend ſein Alter erſchütterte, darin höchſt ehrwürdig, daß er auch den Feind zu erkennen und zu achten verſtand, weit entfernt von den Anmaßungen Wallenſteins und Lamormains, die das „Schneeköniglein mit Ruthen über die Oſtſee heimjagen wollten."

Die Unabhängigkeit Niederſachſens und der Nordſeeküſten war aller See- und Handelsmächte eiferſüchtelndes Augenmerk. — Venedig, Holland, vor Allen Großbritannien, gaben Geld, die beiden Könige des Sundes und des baltiſchen Meeres, Chriſtian IV. von Dänemark und Guſtav Adolph von Schweden, wetteiferten faſt in der Begierde, das Schwert zu ziehen. Beide bewarben ſich ſogar um die Kreisoberſtenſtelle. — Ferdinands ernſte Mahnung: der Kreis ſolle entwaffnen, ſchallte tauben Ohren. Die Rüſtungen König Chriſtians waren ſchnell und mit Kraft vollendet. Mansfeld und der Braunſchweiger hatten wieder einige Haufen beiſammen. Sie hatten Britten und Franzoſen geworben, Tilly, der feindlichen Streitkräfte Vereinigung zu hindern, zog ſchnell an die Weſer. — Albrecht von Wallenſtein hatte durch ſeinen Namen, durch morgenländiſche Freigebigkeit und kluge Benützung der Zeit und ihres Kriegsſy-

ſtemes, dem Kaiſer ein Heer aus Nichts gezaubert. Damit eilte er, ſo weit als möglich, die Elbe entlang, in des Dänenkönigs Rücken, während ihn Tilly in der Stirne feſthielt und ihn ſchon vor Bremen zur Schlacht zu zwingen hoffte. In dieſer Lage ſah ſich der König nach Mansfeld um, den er bis dahin immer verläugnete. Der Baſtard ging dem viel ſtärkern Wallenſtein entgegen. Zwar erdrückte ihn dieſer an der Deſſauer Brücke. Dennoch zog Mansfeld auf ſeinem Rückzuge durch Schleſien nach Ungarn zu Bethlen Wallenſtein hinter ſich her, zur Deckung Oeſterreichs und ganz von den Dänen und vom Kriegsſchauplatze hinweg. — Nach manchem (durch ſeine Vorſicht gleichwohl folgenloſen) Unfall, der Aufhebung der Belagerung von Niemburg, des Rückzuges nach Stolzenau, der ſchmerzlichen Verlaſſung der öſterreichiſch geſinnten Lüneburger Herzoge, zeigte ſich Tilly gleichwohl wieder als großer Taktiker. König Chriſtian, der Braunſchweiger, die Heſſen, ſtellten ſich in Flanke und Rücken. Dennoch bezwang er das hartnäckig vertheidigte Minden, wo das Auffliegen des Pulverthurmes ihm nicht den zehnten Theil der Beſatzung zu retten erlaubte und Havelberg, deſſen wohlverſchanzten Dom die Dänen hielten, Tilly aber die Stadt und um beide wüthender Kampf entſtand, nahm Göttingen und ſieben Tage darauf zog er von Hannover verſöhnt ab. — Der Dänenkönig, zur Rettung jener wichtigen Plätze zu ſpät kommend und viel zu ſpät für ſeinen kühnen, in der Folge von Guſtav Adolph glücklich vollbrachten Plan, durch das Eichsfeld und durch Thüringen ins Herz der ligiſtiſchen Länder zu brechen, ſuchte nun (abermal zu ſpät) durch ſchleunigen Rückzug dem täglich und ſtündlich aufgedrungenen Kampf auszuweichen. Endlich kam der Tag am 27. Juli 1627 bei Lutter am Barrenberge. — Tapfer widerſtanden die Dänen und ihre Bundesfreunde. Dreimal brachen die Kaiſerlichen und Li=

giſten auf ſie ein, dreimal wurden ſie wieder bis an ihre Kanonen zurückgeworfen, ſelbſt vier alte Regimenter Tillys wankten. Mit bloßem Degen trieb ihr alter Heeresfürſt ſie wieder vorwärts und in dritthalb Stunden blieb dem Dänenkönige nichts übrig, als die wilde Flucht der Seinen mit anzuſchauen. Ueber 3000 Todte deckten das Schlachtfeld, 30 Kompagnien, der Kern des Fußvolkes, mußten im Amthaus zu Lutter das Gewehr ſtrecken, 60 Fahnen, Geſchütz und Gepäck waren die Trophäen des Sieges. — Noch ſchlimmer war Chriſtians zwar ſchleuniger aber gradlinigter Rückzug, auf dem er alle haltbaren Plätze durch Garniſonen behaupten wollte. Einer nach dem Andern fiel in des Siegers Hand, eine Abtheilung ſeines Heeres nach der andern erlitt neuen Verluſt oder Gefangenſchaft. Wallenſtein, indeſſen von Mansfelds Verfolgung zurückgekehrt, bedrohte des Königs Stammland Holſtein. Den ſchlimmen Ausgang der Unternehmungen Chriſtians von Dänemark hatten alle helleren Köpfe längſt vorausgeſehen. — Camerarius, das Factotum des böhmiſchen Winterkönigs Friedrich von der Pfalz, berichtete darüber im Namen ſeines unglücklichen Herrn an Guſtav Adolph: „Wir haben jederzeit nit anders gemeint, als der König von Dänemark werde dieſen Krieg mit gar ſchlechtem Glücke führen, da ich gleich Anfangs, als ich in ſeinem Feldlager war, von etzlichen Kriegserfahrenen ſolche Sachen vernommen, die mir von ihm eine ſchlechte Hoffnung gemacht haben. Der König folgt nur ſeinem eigenen Kopf, läßt ſich durch guten Rath nicht leiten, darum denn der Herzog Johann Ernſt von Weimar und der Oberſt über die Artillerie, Fuchs, bei Andern oft darüber geklagt und mehrmals darüber proteſtirt, es werde mit der langſamen Bezahlung noch einmal großes Uebel cresciren. So iſt es auch nach Chriſtians von Halberſtadt Ableben Alles noch ärger worden, und den Soldaten durch des Oberſten

Ungeſchicklichkeit, nach dem unglücklichen Fall des Königs vom Pferde, allen das Herz entfallen und ſind ſie in den argen Wahn gerathen, als ob es nicht ſolchermaßen beſtellt, wie es Gefühl und Wichtigkeit der Sache erfordern." — So wenig vermochte der Dänenkönig etwas für ſeine Bundesfreunde, daß man auf dem Brüſſeler Congreſſe vom geächteten, ſeine Reſtitution in beide Pfalzen nachſuchenden Winterkönig, vorerſt ſogar die Auslieferung ſeiner Kinder nach Wien verlangen durfte, um ſie dort katholiſch zu erziehen und daß Spanien die Rheinpfalz für ſich begehrte. — Den Holländern ſollten nicht nur die Küſten der Nord- und Oſtſee, ſondern auch der Rhein, die Weſer und Elbe verſperrt werden. — Der Congreß löſte ſich ſchnell auf, hoffnungslos für die Beſiegten.

Seit der Prager Schlacht war Wallenſtein Tilly's Verkleinerer und Feind. Dem alten, redlichen Helden ins Geſicht verbarg er den üblen Willen, jetzt aber wußte er ihn, der nichts kannte als die Pflicht, nichts ſcheute als die Unehre und um der Eintracht willen gerne nachgab, zu bewegen, ja durch Befehle aus Wien zu vermögen, daß er ihm die Vernichtung des geſchlagenen Königs und Holſteins Eroberung überließ und nach dem Rheine zog, auf die Holländer zu wachen, die gar nicht im Falle waren, die Abſendung eines ſo ſtarken Heeres zur bloßen müßigen Beobachtung zu veranlaſſen. — Tilly, wie Wallenſtein, wiewohl Beide aus höchſt verſchiedenen Anſichten riethen dem Kaiſer zum Frieden mit dem Dänenkönig. Er wurde am 12. May 1629 in Lübeck unterzeichnet. — Edel und aufrichtig, wie gegen die Häupter des böhmiſchen Aufſtandes, zeigte ſich Tilly auch gegen die, bald offen übermüthige bald hinterliſtige Feindſchaft Wallenſteins, deſſen chimäriſche Plane ſchon früh das Augenmerk vieler Patrioten, das Stichblatt zahlloſer Neider und Angeber wurden. Schon aus Havel-

berg und Göttingen ſchrieb er ihm Aehnliches *), wie fünf Jahre ſpäter aus Altbrandenburg. Merkwürdig war bei der Zuſammenkunft in Lauenburg der Contraſt von Tilly's ſpartaniſcher Einfachheit und Wallenſtein's orientaliſcher

*) „Was mir vor wenig Tagen zugeſchickt worden, das haben Ew. fürſtl. Gnaden auß der Beylag mit mehreren erſehen; Ob ich daran zwar nit zweifle, daß ſolches ein zumahl falſches, von mißgünſtigen E. frſtl. Gnaden übel affectionirten gemuethern ſpargiertes gedicht ſeyn, vnnd alſo meines orths demſelben ganz Keinen glauben beymeſſen, weniger noch mir einbilden kann, daß E. Frſtl. G. wider dero Kaiſer vnnd Herren, davon Sie ſo viele hoche Kayſerliche Gnadt- und Guetthaten empfangen, oder auch gegen das Römiſche Reich ſich zu ſolchen gefehrlichen und ſchädlichen consiliis von einigem lebendigen Menſchen durch waß impression ſolches auch immer geſchehen möchte, ſollten verleitten laſſen. Dieweil jedoch dieſe Dinge von hochem Nachdruckh ſeindt, ſo deroſelben Fürſtliche Perſon, glümpff vnnd reputation concerniren, So habe auß trewherziger affection vnnd gemuethe, nicht vmbgehen können, ſolches Ew. frſtl. Gn. wol meintlich zue communiciren, damit ſie deſſen nachrichtliche wiſſenſchaft haben, vnnd dem werkhe, da es der Röm. Kayſt. Mayt. ſowohl auch anderen Chur-Fürſten vndt Ständen hiernegſt vorkhommen ſolte, zeitlich begegnen, vnnd ſich aller vngleichen gedankhen, ſo dahero erwachſen möchten, gebürendt entſchütten können, gueter Zuverſicht, Ew. frſtl. Gn. werden ſolches von mir alß welcher eß aufrecht vnndt von Herzen meinet, in Gnaden vermerkhen vnnd wohl aufnehmen. Die dem ſchutz deß allerhöchſten, zue allem Fürſtlichen wohlergehen trewlich hiemit befehle." -- Iſt es möglich, die edle Offenheit nicht zu ehren und zu lieben, wemit hier unſer Held einem Nebenbuhler, wohlwollend und warnend entgegenkömmt, welchen Andere nur immer tiefer in die gelegten Fallſtricke und in ſeine eigenen Fehler zu verwickeln, bemüht geweſen waren? — Die Unterdrückung der großen Bewegung in Böhmen, hatte den Waizen der auch in unſern Tagen (von derſelben, freilich jezt ſehr eingedorrten und verkrüppelten, aber auf jeden abſolutiſtiſchen und hyperorthodoxen Galvaniſm gleich wiedererwachenden Schule) fleißig geübten: calumniare audacter, semper aliquid haeret auf ſeinen Gipfel getrieben. Eben der Slawata, der beim Prager Fenſterſturze leider nicht den Hals gebrochen, warnte Wallenſtein dd. 14. Juni 1629 Tilly habe Befehl, ihn zu fangen oder meuchlings aus der Welt zu ſchaffen, - Wallenſtein verwarf die Lüge unwillig: „Herr Tilly iſt ein Cavalier, der's verſteht, Aufwiegler zu paarrn zu treiben, nit aber mit meuchelmord umzugehen. Die Herren aus denen ihr ſchreibt, treiben nichts lieber als lügenhaft gewäſch und praktiken."

Pracht. „Dieſe zwei Herren werden ſich nicht lange mit einander vertragen", ſchrieb der dortige Amtmann an ſeinen Herrn den Herzog von Celle. In die letzte Zeit des Dänenkrieges und der Friedensunterhandlungen fallen viele abentheuerliche Projecte des Herzogs von Friedland, der nunmehr Herzog von Mecklenburg war und Lauenburg nicht minder erſtrebte, als Pappenheim ſich bereits Herzog von Wolfenbüttel dünkte, Tilly aber als Fürſt von Calenberg bezeichnet war. Wallenſtein gedachte Chriſtian gar zu verjagen und ſeinen Kaiſer auf den däniſchen Thron zu ſetzen. Nähmen es die Dänen nicht mit beiden Händen, ſo ſollten ſie alle Leibeigene werden. — Guſtav Adolphen reitzte Wallenſtein zugleich durch das Erbieten, ihm Norwegen zu garantiren, wie er es erobere und zugleich intriguirte er mit einer zwar kleinen und ſchwachen Parthei des nach Polen verjagten Sigismund, Kaiſer Maximilians I. Projecte auf Schweden und ſeinem Verſtändniß mit Steno Sture, reaſſumirend. Noch bemerkenswerther iſt, wie die zwei erbitterten Gegner Max von Bayern und der Herzog von Friedland, (ſo wie des deutſchen Volkes Edelſte) doch in einem Punkte zuſammen trafen, nämlich den empörenden Kampf von Chriſten wider Chriſten, von Deutſchen wider Deutſche endlich einmal zu endigen, der ſtarken Uebervölkerung vieler Länder und allem böſen und unruhigen Blut, allen abentheuerlichen Entwürfen eine Ableitung zu geben, die zugleich auf die Ausbreitung des Chriſtenthumes und der Civiliſation, auf die von ſo vielen Concilien, Päpſten und Kaiſern unter Acht und Bannfluch gebotene Befreiung chriſtlicher Völker vom Joche der Ungläubigen gerichtet ſei, nämlich die Eroberungsſiege des großen Perſerſchahs Abbas gegen die Pforte zu benützen, Ungarn zu befreien, wo möglich die Türken nach Aſien zurück zu treiben, einen Comnenen wieder auf

den Thron ſeiner Väter in Conſtantinopel, das Kreutz wieder auf die Sophienkirche zu ſetzen. — Die Idee war auch ſehr wichtig, denn man kann gar nicht daran denken, was aus Oeſterreich geworden wäre, hätte ſich Amurat IV., ſtatt der Wiedereroberung Bagdads mit aller Macht weſtwärts gewendet, in den unglücklichſten Zeiten des dreißigjährigen Krieges nach der *Leipziger* Schlacht, oder als nach dem Unglückstage von *Jankau*, Torſtenſon in Krems und an den Wiener Donaubrücken lagerte, und dem zwiſchen Tyrnau und Preßburg ſtehenden ältern Rakoczy die Hand bot? — Max von Bayern ließ dafür von allen Kanzeln beten, Er correſpondirte darüber nach *Wien*, *Krakau*, *Rom* und *Madrid* mit dem kroatiſch-petriniſchen Grenzgeneralat, mit den berühmteſten Heeresfürſten und Gelehrten ſeiner Zeit. Maximilians lebhafteſten Beifall hatte des großen Helleniſten Kaspar *Scioppius*: — „consultatio de modis Graeciae ex servitute in libertatem vindicandae, worin der weeg gezaig, *da der türkh mit dem Perſianer ſo ſtark impegnirt*, und all ſein Macht, wie verlauth, dahin wenden thuet, ſich wieder aus deſſelben ſchwehren Joch und dienſtbarkheit möchten herauß reißen.“ — Noch alljährlich wurden Tauſende von Chriſten in die Sklaverei geſchleppt. — Der ganze Adel Bosniens, Albaniens, der Herzegowina, viele Griechen im Peloponnes und auf den Inſeln waren, dem ewigen Drucke zu entgehen, Mahomedaner geworden. — Dies Unternehmen berührte ſonach ſehr nah und vielſeitig die *materiellen Intereſſen*, und nicht nur *höhere Weltanſichten*. — Wenige Monate vor Guſtav Adolph verhängnißreicher Landung und vor ſeinem Leipziger Sieg, äußerte Maximilian, daß er täglich Gott bitte: „daß die Teutſche waffen zu dieſem intent möchten *mit aller Macht emploirt werden*.“ — Dennoch wüthete die Kriegsfurie noch durch achtzehn Jahre

Digitized by Google

fort. — Nach Schlicks Siege bei Oldenburg, nach welchem ganze Regimenter Dänen zum Kaiſer übertraten, und Bernard von Weimar und der Markgraf von Durlach auf den nächſten beſten Fiſcherkähnen entflohen, ſendete Wallenſtein jenen militäriſch-diplomatiſchen Proteus, Herzog Franz Albrecht von Sachſen-Lauenburg mit der Siegespoſt und zugleich mit dem Rathe ſchleunigen Friedens und eben ſo beſchleunigter Heerfahrt nach Ungarn wider die Türken.

Zweimal hatte Tilly die Macht der Feinde ſeines Glaubens und ſeines Herrn vernichtet, als Ferdinands Reſtitutions-Edict alle Hoffnungen der Friedensfreunde gewaltſam niederſchlug. Kaum durfte man der Oberhand über den Dänenkönig gewiß ſein, als der kaiſerliche Hof ungeſcheut, weitausſehende Mediatiſirungs-, Unterwerfungs- und Satisfactions-Anträge hatte durchblicken laſſen und Wallenſtein (mit dem Herzogsmantel der geächteten Mecklenburger bekleidet) ſultaniſche Willkühr und Uebermacht zeigte. — Darum beſtand die Liga um ſo feſter auf ſtrengem und raſchem Vollzuge des Reſtitutions-Edictes. Nothwendig ſtieg dadurch von Augenblick zu Augenblick die Gährung und während Ferdinand einerſeits auf dem Regensburger Tage genöthiget wurde, Wallenſtein und mit ihm den beſten Theil ſeines Heeres den allgemeinen Verwünſchungen aufzuopfern, ward andererſeits fremde Einmiſchung um ſo wahrſcheinlicher, fremder Beiſtand um ſo erſehnter. — Schon am 24. Juni 1630 landete auf der Inſel Rügen, der Schwedenkönig Guſtav Adolph. — Zählte man ſein Heer und fand kaum 14,000 Mann, ſo mochte man ſein Unternehmen wohl noch für abentheuerlicher halten, als jene des Braunſchweig und Mansfeld, die vor Kurzem der Tod noch zu rechter Zeit hinweggerafft hatte. Wog man es aber, ſo zeigte ſich gleich die gründliche Berechnung der Mittel und es umgab den 36jährigen König ein Kreis ſtaats-

kluger und kriegserfahrner Männer und eine Schule von Heldenjünglingen, welche zu bilden, Niemand beſſer verſtand, als Er.

Seit Wallenſteins Abdankung führte Tilly auch den Oberbefehl des kaiſerlichen Heeres. Jene Geringſchätzung des neuen Feindes, jene aufgeblaſene Sicherheit, die ſeine Siege unter den Alltagsmenſchen hervorgebracht, die ſich nun im Vollgenuß der Früchte fremder Anſtrengungen für immer geſichert wähnten, erregte ſeinen Zorn und ſeine Beſorgniſſe. — „Dieſer König, (antwortete er den froſtigen Spöttern) hat den Krieg im Kriege gelernt und die Mittel des Krieges aus dem Siege genommen. — Seine Reichsſtände ſind ihm willig, weil ſie ihn bewundern. Freilich iſt ſein Heer aus Schweden, Liefländern, Deutſchen, Britten und Schotten zuſammengeſetzt. Aber iſt es auch nicht eine Nation, ſind es doch alle, Soldaten, die er wie das muthig ſchnaubende Roß am Zügel, mit dem kleinen Finger regiert — Gegen dieſen Spieler iſt — nur nicht verloren zu haben, ſchon ein großer Gewinn."

Der Beginn der Heerfahrt wider den Schwedenkönig geſchah mit Tilly's alter Zuverſicht, Schnelligkeit und Nachdruck. In einer feſten Stellung an der Oder und Wartha ſtrebte Torquato Conti mit ſcharfem Blick und ausdauernder Beharrlichkeit, Pommern zu retten. Tilly ließ auch nicht vergebens auf ſich warten. Zwar war der Schwedenkönig in einem Augenblicke gelandet, wo Oeſterreich ſeinen beſten Feldherrn entlaſſen und erbittert ſeine auserleſene Reiterei abgedankt hatte, wo der Liga Volk auseinander und trotz ſo vieler Siege, Schatz und Vorrath erſchöpft, Kaltſinn und Argwohn aber unter der katholiſchen Parthei, durch des Wiener Hofes deſpotiſchen Mißbrauch der meiſt von Bayern erfochtenen Siege auf ihrem Gipfel waren. — In einem jener bewunderungswürdigen Eilmärſche, von denen die

oberennſiſchen Stände, wie der Winterkönig und der Mansfeld zu erzählen wußten, die der Braunſchweig und der Dänenkönig empfunden, ſtand Tilly plötzlich an der Oder, Colberg und Demmin zu Hilfe ziehend. Auf einmal traf ihn die böſe Poſt, beide Plätze ſeien gefallen. Nach Colberg hatten ſich Truppen aus der Nachbarſchaft hereingerettet, die Vorräthe verzehrend, ohne die Vertheidigung zu ſtärken. Dieſe Uebergabe erzwang der Hunger. Demmin aber übergab ohne alle Noth, der Herzog von Savelli, ſeines wenigen Muthes und ſeiner Unfähigkeit wegen, Freunden und Feinden ein Spott, alſo, daß Guſtav Adolph, als er mit ſeiner murrenden Beſatzung Waffen und Fahnen ſenkte, ihm lächelnd die Hand auf den hohlen Kopf legte, mit der Verſicherung: „er möchte dem Kaiſer künftig lieber am Hof als im Felde dienen, dennoch würde der König allezeit mit dem größten Vergnügen, ihn ſich gegenüber ſehen!“ — Aber dieſer römiſche Herzog war der Liebling der Wiener Hofweiber und Hofſchranzen. Er erhielt ſtatt infamirender Abſetzung oder des Henkerſchwertes durch Kriegsrecht, gleich wieder ein untergeordnetes Kommando, um noch einmal der Pierrot einer ſo entſcheidenden Niederlage und eines ſo großen Fanges zu werden wie bei Breyſach. — Oeſterreich trat ohne Feldherrn in den ungeheuern 30jährigen Krieg und gewann in demſelben eben ſo wenig eine Schule. — Bouquoy war juſt ein eben ſolcher Scipio, als die Jeſuitenverſe, die ihn ſo nannten, horaziſche Verſe waren! — Wie weit die Feldherrngaben des Erzherzogs Leopold Wilhelm und Oktavio Piccolomini's reichten, einem Banner, Torſtenſon oder Wrangel gegenüber, darüber hat der Krieg ſelber unbarmherzig abgeſprochen. In Wahrheit hieß Gallas: „der Heerverderber.“ Als Max von Bayern ſich in Wien über Gallas Trunkenheit beklagte, antwortete man ihm: „das ſei nun einmal das abſonderliche ingenium

dieſes hohen Officiers, daß er im Weinglaſe das größte acumen finde, allwo es leider viel Andere verlieren.“

Die neueſten urkundlichen Funde Förſters, wie des Wiener Kriegsarchives ſcheinen es außer Zweifel zu ſetzen, Wallenſtein ſei trotz aller chimäriſchen Pacificationsprojecte, des Hochverrathes an Ferdinand nicht ſchuldig geweſen, er ſei den Ränken einer gewaltigen Hofparthei gefallen. — Spaniens Haß und die gerechten Klagen Maximilians von Bayern und der Liga, hätten auf jene Ränke in düſterer Conſtellation die Kubikwurzel geſetzt.

Doch was Wallenſtein als Feldherrn betrifft, hat er wohl nur mit ungeheuern Mitteln Geringes gethan. Er hat den Freunden immer mehr Furcht eingejagt, als den Feinden. Nie hat er einen Sieg verfolgt, auch nur zwei geringe erfochten: einmal an Deſſaus Brücke den Mansfeld mit vierfacher Uebermacht erdrückt und ihm dann bis an die Waag und Gran nachgelaufen (was jener gar nicht beſſer verlangte), bei Steinau, den Thurn gefangen und wieder entlaſſen. — Tilly's Heer gebrach es fort und fort am Nöthigſten. In Wallenſteins Lager ſchlemmte dagegen morgenländiſch-phantaſtiſche Pracht und Freigebigkeit. Sein Prager Pallaſt, ſein Gitſchin und ſein Feldlager glichen einzelnen Proſpecten aus einem Feen-Mährchen. In allen ſeinen Handlungen und ſogar Gebährden war eine ſtarke Zugabe von Charlatanismus, die aber bald ſein baarer Ernſt und ſeine ausſchließende Manier wurde. Dieſes und nicht der Sieg, der ſich um den unwiderſtehlichen Werber nicht eifriger bemühte, als er ſich um ihn, keine großartige Perſönlichkeit war das Wort des Räthſels jener Ueberſchätzung, die ihm im Leben und nach dem Tode beharrlich zu Seite ſtand. — Die Erbärmlichkeit des Ferdinandiſchen Cabinets geht aus nichts ergreifender hervor, als was in Wallenſteins Ausgang allein das

Gewiſſe iſt, aus den niederträchtigen Beweggründen ſeiner Angeber und Mörder, die bevor ſie noch die Acht an ihm und an den Seinigen zu vollſtrecken Miene gemacht, ja als die Acht noch ein gefahrvolles Geheimniß war, ſchon über die Theilung ſeiner ſchönſten Wägen und Pferde, ſeiner Häuſer und Gärten, ſich bis zum Zweikampfe mit einander überwarfen und mit ſchamloſer Stirne den Hof ſelbſt als Schiedsrichter ihres Zwiſtes und ihrer Recriminationen anriefen.— Bei Bayern und bei der Liga waren doch noch andere Männer und um Tilly eine andere Schule, zuvörderſt der, ſo dem alten Meiſter bald über den Kopf gewachſen, der Marſchall von Pappenheim. Bei dem wird man nur unſchlüſſig was man bewundern ſoll, wie er ohne Breſche feſte Plätze erſtieg, wie er ſich in Vierecke ſtürzte, oder die Liſt im oberennſiſchen Bauernkriege, die gründliche Gelehrſamkeit, mit der er im Reichshofrathe votirte, oder den Ungeſtüm des wilden Jägers, mit dem er die unter Pſalmengeheul der Reiterei und dem Geſchütze trotzenden Bauern vernichtete, deren Klagelieder von ihm ſingen:

Dort kommt er ja der unſinnig'
Von Pappenheim geritten ganz grimmig,
Rennt über alle Zäun' und Gräben,
Daß ihm gleich die Haar aufſtäben,
Stellt ſich als wär' er wüthig!
Kein Prügel kein Stecken,
Will gegen ihn klecken,
Kein Büchſen, kein Degen,
Auch gar der Wundſegen. —
Er iſt uns viel zu witzig,
Ich glaub' faſt ohn' all'n Zweifel
Er ſei ſelbſt der leidige Teufel;
Seht wie er drein geht hitzig.
Er und ſeine Krabaten
Sein ſchon die rechten Teufelsbraten.

Aber wie bei Magdeburg dieſes Pappenheim heiß-hungeriges Heldenfeuer den greiſen Tilly zum furchtbaren Siege hinriß, ſo wähnte ſich Tilly durch ſelbes bei Leipzig verwickelt in die Niederlage, die ſchon begonnen hatte, ehe die Schlacht anfing.

Die Natur läßt ſich in die Dauer nicht meiſtern, nicht überſpringen. Das hat ſich an Tilly, wie an vielen ſeiner Vorgänger und Nachfolger gerächt, daß er vom Gedächtniſſe getäuſcht, über die Jahre, die den Lorbeer bringen, hinausſtritt. — Das Andenken ſo vieler Siege wird der gefährlichſte Feind, wenn es, wie ſo oft in ein beſtändig zunehmendes Bangen entartet, die bereits errungenen Ruhmeskränze nicht auf das Spiel zu ſetzen. — Mit dieſem peinlichen Gefühl ſtand der alte Tilly dem Jüngling Guſtav Adolph gegenüber, ihm, der ein König war in ſeinem Heer. —

Ein König, aber, einer der es iſt,
Ward nie beſiegt noch, als durch ſeines Gleichen!!

Seit des Schwedenkönigs erſten Fortſchritten wankte die Zuverſicht, mit welcher Jeſuiten und Kapuziner, Weiber und Hofſchranzen, Ferdinanden verheißen hatten, das neue „Feinderl mit Ruthen über die Oſtſee heimzupeitſchen oder von ſelbſt ſchmelzen und zerrinnen zu ſehen, wie es ſich dem Süden nähern würde,“ mit der ſie dem völlig unkriegeriſchen Fürſten verſprachen, „Er und nicht Guſtav Adolph ſolle dominus et magister belli ſein!!“ Ueber die großen Geſchäfte waltete an dieſem frommen Hof ein türkiſcher Fatalism, der fort und fort hinderte, die falſchen Maximen wegzuſchleudern und die begangenen Fehler zu beſſern. Man machte nämlich beſtändig den Himmel zum Mitſchuldigen derſelben und wollte ſich der Beſchämung über den Mangel an Scharfblick, an Kraft, über den Mangel

Zutrauen erweckender Treue und Glauben dadurch entledigen, daß man (dieſe Hauptfehler als pure Kleinigkeiten gar nicht erwähnend) das ſelbſt verſchuldete Unglück, als unerforſchlichen und ſelbſt unvermeidlichen Rathſchluß der Vorſehung ausgab. — Wie konnte man, nach Allem, was ſeit 8 Jahren vorgegangen, auf das Reich rechnen, unbedingter als es im eigenen Erblande möglich war? — Tilly ſollte zugleich die Feinde ſchlagen, die Freunde ſchirmen, die Zweideutigen entſcheiden, die Saumſeligen antreiben. Um die Mittel mochte er ſorgen, Er, deſſen Fahnen Alles haßte, während Alles den ſchwediſchen zulief. Kein leidenſchaftlicher Partheiſchriftſteller konnte daher Aergeres ſagen, als Ferdinands kluger und getreuer Queſtenberg (d. d. Wien 8. Oct. 1631.) „Post factum errorem agnoscimus; jetzt bekennen Wier Unſere inprudentiam, daß Uns ſchwer fällt mit dem Schweden und Churſachſen zugleich Krieg zu führen, weilen die eynbildte miraculi und Wunderzeichen nit folgen, wir wollten gern wider zueück auf unſer vorige Stell, und wiſſen nit qumodo? — — — Es gehet uns wie jener ſagt: Stultorum incurata pudor malus ulcera celat. — Man glaubt endlich jetzt, daß deſſen opinion falſch iſt, der da vermeint und ſagt: tantum sit Catholicus! — — — Ich glaub Mancher, ſo, weit davon, zu Regensburg bravo wär, ſey jetzt kleinlaut. — Möchte gern mit meinen Conferenz-Camaraten discuriren und ſy an viel erindern.“ — Von nun an verſchwindet der alte Tilly. Wallenſteins Sturz war mittelbar auch der ſeinige. Die ſonſt ſo wünſchenswerthe Vereinigung der ganzen katholiſchen Heeresmacht verwickelte ihn jetzt in heilloſe Widerſprüche der beſtimmteſten, energiſchen Befehle aus München, der unbeſtimmteſten und retardirendſten aus Wien. Dieſer Widerſpruch, der Mangel, mit dem man ihn kämpfen ließ, das hohe Alter

und ſeine, unter ſolchen Umſtänden ſtündlich zunehmende innere Scheu vor dem Schwedenkönig, ließen dem unbeſiegten Helden von Stunde an, keinen unbekümmerten Sieg mehr und machten ihn ſieglos in der Stunde, die ſein eilfjähriges ununterbrochenes Glück, wie ein Kartenhaus auseinanderblies und dem ganzen Krieg, der proteſtantiſchen Sache und dem europäiſchen Staatenſyſtem den Umſchwung gab *).

Es iſt zwar jetzt Mode, neben der bewunderungswürdigen Kraft und neben der unbeſtreitbaren Anmuth des Mit-

*) Pappenheim ſchrieb nach München d. d. 27. Febr. 1631: „Ich kann E. Kurf. Durchl. nit genug beſchreiben, wie in Pommern der eine die Armee, der Andere das Land gar unnöthig und verzagt verloren und hätte der Obriſt Cratz des Dritten Ordonanz gefolgt, ſo wäre der König von Schweden ſchon in Böhmen. Doch ſind J. Exc. Herr Tilly ſo fromm und gut, daß ich ſie nit hab bewegen können, J. K. D. den rechten Grund zu ſchreiben, Anderen zum Exempel zu ſtrafen, aufs wenigſte vor ſolchen Leuten zu warnen, welche jetzt dennoch die größten Recompenſen prätendiren." Dieſer Eifer Pappenheims war freilich den Faulen, Feigen und Dümmlingen ein Gräuel. Sie klagten: „daß Pappenheim gar zu voller Künſte ſtecke, daß die gemeine Straße ihm nie beliebe, darüber im Dienſt viel verſäumt und Koſten verurſacht werde!! Nach der Erſtürmung Magdeburgs und und vor derſelben klagte Pappenheim: Graf Wolf von Mannsfeld (ſein Hauptfeind) thue ſelber Nichts, und gönne auch ihm nicht, daß er thue, was des Herrn Dienſt erfordert. — Selbſt über Tilly klagte er: vincere sciebat Hannibal, sed — — Eure Kurf. Durchl. verzeihen, die Occaſion war gar zu ſchön. Die Sporn hätte man andrücken und ihnen ihr Stärken verhindern ſollen. Magdeburgs Eroberung war ein Geringes, aber ſie wäre Verſicherung und Eroberung des ganzen Reichs geweſen, wenn man ſich nur in den erſten 14 Tagen, da der Feind noch in vollem Schrecken, der Zeit und der Occaſion gebraucht hätte." — Auch Pappenheim mußte wie Tilly, um die nöthigen Mittel bitten und betteln. — „Geruhen E. Kurf. Durchl. in ſo großer Gefahr gnädigſte Vorſehung zu bitten, einer erheblichen Summa über Augsburg oder über Venedig und Mayland auf Köln Ich habe mich bereits bei mehreren mit meiner Parole ſo engagirt, daß ich die Tage meines Lebens an Credit und Reputation ruinirt bin, wenn mich E. Kurf. Durchl. ſtecken laſſen. Es liegt ja Alles daran E. K. Durchl. vertrauen mir um Gotteswillen! Mittel gegen Mittel. Wenn ich einmal superior bin, ſo getraue ich mir bald 500,000 Rthlr. ad usus belli zuſammen zu bringen. E. Kurf. Durchl. mögen alle meine Güter nehmen und ſich hievon bezahlt machen.

telalters auch allen ſeinen Aberglauben und ſeine Barbarei zu vergöttern und ſo vertheidigen wir um ſo mehr Tilly gegen den ſeit 200 Jahren ſprichwörtlich gewordenen Vorwurf unmenſchlicher Grauſamkeit, unbekümmert, ob man uns: „Magdeburg! Magdeburg!“ entgegenrufe. Die geſchichtliche Treue darf ſich nicht darnach drehen und wenden, was die eine oder die andere Parthei gerne hört. Sie darf nicht die gleichfalls vergänglichen Anſichten, Wünſche und Bedürfniſſe des Augenblicks in eine längſt vergangene Zeit hinüberrücken — und ſelbſt dieſen Maaßſtab darf Tillys Nachruhm nicht ſcheuen.

Wenn eine Beſatzung es auf den Sturm ankommen läßt, „Alles über die Klinge ſpringen zu laſſen,“ war eine der alten, mitunter ſo wenig vergeſſenen Kriegsmanieren, daß ſie von Franzoſen und Engländern (1808—1814) gar häufig in Spanien, daß ſie noch 1809 an der Beſatzung der kärnthneriſchen Päſſe Predil und Marlborghetto ganz im alten Sinn und Umfang geübt ward. So hielt auch in Neubrandenburg eine ſchwediſche Abtheilung Tillys Anmarſch auf, ſchlug zwei Stürme ab, im dritten wurde die Stadt erſtiegen, geplündert, die 400 Mann der Beſatzung niedergehauen. Guſtav Adolph brannte nach Rache. Nachdem alle Verſuche Tillys geſcheitert, ihn aus ſeinem Lager bei Schwedt hervorzulocken und Tilly ſich zu anderm Zweck in anderer Richtung, etwas von ihm entfernt hatte, brach er plötzlich mit ganzer Macht hervor und ſtand vor dem wichtigen, aber nur in aller Eile befeſtigten Frankfurt an der Oder, Tilly hatte 8000 Mann hineingeworfen. Ungeſäumt allgemeiner Sturm! Die Kaiſerlichen ſchlugen zweimal Chamade und ſteckten auf den Wällen die weißen Fahnen aus. Die Schweden nahmen davon gar keine Kunde. Mit der Looſung „Neubrandenburgiſch Quartier“ wurde Alles niedergemacht oder in die Oder geſprengt, was nicht unter den Fittichen der

einbrechenden Nacht auf Um- und Abwegen nach Schleſien entkam. — „Nun wird der alte Korporal künftig den Krieg menſchlich und nicht als Kroat führen,“ ſprach Guſtav Adolph und zu dieſer Lehre bedurfte es einer zwanzigfach größeren Unmenſchlichkeit, und zwar nicht allein an der Tillyſchen, ſondern auch an einer, der proteſtantiſchen Sache treueifrig ergebenen Stadt!! Tilly, auf die erſte Nachricht von des Königs raſcher Bewegung, eilte augenblicklich zu Hilfe, erhielt aber ſchon auf dem Marſch die Kunde, das Unglück ſei geſchehen, und die Schweden ſtünden ſchon wieder feſt und ruhig bei Schwedt. So wendete auch er ſich wieder, Magdeburg zu umgarnen. — Neubrandenburg, Frankfurt, Magdeburg, blutrothe Lärm- und Rothfeuer am Wendepunkte dieſes, ſeit Tillys Sieg bei Lutter, nur noch unter der Aſche fortglimmenden, aber durch Guſtav Adolph wieder auflodernden Krieges.

„An Magdeburg ein *Beiſpiel* zu geben,“ war das allgemeine Geſchrei der *Katholiſchen*. Den wichtigen *Waffenplatz* dem Schwedenkönige zu entreißen, war das erſte Gebot der *Strategie*, wie der *Politik*. Darum war es eine kaum begreifliche Verblendung der Magdeburger, zu glauben, Tilly's Heer ſei (eine ernſtliche Belagerung gar nicht wagend) nur vor ihren Mauern erſchienen, den Schwedenkönig endlich einmal aus ſeinem feſten Lager herauszuzwingen, zur Schlacht. — Der *Wille* zu hartnäckigem Widerſtande war da, aber nicht die *Kraft*. Aus Mangel an Kriegsvolk mußten die Vorſtädte niedergebrannt werden. Die zahlreichen Außenwerke, der Trutz-Tilly, der Trutz-Pappenheim, der Succurs, wurden auf Tilly's Befehl, ſo wie die Schanzen auf den Inſeln, erſtürmt; die Beſatzung, weil die meiſten *feſt* waren (wie Pappenheims Relation ſagt), mit Kolben erſchlagen und in die Elbe geworfen. Beinahe wäre Magdeburg ſchon am 17. May gefal-

len. 20 Pappenheimer waren bereits in den trocknen Graben hinabgekommen. Aber der ſchwediſche Befehlshaber Falkenberg jagte ſie wieder hinaus, ſo wie er denſelben Tag die Baſtion Heideck errettet hatte. — Am 8. May Abends ſendete Tilly wieder einen Trompeter. Der ſchwediſchen Annäherung gewiß, hielt ihn aber Falkenberg bis zum 20. May Morgens auf. Wie er mit ſeinem abſchlägigen Beſcheid zu einem Thore hinausritt, hatte Pappenheim den Wall bereits erſtiegen. Man wußte, Guſtav Adolph ſtehe bei Zerbſt. — Daß Tilly das Geſchütz aus der Sundenburger Batterie abführen ließ, wurde in Magdeburg als ein untrügliches Zeichen naher Befreiung ausgejubelt. Der alte, grämliche Tilly wollte auch die Belagerung aufheben. Um Mitternacht war Kriegsrath. Alle ſchlendrianiſtiſchen Kriegsregeln wurden dafür angeführt. Pappenheim hatte aber, was die andern nicht hatten, Kühnheit und treffliche Kundſchafter, für die er den letzten Groſchen gab. Er kannte wie Keiner die Saumſeligkeit der Bürger. Er wußte, daß dieſe die Nacht über fleißig wachten, aber um 5 Uhr Morgens ihre Poſten verließen, zu ſchlafen, und daß alsdann die Soldaten nicht beſſer thaten. Doch berief Tilly in der Stunde des Sturmes noch einmal alle Generale und es wurde ſtatt um 5 Uhr, erſt um 7 Uhr angegriffen. — Pappenheim ſelbſt, knirſchend vor Ungeduld hatte die Lärmkanone losgebrannt und an der Spitze einiger abgeſeſſener Reiter den Wall erſtiegen, das kaiſerliche Banner daraufgepflanzt und das „neue Werk" erobert. — Der vom Rathhauſe zurückkehrende Falkenberg warf es zwar nieder, aber zu vertreiben war der Pappenheim nimmer und bald fiel Falkenberg, heldenmüthig in den Straßen kämpfend. Den Prinzen-Adminiſtrator fing Pappenheim mit eigner Hand. — „Gott ſei ewig gelobt" (ſchrieb er nach München d. d. 11. May 1631) „Magdeburgs Jungfrauſchaft iſt hinweg.

Wir haben's mit ſtürmender Hand geſtern um 9 Uhr Vormittags erobert, über 4 Stunden gefochten, den Biſchof hab ich gefangen, Falkenberg iſt niedergehaut, ſammt aller Soldateska und Bürgern, ſo in der Wehr geweſen. Als nun die Grauſamkeit der Soldateska ſchon aufgehört, hat erſt der gerechte Zorn und Straf Gottes angefangen, ſind mehrere Feuer aufgegangen, zugleich etliche Minen, ſo ſie gemacht haben, die haben in wenig Stunden dieſe ſchöne Stadt mit allen ihren Reichthümern in die Aſche gelegt. Was ſich nun von Menſchen in die Keller oder Böden verſteckt hatte, iſt Alles verbrannt. Ich halt', es ſeien über zwanzigtauſend Menſchen darüber gegangen, und es iſt gewiß ſeit der Zerſtörung von Jeruſalem kein gräulicheres Werk und Straf Gottes geſehen worden. Alle unſere Soldaten ſind reich geworden."

Daß dieſer entſetzliche Brand, wie jener Moskaus, die Haupthoffnung des Siegers vereitelte, einen unvergleichlichen Waffenplatz zu gewinnen, zeigt Tilly's eigene Anzeige: „es ſei Magdeburg durch göttlichen Beiſtand, in weniger Zeit, ohne ſonderbaren Verluſt erobert. Darauf aber ſich ein großes Unglück zugetragen, indem unter währendem Sturm eine große Feuersbrunſt, ſo der Feind, wegen des hin und wieder eingelegten Pulvers zu dem Intent, wie der Gefangenen Ausſage insgemein verlautet, daß den Unſrigen ſolches nicht zu guten komme, mit Fleiß ex malitia verurſacht, entſtanden, welche bei ſolchem Tumult und bei dieſer großen Hitze, keine Möglichkeit zu löſchen geweſen, alſo daß die ganze Stadt, ausgenommen des hohen Domſtifts und etlich weniger Häuſer in die Aſche gelegt worden. — Und obwohl ich mir keinen andern Gedanken gemacht, als es würde der König von Schweden dieſe

Stadt entſetzen, iſt es doch nicht beſchehen — und dem gemeinen Weſen nichts geholfen."

Die Bürger, zuletzt in der Bewachung der Stadt läſſig, thaten gleichwohl, als die letzte Stunde gekommen war, verzweifelten Widerſtand. Aus allen Fenſtern, aus allen Dächern wurde auf die Eindringenden gefeuert, mit Ziegeln und Steinen geworfen, mit ſiedendem Oel und Waſſer gegoſſen. Die Pechſpritzen trugen inſonderheit zum Ausbruche der großen Feuersbrunſt bei. Die Raſerei der ſtürmenden Wallonen und Kroaten ließ kein Gräuel unbegangen. In dieſen wenigen Blättern über Tilly's reiches Leben, ſind der Beiſpiele genug, daß auch ſeine, daß auch Maximilians altrömiſche Strenge das Uebel nie zu tilgen, kaum manchmal zu mindern vermocht. — Von jenem Aufruhr der unbezahlten Landsknechte, der ganz allein den Zug nach Rom erzwang, wo der Connetable von Bourbon ſich unter dem Stroh, der Prinz von Oranien im Miſt, Kurt Boyneburg, der kleine Heſſe, im Kamin verbarg, der ſonſt ſo geliebte Freundsberg, den eigenen Sohn und ſeinen Schwager, den Grafen Lodron vergeblich als Geißeln für die rückſtändige Löhnung bot und aus ſchmerzvoller Wuth vom Schlage berührt, durch den entſetzlichen Auftritt ſein theueres Heldenleben verlor, bis zu jener furchtbaren Empörung der ſpaniſchen Soldtruppen in den Niederlanden und namentlich in Antwerpen, ſind ſolcher Scenen viele. Sie bezeichnen den Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit und den Beginn der ſtehenden Heere, neben dem ſchrecklichſten der Schrecken, dem Religionskrieg als eine der furchtbarſten Erſcheinungen. Es konnten Mansfeld und der Herzog von Holſtein die Heidecksbaſtei und das Kreichenthor nicht eher gewinnen, bis Pappenheim in den Straßen ſich ausbreitend, die Vertheidiger im Rücken angriff. Auch noch in dieſem, in Entwurf und Ausführung gleich unübertrefflichen

Wagniß, wozu Pappenheim den greiſen Heeresfürſten genöthiget, hätten des kühnen Telamoniers Feinde aus dem 10. May lieber einen unglücklichen Tag werden ſehen*). — Tilly war beim Angriff am Kreichenthor geweſen und kam erſt ſpät in die Stadt. Einige ligiſtiſche Officiere traten vor ihn, er möge das Wüthen endigen und durch die Trommel und Trompeten die Stürmenden auf die Plätze rufen. — Finſter erwiederte Tilly von ſeinem kleinen Schimmel herunter: „Drei Stunden Plündrung iſt die kürzeſte Kriegsregel. Der Soldat will für Müh und Gefahr Etwas haben. Was würde der Pappenheim ſagen? Kommt in einer Stunde wieder. Ich will dann ſehen, was zu thun iſt." Schiller hat das freilich in ſeinem Damenkalender über den 30jährigen Krieg kürzer zuſammengefaßt: „Senget und brennet noch eine Stunde, dann will ich mich beſinnen." — Die um ſich greifenden Flammen erzeugten immer heftigern

*) Pappenheim verlangte von Tilly ſogleich ein Kriegsrecht darüber. Der alte Held ſuchte ihn zu beſänftigen. Darum ging d. d. 15. Auguſt 1631 Pappenheim an den Kaiſer ſelbſt: „Ob ich wohl den Ruhm allzeit in der that geſuchet, So ſehe ich doch, daß andere denſelbigen durch Spendiren in gazetten und falſchen Zeitungen finden: — es iſt mir und meinen redlichen tapfern Spießgeſellen bei dieſer wunderbaren Victori nicht abgegangen, als daß wir nit Ew. Kayſ. Mayt. und Dero Kayſerliches Frawenzimmer ſelber zu Zuſchauern gehabt. — Die Schuld, warumb Eur. Kayl. Maj. und des ganzen Römiſchen Reichs vnntergang und aufnamb, in die zwo ſtund beyſahmen auf einen zweiffelhaftigen Spitz geſtanden, und ich meinerſeits bei Tauſend außbündiger Soldaten eingebueſt habe, niemand zuzumeſſen, als daß wir nit wie es von S. Excell. Tilly anbefohlen und uns ſo teur verſprochen war, auf beden ſeiten zugleich und auf das gegebene warzeichen, angriffen, ſondern unß allein die Laſt uf den Hals undt zwar die Ehr, aber theuer überlaſſen worden. Dann im Sturm hab ich nicht 5 Mann verlohren, hernacher aber hat es lang hart gehalten, welches nicht geſchehen wehre, wann man uns nit ſo ſchandlich hette ſteckhen laſſen; Dieß und noch mehr bin vor Eur. Kay. May. Krieg-Rechts zu beweiſen, ehrbietig, habe auch bei S. Excell. darüber alſobalden Justitiam begehrt, aber den proces noch nicht erlangen können."

Wind. Bald war die unglückliche Stadt nur ein ungeheu=res Feuermeer. Viele Plünderer fanden keinen Ausweg mehr. Die Meiſten flohen mit Schrecken durch die engen Gaſſen aus der kochenden Gluth in ihr flammenhelles Lager hinaus. Die Brunſt dauerte noch bis gegen den andern Tag Abends. Am 13., Nachmittags trieb Tilly ſelbſt die Arbeiter an, die Straßen von Schutt, verkohlten Balken, von Trümmern aller Art und Leichnamen jedes Alters und Geſchlechts zu räumen. Am 14. Morgens hielt er ſeinen Einzug in die gräuliche Einöde. Er begnadigte und ſpeiſte gegen 3000 Menſchen, die ſich in den Dom geflüchtet und dort drei Tage und zwei Nächte in beſtändiger Todesangſt zugebracht hatten.

„Tilly ſeien auf Magdeburgs rauchenden Ruinen Thrä=nen in den Augen geſtanden," ſagt uns der ehrliche Khe=venhüller. — Tilly's edle Offenheit gegen die Anhänger des Winterkönigs in Prag, wie gegen Wallenſtein ſeinen Feind, läßt uns nicht daran zweifeln. Die heutzutage ſo beliebte Heuchelei, „die Weihe der Unkraft", war jenen ſtarken Seelen durchaus fremd. — Magdeburgs Untergang war entſetzlich, aber leider im Verlaufe des 30jährigen Krieges nur zu oft wiederholt. Hätte ſich Magdeburg 1631 eben ſo leicht wie 1806 hingegeben, Tilly hätte freilich ſchonender gehandelt. — Auch ohne Widerſtand waren die Grauſam=keiten der Schweden in Bayern von einer Art, vor der die Einbildungskraft erſchrickt. „Die ſchwediſche Marter der Schwedentrank, das Schwedenfeſt" haben ſich ſprichwörtlich verewigt. — Guſtav Adolph ſelbſt erinnerte ſich, finſteren Zornes zur Landshuter Trausnitz hinaufreitend: „heut ſei der Jahrestag von Magdeburg." — „Was Böſes ergangen, ſei nicht Landshuts Schuld," flehte der ne=ben ſeinem Roß hergehende Bürgermeiſter Spielberger, „Quicquid delirant Reges, plectuntur Achivi," er=

wiederte Guſtav Adolph. Dennoch ſchonte er der Stadt. — Sieben Tage darauf in München einziehend, die reiche Stadt in der rauhen Sandebene als einen „goldenen Sattel auf magerm Gaul" bewundernd und es beklagend, die Reſidenz mit ihren Kunſtwerken nicht auf Walzen ſetzen und nach Stockholm führen zu können, übrigens voll großmüthiger Schonung und ritterlicher Galanterie, fragte der König in der Jeſuitenkirche, mit dem Pater Rector ſich über die katholiſche Liturgie unterhaltend: „Nun wie iſt's? habt ihr denn auch für den Tilly ein Seelenamt gehalten? Wo glaubt ihr, daß der Tilly jetzt ſei?" — Der Pater Rector äußerte, „er müſſe hoffen, im Himmel," worauf der ſonſt überaus freundliche König mit dem Fuße ſtampfte, heftig ausrufend: „erat barbarus, erat tyrannus!"

In der unduldſamen Schule der Jeſuiten, in der eiſernen Waffenſchule Alba's wie ſollte ſich in Tilly nicht ſtarre Einſeitigkeit der Geſinnungen und der Willenskraft, mit den Jahren, in ſolchen Zeiten und durch langes Glück immer mehr verknöchern? — eine Einſeitigkeit, die oft zur Größe führen würde, wenn nicht die ihr als Gegengift beigemiſchte Einſeitigkeit des Urtheils immer noch mehr verdürbe, als die andere gut und feſt macht. — Auch Tilly kannte nur ein Recht, nur ein Heil, dagegen, daneben Nichts. — Jenes verhängnißvolle: „dummodo sit catholicus" Maximilians auf dem Regensburger Reichstag, das Bayern zum Spielball Oeſterreichs machte, das ihm alle Laſten und Leiden des Krieges und im Frieden die ſchnödeſte Aufopferung zuzog, war auch der Grundton unſeres Helden. — Eine Sache von Jugend an verfechtend, ihr nach der Art treuer, heißer Seelen um ſo zäher anhängend, je öfter ſie unterlegen war, ſah er in ſeinen deutſchen Gegnern nur, was er in ſeinen niederländiſchen geſehen hatte,

Abtrünnige, gegen die ihm mehr erlaubt, ja nothwendig dünkte, als gegen andere Feinde. — Das eben iſt der Fluch des Partheigeiſtes, daß er die älteſten und zärtlichſten Bande löſt, daß er alle Anſichten verwirrt, alle Abſichten nur auf den Partheizweck bezieht, Alles als willkommene Waffe ergreift und Alles für gegen ihn gerichtete Waffen anſieht, daß er ſich in Permanenz der Nothwehr und der Selbſterhaltung wähnt, in welchen bekanntlich Alles erlaubt iſt, daß ein in Kriegs- und Staatskunſt ſolcher Zeiten verlebtes halbes Jahrhundert ſelbſt edle romantiſche Seelen zum blutigſten Thun verhärten kann! In einem fernen, abgeneigten Lande, wider die allmächtige Begeiſterung für Glauben und Freiheit kämpfend, ſtritten Tilly und ſein Lehrer Alba einen ungleichen Kampf. — Wer aber Geringern oft unterliegt, der wird nur allzuoft entweder muthlos oder grauſam und ſetzt, wo er nur kann, dem Enthuſiasm den Schrecken entgegen, damit die Furcht ſo viel abtödte als der Eifer aufweckte und der Kampf hiedurch wieder gleich werde. — Dennoch hat das Schreckensſyſtem, dennoch hat der (als der ſchnellſte und ſiegreichſte) geprieſene „Krieg ohne alle Schonung" faſt immer, zumal in den Inſurrectionen, nur den entgegengeſetzten Erfolg gebracht. Die Urheber haben ſich meiſt mit dem eigenen Schwerte verwundet. — Der Schrecken reicht nur aus, wo keine wahre Begeiſterung weht, wo ſie von egoiſtiſchen Rückſichten und von angeborner Zaghaftigkeit überwogen ward, wie in Böhmen vor und nach der Prager Schlacht. — Mittelmäßige feuert der Schrecken zu Entſchlüſſen der Verzweiflung an. „Männer" (wie Hamlet dies Ehrenwort nimmt) macht man dadurch vollends unüberwindlich.

Selbſt der fürchterliche Alba (ſo ganz ein Spanier, als Brutus, Regulus und Cato Römer geweſen ſind) galt

in der Jugend für die Blume des Ritterthumes, als er nach dem glücklichen Zuge wider Suleymann in acht Tagen aus Ungarn hinweg, unaufhörlich poſtreitend, bis auf ſein Gut in Barcelona, bei ſeiner ſchönen, jungen Frau und in gleicher Schnelligkeit wieder zurück erſchien. — Anders Glaubende waren ihm blos Ungläubige (ob Mauren und Türken oder Proteſtanten? dünkte ihn völlig gleich), ſie waren ihm Abtrünnige und ein orientaliſcher Deſpotismus ſchien ihm die einzige, gottgefällige und den Menſchen heilſame Regierungsform. Dennoch waren die Könige Caſtiliens und Arragoniens vor nicht gar langer Zeit nicht mehr als die erſten Pairs geweſen und das: si non, non, war noch keineswegs veraltet, — bewaffnete Selbſthilfe, bei eidbrüchiger Verletzung der Verfaſſung zum Theile noch immer geſetzmäßig. — Binnen 6 Jahren hat Alba in den freiheitsſtolzen Niederlanden 18,000 Menſchen auf dem Blutgerüſt, 32,000 in Schlachten geopfert, 145,000 der gewerbfleißigſten und gebildetſten Einwohner vertrieben, feindlichen Nachbarn die trefflichſte Verſtärkung dadurch zugeſendet und als ein Arzt, der nur durch Gift, durch Eiſen und Feuer heilte, doch nur den Verluſt des reichſten Landes, den Verfall der ſpaniſchen Seemacht, den Verluſt wichtiger Colonien entſchieden. — Doch das Alles hätte der finſtere Sultan Philipp in Madrid verziehen, ſo wie er die Vernichtung ſeiner unüberwindlichen Armada mit türkiſchem Prädeſtinationsglauben ertrug. Aber daß Alba auf die in Antwerpen etwas voreilig errichtete Trophäe, neben Philipps Namen auch den ſeinen ſchrieb, daß ſein Sohn Friedrich einem, dem Könige gar werthen Hoffräulein etwas leichtfertig den Hof gemacht und ſie dann doch nicht geheirathet, das zog dem Sieger in ſo vielen Schlachten, dem geliebten Zögling Karls V. die lebenslängliche Verbannung nach Uzeda zu. — Als aber Portugal erobert werden ſollte

und in der Geſchwindigkeit kein ſo gefürchteter Heldenname zu finden war, rief man Alba gleich wieder aus ſeinem Exil. Freundlich wedelnd kam er, ſah und ſiegte und durfte dann — wieder auf ſein Landgut zurückkehren!! — Lange blieb er, auch verbannt, heiter, theilnehmend, in Wort und Schrift. In der letzten Zeit aber bemächtigte ſich ſeiner eine klägliche Todesfurcht und die demüthigende Erinnerung, für wen und für was er die ungeheure Blutſchuld auf ſich geladen?

Das iſt der Unterſchied zwiſchen dem Lehrer und dem Schüler, zwiſchen Alba und Tilly, daß Tilly mit ſeinen ſtrengen Grundſätzen der Politik und Religion, nie Plane des Ehrgeizes und des Eigennutzes vermiſchte. — Tilly hätte ſo wenig jemals Unwürdiges gethan, als ertragen. Er war ein deutſcher Ritter, Alba ein ſpaniſcher. — Dieſe haben mit den feenhaften Bauten und Zaubergärten und mit dem glühenden Lied, von den vertriebenen Mauren, auch eine ächt muhamedaniſche Schwelgerei des Servilismus behalten. — Ein in den Schrecken von Algier, in den Ränken Italiens, in der Meuterei des Kriegsvolks und am Tage von Mühlberg ruhmbekrönter Mann, wie Alba glaubte gar nichts mehr zu ſein, wenn Philipp einmal üble Laune gegen ihn zeigt. — Iſt das die edelſtolze Ruhe und Sicherheit, iſt das Glück, wofür Gewiſſen, Ehre und Nachruhm hingeworfen werden können?

Khevenhüller, ein redlicher Verehrer Maximilians von Bayern und (wiewohl Thurns Neffe) Ferdinands treueſter und glücklichſter Diplomat, fand den 80jährigen, auszehrenden Alba an der Bruſt einer Amme, überhaupt nach jedem Mittel und nach jeder Quackſalberei haſchend, ſeine Tage zu friſten, manchmal (in einer Antichambrereci=

dive) gute Miene zum böſen Spiele machend, inwendig aber um ſo zerriſſener von zahlreichen blutigen Schreckenserinnerungen.

Tilly, beim Lechübergange der Schweden tödtlich verwundet und mit genauer Noth vor der drohenden Gefangenſchaft nach Ingolſtadt hineingerettet, that unter unſäglichen Schmerzen, Alles zur Erhaltung des wichtigen Platzes; Officiere und Veteranen an ſeinem Sterbelager ermunternd, den Verdächtigen entfernend und um das kleinſte Geſchäft des Widerſtandes mit einer, im Scheiden erhöhten Gegenwart des Geiſtes unabläſſig beſorgt. — Nicht ſeine Habe, nicht ſein Ruhm, (die Angſt eitler Geiſter, die den Begleiter mit dem Wegweiſer verwechſeln und vergeſſen, daß kein Ruhm dauert ohne Thaten und daß keine wahre Großthat bleibe ohne den verdienten Ruhm): „Regensburg, Regensburg" war Tilly's letzte Sorge — und als der Geiſtliche das plötzliche Verändern der blaſſen Züge durch die kalte Hand des Todes gewahrend, das Kruzifix empor hielt, waren Tilly's letzte Worte: „Auf Dich o Herr! hab' ich gehofft und werde drum in Ewigkeit nicht zu Schanden werden!" (in te domine speravi, non confundar in aeternum).

Daß Guſtav Adolph nichts zu Magdeburgs Rettung gethan, wirkte ſo nachtheilig im geſammten proteſtantiſchen Deutſchland, daß er ſich in einer eigenen Schutzſchrift dagegen verwahrte. — Niemand wurde dadurch überzeugt. Er wollte nichts wagen, ehe Sachſen uud Brandenburg für ihn ſich erklärt hatten. Von Letzterem erzwang er ſich die feſten Plätze Küſtrin und Spandau. Jetzt war ſeine Baſis geſichert. Billig trug Tilly Bedenken, durch ein ausgeödetes Land auf den König zu ziehen, der ihn mit Hin- und Hermärſchen aufgehalten hatte, um Weimar und Heſſen, ebenſo für ihre Werbungen Zeit zu gewinnen, wie dem Kurfürſten

von Sachſen, daß er mit geſammter Macht im Rücken auftrete. — Tilly warnte und bat in einem fort, „ohne Verzug in Sachſen einrücken, die neugeworbenen Truppen überfallen zu dürfen. Jeder Tag Verzug bringe die höchſte Gefahr.“ In Wien rechnete man aber noch immer, unbegreiflich verblendet, auf Sachſen. Das Unglück voll zu machen, zog Tilly ſehr langſam nach Thüringen und Heſſen. Mehrere Stände entſagten den Schlüſſen des Leipziger Bundes und entwaffneten ihre neugeworbenen Truppen. Ein öſterreichiſches Corps (vom mantuaniſchen Kriege zurückkehrend, unter dem Grafen von Fürſtenberg) verſchaffte dem kaiſerlichen Mandat in Schwaben und Franken Gehorſam. Des Königs Demonſtrationen an der Elbe riefen Tilly zurück. Er nahte in Eilmärſchen, die Reiterei ſeiner Gewohnheit nach etwas weit voraus. Sie wurde von den Schweden unferne Wolmirſtädt überfallen, einige Regimenter litten harten Verluſt. — Aufgebracht nahte Tilly bis auf einen Kanonenſchuß des Königs feſtem Lager, das Unmögliche verſuchend, ihn zum Treffen zu bringen. Drückender Mangel an Lebensmitteln zwang ihn wieder zum Rückzuge. Er führte das Heer nach Sachſen. Seine Geſandten begehrten vom Kurfürſten Johann Georg, Bund und Vereinigung. Noch zauderte der Kurfürſt. Tilly wollte ihn durch Strenge entſcheiden. Merſeburg, Halle, Freiburg, Jena, Naumburg und Zeitz wurden geplündert oder gebrandſchatzt. Der Kurfürſt wendete ſich gegen Torgau. Leipzig ergab ſich nach leichter Beſchießung. Die finſterſten Ahnungen ergriffen Tilly vor dieſem Platze. — Im Hauſe des Todtengräbers war ſein Hauptquartier. Er unterſchrieb in einem mit Pyramiden von lauter Todtenſchädeln und Gebeinen verzierten Zimmer.

Endlich war Guſtav Adolph bei Wittenberg über die Elbe gegangen und hatte ſich zu Düben mit den Sachſen

vereinigt. Der lange ſchwankende Georg, über Tilly's Strenge zürnend, hatte ſich ganz in Schwedens Arme geworfen. Er hatte ſich erboten, nicht nur Wittenberg, ſondern ganz Sachſen zu öffnen, ſeine Familie und ſich ſelber als Geißeln zu überliefern, die Verräther, die es mit dem Kaiſer hielten, auszuantworten, überhaupt den letzten Heller, den letzten Blutstropfen an die gemeinſame Sache zu ſetzen. — So erboſt war der Kurfürſt, ſo groß der Jammer über den Druck der Tillyſchen, daß Johann Georg dem König auf deſſen Einwendung: „es ſtünde eine Krone und zwei Kurhüte auf dem Spiel,“ erklärte, allein mit ſeinen Sachſen zu ſchlagen, — und gerade jetzt wollte Tilly jedem Treffen ausweichen, bis er die Völker Altringers und Fuggers an ſich gezogen, die bereits Erfurt erreicht hatten. — Seit drei Monaten hatte Pappenheim es Tilly rund heraus geſagt: „er ſei bereits keiner freien Handkehrum mehr Meiſter und gezwungen, des Feindes motibus zu folgen.“ Die Schlacht war verloren, ehe ſie begonnen hatte, und doch — hätte Tilly, nur noch im Juli die Erlaubniß erhalten, in Sachſen einzurücken, war keine Schlacht von Leipzig möglich und der Ausgang der großen ſchwediſchen Diverſion höchſt problematiſch. — Mit dem Terrain beſſer vertraut, hatten der Kurfürſt von Sachſen und ſein Feldmarſchall Arnheim die Dispoſition entworfen, Guſtav denſelben blos einige Bemerkungen mit Bleiſtift beigeſetzt. Die Nacht ſelbſt vor dem wichtigen Tag, um deswillen er Leben und Krone und Ruhm über das Meer auf fremden Boden herübergewagt, brachte er in ſeinem Wagen zu, mit ſeinem Horn, Banner und Teufel alle Möglichkeiten wägend. In einem kurzen Schlummer träumte ihm, er habe heftig mit Tilly gerungen und ihn endlich zu Boden geworfen, dieſer aber ihn ſchmerzlich in die linke Bruſt gebiſſen. — Guſtav Adolph erzählte dieſen Traum und des andern Abends wußte

man ihn ſchon ſehr ſpitzfindig auf die Niederlage der Sachſen zu deuten, die den linken Flügel gebildet hatten.

Mit der erſten Morgendämmerung bewegten ſich die Schweden und die Sachſen, bei Podelwitz die Lober zu paſſiren. — Tilly ſchickte ihnen Pappenheim mit 2000 Küraſſieren entgegen, zu recognosciren und den Uebergang zu erſchweren, ohne ſich in etwas Ernſtliches einzulaſſen. Der alte Held meinte, es hänge noch von ihm ab, zu ſchlagen oder nicht? Bald kam ein Adjutant athemlos, noch 2000 Pferde verlangend, ſonſt könne ſich Pappenheim mit den erſten nicht mehr zurückziehen: — „Der Menſch bringt mich noch um Ehre und Reputation und den Kaiſer um Land und Leute," ſchrie Tilly, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend. Aber er ſchickte ſie, — nun warf ſich auf dieſe 4000 die ganze Feindesmacht. Jetzt erſt ſah Tilly, es ſei nimmer möglich, die Schlacht aufzuſchieben. Jetzt erſt ſtellte er ſein ganzes, den vereinigten Schweden und Sachſen ziemlich gleiches Heer eiligſt in eine einzige geradlinigte Fronte, ohne Reſerve, den Feind erwartend, das Geſchütz hinter ſich, gewiſſermaßen in das Gebiet ſeiner eigenen Kugeln, alſo daß eine glückliche Vorrückung ihn in ſein eigenes Feuer gebracht hätte. Nachdem die Lober überſetzt und Pappenheim auf das Hauptheer zurückgeworfen war, entfalteten Schweden und Sachſen allmählig ihre Ordnung. Die Schweden, die die Nacht hindurch auf neugepflügten Feldern geſchlafen, contraſtirten ſeltſam mit den buntgekleideten und befiederten Sachſen. Tilly's Völker trugen weiße Bänder auf Helmen und Hüten, weiße Binden auf dem rechten Arme. „Jeſus, Maria!" war ihr Feldgeſchrei. — „Gott mit uns!" riefen die Schweden. Guſtav, den eine im polniſchen Krieg erhaltene leichte Wunde hinderte den Harniſch zu tragen, war im ledernen Koller und blauen Tuchrock. Er fiel auf die Knie und ſprach ſein gewöhnli=

ches Gebet. — Dann ſprengte er vor die Fronte und ſchickte einen Trompeter mit einem Billet an Tilly, herausfordernd zur Schlacht, ein Ueberreſt altritterlicher Galanterie. Tilly antwortete augenblicklich: „es ſei ihm ſtets eine Ehre, des Königs Wünſchen entgegen zu kommen.“ So ließ er ihn auch, allzuhöflich, ſeinen Aufmarſch vollenden. — Nach zweiſtündigem unentſchiedenen Kanonenfeuer ſchwenkte der König, von Staub und Rauch beängſtigt nordwärts. Es entſtand eine Lücke. Raſch drang der tapfere Herzog von Holſtein hinein, aber wo an ſeiner Stelle Tilly's Hauptmacht, vielleicht einen glänzenden Sieg entſchieden hätte, wurde dies ſchwache Häuflein zwiſchen zwei Feuer genommen und faſt vernichtet. Dieſer zweite Unfall geſchah gerade um Mittag. Nun verließ Tilly ſeine Hügel auf der Schweden Mitte dringend, aber von der Heftigkeit des Geſchützes ablenkend, brach er in die Sachſen und zerſprengte ſie völlig. Der Kurfürſt floh mit und kam erſt in Eulenburg wieder etwas zu Athem. Sie wären auf der Flucht völlig aufgerieben worden, hätte ihnen der König nicht die Oberſten Hall und Hegborn zu Hilfe geſchickt, die Iſolanis Kroaten mit einem wohlangebrachten Kartätſchen- und Musquetenfeuer zurücktrieben.

Guſtavs Flügel hatte der Pappenheim ſieben Mal vergeblich angefallen. Da befahl Tilly auf Horns Centrum einen Angriff durch Fürſtenbergs italieniſche Reiterei und Kronenbergs deutſche Fußknechte. Noch war das Treffen nicht entſchieden, Tilly's Colonnen unbeſiegt, der Kampf auf den Flügeln matter, nach der Flucht der Sachſen ſollten ſogar ſchon Siegesboten nach München und Wien abgehen. aber nun entwickelte Guſtav all ſein Genie und die damals noch, blos in ſeinem Heere einheimiſche Ueberlegenheit des Fußvolks und des Geſchützes. Jetzt wendete er ſich raſch gegen die Hügel, auf denen Tillys Geſchütz und von denen er

durch den Angriff auf Horns Flanke zu weit entfernt war. Er beſchoß die Tillyſchen mit ihren eigenen Kanonen und es kamen Schrecken und Verwirrung in das nie beſiegte Heer. Nur vier Wallonenregimenter, die noch keinem Feinde gewichen, wollten auch jetzt noch nicht. In geſchloſſenen Gliedern Pardon weder gebend noch nehmend, unter einem ſolchen Blutbad, daß zuletzt von 5200 Mann kaum 900 mehr übrig waren, ſchlugen ſie ſich durch den Feind. Fürchterlich vor ſich hinſtarrend, die Augen voll Thränen, ſah der 72jährige Tilly das Niedermetzeln ſeiner Gefährten, die ihn in ihre Mitte genommen hatten. Er ſchien entſchloſſen, heut und hier Ruhm und Leben zu laſſen. — Schon hatte er drei Streifſchüſſe. Die Schweden ſahen und erkannten ihn gar wohl. Mehrere Waghälſe dachten den großen Tag durch die Gefangennehmung des Siegers von Prag, Wimpfen, Höchſt, Stadtloo, Minden und Lutter zu krönen, aber alle fielen ſie unter den Piken der wüthenden Wallonen. Zuletzt drang dennoch ein Cuiraſſierrittmeiſter, von ſeiner Rieſengeſtalt, „der lange Fritz" genannt, bis zu ihm, forderte ihm den Degen ab, gab dem ſich hartnäckig weigernden Greis einen heftigen Schlag mit dem Karabinerkolben in den Nacken und hätte ihn getödtet, wäre er nicht im gleichen Augenblick durch einen Piſtolenſchuß des Herzogs Rudolph von Sachſen-Lauenburg todt vom Pferde geſtürzt. Seine alten Wallonen riſſen „ihren alten Vater" mit Gewalt vom Schlachtfelde weg. Als ſie ein Wäldchen erreicht, ſtellten ſie ſich neuerdings gegen die Schweden, bis die Nacht dem Streit gebieteriſch ein Ende machte. Alles Geſchütz, das ganze Lager, gegen 100 Fahnen, 5000 Gefangene, 7000 Todte, waren der Verluſt dieſes Tages, der durch volle drei Jahre bis zur Nördlinger Schlacht das Uebergewicht in der Gegner Hände gab. — Tilly's Rettung nach Halberſtadt galt allgemein für ein Wunder und daß er

wieder: „ganz verblähter, matt und blaß, wie der Tod zu den Truppen kommen, auch die nächſten Tage ſehr übelauf geweſen, wiewohl der Schuß gar nicht gefährlich, mehr das hohe Alter, vor allen aber die Melancholie, bis der Allmächtige wieder ſeinen Segen und Revanche geben wird. Sonſt iſt das Herz bei dem Herrn Generalen allezeit groß.“ — Ueber den Verluſt des großen Tages hat er Niemanden angeklagt. Maximilian tröſtete auch ihn, (wiewohl ohne alle Täuſchung über die Größe des Unglücks) und befahl ihm zuvörderſt auf ſeine Erhaltung bedacht zu ſein. — Ohne Grund würde man die Schuld Pappenheim zuwälzen. Seine vor und nach der Schlacht eingeſendeten, vortrefflichen Memoires zeigen, wie klar er geſehen, wie er allezeit das Beſte gerathen, unbekümmert um die Regeln der Weltklugheit, wie er mit Ungeſtüm auf den Vollzug gedrungen, ſein Hab und Gut dabei zugeſetzt und auch als nichts von ſeinen Rathſchlägen befolgt wurde, mit einer Selbſtverläugnung, die die höchſte Tugend iſt, zum großen Zweck mitgearbeitet habe. — So deckte er auch bei Leipzig den Rückzug, obgleich verwundet, und ſammelte in der Nacht noch viele Verſprengte. Seltſam genug ließ Guſtav Adolph ſeinen geſchlagenen Feind aus den Augen und wendete ſich auf Würzburg. Was wäre wohl geſchehen, wenn er mit ungetheilter Macht und mit den zahlloſen böhmiſchen Flüchtlingen in ſeinem und im ſächſiſchen Heere, ſich Prags verſichert und ſtatt in Landshut und München, an den Wiener Donaubrücken erſchienen wäre?

Guſtav Adolph (ob aus Liebe des Ruhmes, ob um ſich Frankreich zu nähern) hatte Frankfurt und Mainz genommen und ging bei Oppenheim über den Rhein. Während Emiſſarien der Liga mit ihm unterhandelten und Pappenheim in ſeinem Rucken an der Weſer und Niederelbe bewunderuswerthe, aber nichts entſcheidende

Fortſchritte gemacht hatte, überfiel Tilly den Marſchall Horn bei Bamberg mit Uebermacht und Erbitterung. — Der König erzürnt, brach ſogleich jede Unterhandlung und beſchloß einen Einfall in Bayern, nahm Donauwörd, ſtand am Lech. Mit ihm waren viele deutſche Fürſten, auch der geächtete Winterkönig, Pfalzgraf Friedrich. — Tilly's Heer ſtand am rechten Lechufer zwiſchen Rain und Kloſter Thierhaupten. Die Stellung war feſt. Die Waſſer alle vom geſchmolzenen Alpenſchnee hochgeſchwollen, alle Brücken abgeworfen, alle Fährten mit Wachtpoſten beſetzt, Maximilian ſelbſt war mit allen noch diſponibeln Truppen und vielen Landfahnen von München herbeigeeilt. — Eine Schlacht wollte Tilly hier nicht wagen, wohl aber einen Theil der Schweden über den wilden Waldſtrom ſetzen laſſen, um ihn dann mit ganzer Macht aufzureiben oder in's Waſſer zu ſtürzen. — Der ſchwediſche Kriegsrath widerrieth den Uebergang. Der König zürnte: „Was? der Lech iſt ja nur ein Bach, und habt Ihr nicht Weichſel, Oder, Elbe, Mayn und Rhein, ja ſelbſt den Belt überſchritten?" Sein Scharfblick fand bald eine kleinere Lobau im Lech. Unter dem Schutz dieſer Halbinſel legte Guſtav auf überhöhendem Ufer Batterien an, und machte aus 72 Feldſtücken ein fürchterliches Feuer. Der Wind ging günſtig und trieb allen Rauch eines ungeheuern Brandes von aufgehäuftem Reisholz auf die Bayern. — Schwediſche Waghälſe ſetzten glücklich über den Fluß. Immer mehrere folgten und gruben ſich gleich am jenſeitigen Ufer ein. — Der zweite Fehler war, ſich nicht gleich im erſten Moment der Unordnung auf die erſtarrten Schweden zu werfen und ſie wieder in den Fluß hineinzudrängen, ſondern dieſen Angriff wiewohl mit unglaublichem Ungeſtüm erſt zu thun, als die Schweden bereits Colonnen formirt hatten. — Nicht umſonſt ſuchte Tilly hier den Tod, der ihn bei Leipzig geflohen. Aldringer ward am Kopf

verwundet. Die Truppen wankten. Tilly ritt hart an den Feind. Eine Falkonetkugel zerſchmetterte ihm den rechten Schenkel, hart über dem Knie. Die Wunde ward ſogleich für tödtlich erkannt und man ſorgte nur, den alten Helden nach Ingolſtadt hineinzuretten. Schmerz und Kleinmuth ergriffen die Schaaren. Selbſt der immer hochgemuthe Maximilian brach mit einbrechender Nacht das Lager ab und zog nach eben jener Feſtung. — „Wäre ich der Bayer geweſen, ſprach Guſtav, nimmer hätte ich einen Poſten, wie dieſen aufgegeben und hätte die Falkonetkugel mir ſelber Bart und Kinn weggeriſſen.“ — Augsburgs Fall war die erſte glänzende Frucht dieſes Sieges.

Von nun an führte auch der Schwedenfürſt eine viel trotzigere Sprache. Der franzöſiſche Geſandte Charmace war ſchon im letzten Herbſt bei Maximilian erſchienen und hatte ihm aufs Dringendſte vorgeſtellt: „Die Göttin des Sieges habe nun einmal bei Leipzig ſeinem Feind ſich in die Arme geworfen. Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten wohl fremde Länder erobert, aber keinen fremden Eroberer in ſeinem Schooße geduldet, ſei nun rettungslos in den ſchwediſchen Kriegswirbel hineingeriſſen. — Bayern könne des ſüdlichen Deutſchlands Schutzgott werden. Es ſolle an der Spitze der Liga bleiben und ſorgſam alle Streitkräfte beiſammenhalten. Nach der ſchweren Niederlage und in der jetzigen Erſchöpfung hartnäckig für Oeſterreich ſtreiten, heiße ſich der ſchwediſchen Uebermacht in der muthwilligſten Verblendung zur vollkommenen Beute hinwerfen. — Bayern werde ſich dabei verbluten, ohne Nutzen für die Kirche, ja vielleicht ſogar ohne Nutzen für Ferdinand! Bayerns und Südteutſchlands Neutralität decke ja auch Oeſterreich, gerade auf ſeiner ſchwächſten Seite! — Guſtav Adolph und Ferdinand möchten ihren Zwiſt gleichwohl allein mit-

einander auskämpfen. — In der Ruhe werde das ker⸗nichte Bayern bald wieder zu erhöhter Kraft geneſen. Wenn Guſtav Adolph an ſeinen Siegen ermüde und ver⸗blute, dann könne die Stunde nicht ausbleiben, in welcher Bayern ſein Schwert als Schiedrichter zwiſchen beide Theile hinſtecken und den Ausſchlag geben könne. — Die Liga ſei ja ſchon aufgelöſt, ſie ſei ohne Sammelplätze, ohne Werbungen, ohne Zuverſicht, großentheils im Bereich des Feindes, Ferdinand habe im Grunde gar keine Par⸗thei als ſeinen Hof. Der größere, der gebildete, der ge⸗werbfleißige Theil ſeiner Bevölkerung ſei ausgewandert oder nur durch Blut und Schrecken niedergehalten und gegen ihn! Solle Bayern ſich nutzlos opfern, ſoll es ſich vermeſ⸗ſen, Frankreich und Schweden und dem ganzen proteſtanti⸗ſchen Norden allein zu widerſtehen? Nur Bayerns unabhän⸗gige Stellung könne ſogar Oeſterreich retten, durch Ver⸗mittlung eines, jetzt noch vortheilhaften Friedens."

Maximilian indeſſen fragte wie gewöhnlich das jeſuiti⸗ſche comité directeur, das zu Gunſten der Höfe von Wien, Rom und Madrid, wiewohl zum größten Nachtheile Bay⸗erns, ſchon ſo viel Unbegreifliches und Unglaubliches durch⸗geſetzt hatte. — Das erinnerte an den Buchſtaben des in Regensburg, Würzburg und Mergentheim, Ferdinanden ge⸗gebenen Wortes. Es deutete auf den Gräuel, wenn in Bayern auch Proteſtantenduldung, wenn nicht gar freie Religionsübung geſtattet werden ſollte!! Davor erſchrack auch Maximilian und die ungeheuerſten Gelegenheiten für Bayern und ein wahrer Culminationspunkt deutſcher Selbſt⸗rettung und Größe wurde mit beklagens⸗ und bewunderns⸗werther Standhaftigkeit im Hochgefühle des Glaubens auf⸗geopfert. — Die bald darauf folgenden überſchwenglichen Gunſtbezeugungen für die Jeſuiten in ganz Oeſterreich, ihr Monopol des öffentlichen Unterrichts, die Vernichtung der

Hochſchulen von Wien und Prag, um in ihren dürren Händen als getrocknete Pflanzen wieder zu erſtehen, gehören weſentlich mit zur Erklärung jener Tage.

Als die Schwedenmacht ſich ſchonungslos in Blut und Flammen über das ſchöne und geduldige Bayern ergoß, ſchickte Maximilian ſelbſt blutenden Herzens den franzöſiſchen Geſandten Saint Etienne in das Königs-Lager, durch Frankreichs Vermittlung und Bund Rettung zu holen. — An Saint Etiennes Eifer fehlte es nicht. Aber Guſtav Adolph erwiederte: „Was iſt das für Lug und Trug? Hat nicht Tilly meinen leichtgläubigen Horn unter dem Schutz von Unterhandlungen in Bamberg überrumpelt. Vor 14 Tagen fingen meine Leute einen Courier, durch den der Ferdinand dem Herzog Max Hilfe verſpricht und durch wen? durch ſeinen alten Erzfeind, durch den Friedland, der jetzt wieder auftritt. — Ich kenne den Maximilian ſammt dem Pfaffenſchwarm, der ihn lenkt und leitet. Er trägt eine doppelte Kaſſake. Bald kehrt er das Rothe, bald das Blaue heraus. Nicht wahr? haereticis non est servanda fides? — Der Teufel traue Euch Katholiſchen! Ihr laßt euch gleich von allen Eiden abſolviren. — Will man einmal eine Laus loben, ſo kann man zwanzigerlei ſagen, was das für ein dem Menſchen nützliches und nothwendiges Thierchen ſei, das ihm die böſen Säfte aus dem Leibe ſauge!! In der Art möchte er auch mich loben, aber ich durchſchaue ihn und er macht mich nicht mehr irre." — Saint Etienne wollte dies widerlegen. Aber Guſtav Adolph wurde toll: „Ihr geht zu weit! Es iſt ein König, mit dem ihr redet. Vergeßt das nicht! So ein kecker Franzos iſt in Worten gar leicht und ſingt immer etliche Noten höher als genotirt! Ihr wollt euch als Vermittler aufdringen und habt nicht einmal dafür ein ſpecielles Creditiv? Der Herzog iſt

geſchlagen und will jetzt noch mit dem Schwert in der Fauſt, Gleich zu Gleichem unterhandeln! Er traut mir ein Bischen viel Geduld zu. — Ingolſtadt will ich als Unterpfand! Vermeint er mich nur hinzuhalten, bis der Friedländer kömmt, ſo ſoll mein Heer in Bayern ſo hauſen, daß er fühle, was es ſei, den Seinigen, um Fremder Willen, einen ergrimmten Feind auf den Nacken gerufen zu haben.“ — Der hochgeſinnte Maximilian verwarf ſtarken Muthes dies ſtolze Geſetz.

Tilly's letzter und größter Dienſt für Bayern war Ingolſtadts Rettung. Der Unterbefehlshaber, Obriſt Fahrnbacher hatte Frankfurt an der Oder unter verdächtigen Umſtänden verloren. Tilly zürnte ihm deshalb und warnte. — Das ſummariſche Verhör gab großen Verdacht. Fahrnbacher wurde in Ketten nach Regensburg geſchickt. Ein volles Jahr dauerte der Prozeß. Das Kriegsgericht erkannte den Tod durch's Schwert. Der Vollzug ſollte am 19. May 1633 auf dem Kornmarkte in Regensburg geſchehen. Fahrnbacher ſich immer gegenwärtig, zuckte unter dem Schwertſtreich und erhielt nur eine leichte Wunde in den Hals, die er mit dem Schnupftuch ſtopfte, ſich eilends aufrichtete und mit einem, dem nächſten Soldaten weggeriſſenen Karabiner den Nachrichter niederſchlagend, von der Bühne hinwegeilte. Alles ſchrie um Pardon. — Aber der Henker eilte ihm nach und tödtete Fahrnbacher, doch erſt nach mehreren Streichen.

Nach ſolcher Anwendung der größten innern Gefahr war in der Vertheidigung Einheit und Eifer. Die nächtlichen Stürme auf den Wall, auf das Hornwerk und auf die Brücke wurden abgeſchlagen, mit großem Verluſte. Vergebens riefen die Schweden: „das ſei ja die rechte Stunde!“ — vergebens riefen ſie nach dem „Beckiſchen Regiment.“ — Wenige Tage darauf erſchlug eine Kanonenkugel den Mark-

Digitized by Google

grafen von Baden-Durlach. Ungeduldig recognoſcirte der kurzſehende König ſelber die Außenwerke. Ein kleines Feldſtück, „die Feige" tödtete ihm unter dem Leibe den ſchönen Spiegelſchimmel, der eine Trophäe des Ingolſtädter Zeughauſes ward. Guſtav hinkte mehrere Tage von dem ſchweren Fall. Er hob die Belagerung auf und überſchwemmte das Innere Bayerns. — Der Hof floh nach Salzburg zum ſtaatsklugen Erzbiſchof Paris Lodron. Dieſer ſtets in vortrefflicher Rüſtung, war weder je der Liga beigetreten, noch nahm er je die Jeſuiten in ſein Land, ſo wenig auch das Eine und das Andere dem Papſt oder Ferdinanden und Maximilian gefiel. — Aber ſein Land von den Gräueln des Krieges verſchont, blühte wie kein anderes.

So war Tilly! — ſagen wir in ruhiger Ueberzeugung. — Wir ſagen es von ſeiner Jugend im niederländiſchen und ungariſchen Krieg. Wir ſagen es von ſeinem Uebertritt in den bayeriſchen Dienſt und von den langen Rüſtungen zum 30jährigen Krieg. Wir ſagen es von ſeinem Heldenwerk in der letzten Stunde des alten mächtigen Böhmen am weißen Berge vor Prag, in den Siegen über den Baden und über den Mansfeld und über beide Chriſtiane, den Braunſchweiger und den Dänen, im Brande Magdeburgs und beim Todtengräber zu Leipzig (dicht am Grabe, nicht ſeines Ruhmes, aber ſeines Glückes), wie auf ſeinem Sterbelager, wo in den qualvollſten Schmerzen, im Anblick des unaufhaltſamen Verderbens über Fürſten und Land, das Bewußtſein eines, in dieſer entſetzlichen Zeit unbefleckten Wandels, ihm, wie ſo oft im Leben, ſo auch über den Tod, die Palme des Sieges gab.

Heil ihm, auch darum weil er das Schmerzlichſte nimmer erlebt! — Wallenſteins Schadenfreude an Bayerns Noth, endlich ſeine allzuſpäte Hilfe und Maxi-

milians, des verehrten und geliebten Herrn unwürdige Stellung in dieſem Perſerlager, — den Winterkönig mit Guſtav Adolph in München und an der Spitze der, das ſchöne Bayern verwüſtenden Schwedenſchaaren, neben Bannier, auch einen Wittelsbacher, den Pfalzgrafen Chriſtian von Birkenfeld, Großohm jener heldenkühnen Fürſten von Zweibrücken=Kleeburg und Landsberg (Carl Guſtavs, Carls XI., Carls XII.) die als Schwedenkönige den ganzen Norden erſchütterten.

Digitized by Google

IV.

Untersberg = Sagen.

(Siehe Maßmanns Untersberg).

Ein Weihgeſchenk zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht

von

Karl Wilhelm Vogt.

1.

Im Fürſtendom' zu Mitternacht
Geſang und Orgelton
Und frommer Beter Chor erwacht
Zum Preis der Jungfrau Sohn.
An Watzmanns Fuß' zu Bartholme
Aus der Kapelle licht
Es widerſtrahlt im ſtillen See
Bis früh der Tag anbricht.
Wenn niederglänzt der Sterne Pracht
Auf Thau und Nebelflor,
Wer betet dort in öder Nacht?
Es iſt der Geiſter Chor.
Und dunkle Rieſenbilder ſeht
Ihr aus dem Berge geh'n,

9*

Ihr leuchtend Auge Flammen weht,
Gen Morgen ſtets ſie ſeh'n
Auf Häuſergiebel hingelehnt
Bis hoch ein zuckend Licht
Auf freier Bergesfirſt entbrennt,
Dann ſchwindet das Geſicht.
„Wann kommſt du Morgen, der uns ruft
Aus unſ'rer öden Nacht!
Wann rüſtet ſich das Grau'n der Gruft
Zum Roſenglüh'n der Schlacht?“

2.

Zu achtzehnhundert dreizehn
Nach unſers Herren Jahr
Im lieben deutſchen Lande
Viel Noth und Kummer war.
Ihm ſchlug gar tiefe Wunden
Des grimmen Feindes Schwert,
Rings lagen Städt' und Fluren
Verödet und verheert.
Längſt ſprach des Korſen Rotte,
Des Geißelſchwingers, Hohn
Dem alten heiligen Reiche
Der deutſchen Nation.
Da winkt der ewige Richter,
Es flammt des Auges Blitz,
Denn alle Welten beben
Und hoch des Himmels Sitz.
Des Herren Blitze ſchimmern
Von hoher Sternenpracht
Die Bergeskuppen flimmern
In Gottes Wetternacht.
In tiefer Höhle ſchlummern,
Zur Hand das treue Schwert,
Mit ihren theuern Rittern
Die Fürſten alle werth:

Karol der große Kaiſer,
Der Rothbart Friederich,
Mit Wittekind dem Sachſen
Der erſte Heinerich;
Dann der in Winfelds Haine
Die Römerfeſſeln brach,
Mit blut'gem Siegerſchwerte
Abwehrt' der Knechtſchaft Schmach. —
Nun rühret an die Wände
Der Heldengeiſter Heer,
Es hören Hirt und Bergmann
Manch' ſchaudervolle Mähr;
Nun ſind im Wetterleuchten
Die Helden all' erwacht,
Schon ziehen ſie zu Thale
Und ſchlagen ſtolz die Schlacht.
— Da ward von fremden Banden
Befreit der deutſche Rhein,
Es ſind von welſchem Odem
Die deutſchen Lüfte rein.
Wie einſt dem Volke Juda
Jehovah Hilfe ſandt',
Sandt' Er ſie jetzt dem deutſchen
Bedrängten Vaterland;
Des Richters Wage hörbar
Auf Erden hell erklang
Und blutige Spuren blieben,
Des Welterſchütt'rers Gang!
Doch ſieht in unſern Zeiten
Man keine Geiſter mehr —
Greif, Menſch! in deinen Buſen,
Dort iſt's zu kalt und leer.
Weißt du, wer in den Tagen
Der Noth und der Gefahr
Der Geiſt der rechten Hilfe,
Der Geiſt der Rettung war?
Wohl kann ich dir ihn nennen:
Es war der deutſche Sinn;
Der wohnt dem deutſchen Blute,
Dem deutſchen Herzen in.

Und ſollte er auch ſchlummern
Im tiefſten Zauberſchlaf' —
Denk', wie er einſt erwachte
Und die Tyrannen traf!
Ihr Könige und Völker!
Im Andenken ihn führt
Und bebt, wenn an die Berge
Die Hand der Geiſter rührt.

3.

(Der Birnbaum auf dem Walſer Felde).

Das heilige, das deutſche Reich
Iſt, leider Gott! verſchwunden;
Nicht wird von ihm auf weiter Erd'
Die Spur noch aufgefunden.
Wirds aber nochmals auferſteh'n
Aus engem Grabes Raume?
Wann Blüth' und Frucht den Aſt beſchwert
Am längſt verdorrten Baume*).

4.

(Der Hirte von Gredig).

„Schlaf wohl, du liebe ſüße Maid!
In Gottes Hut und Segen
Wohl führt die liebe Morgenzeit
Uns auf der Trift entgegen."

*) Der dürre Birnbaum auf dem Walſer Felde ſinnbildet die Würde und Größe der deutſchen Nation. Er ſoll (die Alpenhirten und Bergleute ſagen es) i. J. 1813 geblüht haben. „Schon mehrmals" lautet die Sage, „ward er umgehauen. Der Wille Gottes läßt ihn aber immer wieder von der Wurzel aufwachſen und nie ganz verderben!" (Grimm und Maßmann).

Der Hirte trieb die Heerde heim
Auf Gredigs ſtillen Auen,
Dann wollt' er ruh'n und träumen fein
Von Liebchens Aug', dem blauen.
Da ſpaltet ſich das Felſenthor
Am düſtern Untersberge
Und winkend tritt daraus hervor
Geſtalt von einem Zwerge.
Der Hirte folgt dem Führer klein
Mit unverzagtem Herzen
Tief durch Geklüft' und Schacht' hinein
Beim Schein von Naphtakerzen.
An Wänden glitzert das Geſtein
Mit tauſend hellen Farben,
Demanten = und Karfunkel = Schein,
Auflodern Flammengarben;
Und tiefe Todtenſtille ruht
In Berges öden Grüften,
Nur halb vernehmbar rauſcht die Fluth
Aus Felſenſpalt und Klüften.
— Jetzt öffnet ſich's dem Blicke weit
In hellem Tagesglanze:
Da ſitzt in ſeiner Herrlichkeit
Umgeben von dem Kranze
Der Könige und Fürſten ſein
Und Ritter an zehntauſend,
Bei gold'ner Ampeln Strahlenſchein',
Bei Harfenſpiel und ſchmauſend
Karol, der alte Kaiſer hehr,
Auf überwölbtem Throne;
Auf ſeinem Haupt' ruht goldesſchwer
Des Reiches heilige Krone.
Der greiſe Bart ihn weiß und klar
Umwallt in Silberwogen
Und um den Marmortiſch er war
Faſt dreimal ſchon gezogen.
Der Kaiſer blickt' den Hirten an,
Die Harfentöne ſchwiegen:
„Sprich, ob die Raben, junger Mann!
Noch um den Berg her fliegen?“

Digitized by Google

,,„Wohl fliegen Rabenſchwärme noch
Und anderes Geflügel
Um unſ'rer Berge Spitzen hoch,
Und tief um Thal und Hügel'' "
Der Hirte unbefangen ſprach
Auf die geſtellte Frage,
Da tönt' ein ſchweres, dumpfes „Ach!"
Und ſchmerzentpreßte Klage:
„Dann nahet ſie noch lange nicht
Die bang' erſehnte Stunde,
Die uns zum lieben Sonnenlicht'
Aufruft aus Berges Schlunde.
Dann feſſelt noch der Zaubertod
Uns in dem düſtern Grabe,
Noch endet nicht des Landes Noth,
Nicht kommen beſſ're Tage."
Und alſo das Geſicht entſchwand,
Urplötzlich in dem Dunkeln,
Der Hirt auf ſeinem Heimweg ſtand,
Ob ihm die Sterne funkeln.
Die Rinderheerde brüllet laut,
Von ihm zu Stall getrieben;
Er eilt nach ſeiner Hütte traut
Und träumt von ſeiner Lieben.

* * *

Vom Himmel dräuen Wetter her
Als manches Jahr verfloſſen,
Auf Erden wurde Thränen ſchwer
So vieles Blut vergoſſen.
Auf Nordens Eiſesfelder fort
Die Raben ſind geflogen,
Geruch von Kampf und Blut und Mord
Hat ſie dahin gezogen.
Der Hirte klimmt den Berg hinan
(Nun ſingt er keine Lieder)
Vom Kaiſer wollt' er Hilfe han,
Er findet ihn nicht wieder.
„Nun ſind wohl auch dem Geiſterheer'
Geſprengt die Zauberketten,

Der Heldenkaiſer wird nunmehr
Das Vaterland erretten!"
Der Hirte wirft von ſich den Stab
Und greift zur Eiſenwehre,
Er ſteigt in's flache Land hinab,
In's blutige Feld der Ehre.
Vor Leipzigs Thoren ward die Schlacht,
Die Völkerſchlacht geſchlagen,
Der Birnbaum ſteht in Blüthenpracht,
Verdorrt in grauen Tagen.

* * *

Wo ſind die Früchte jener Schlacht,
Gekämpft mit deutſchem Muthe;
Die Früchte die der Baum gebracht,
Getränkt mit Heldenblute?
Hoch um des Berges Schauerraum
Zieh'n wieder ſchwarz die Raben,
Der Reif verdarb den Blüthenbaum
Dort liegt der Hirt begraben.
„Leb' wohl du liebe ſüße Maid!
In Gottes Hut und Segen;
Einſt führt uns eine ſchön're Zeit
Auf Sternenau'n entgegen."

Geſchrieben zu Berchtesgaden im Sommer 1838.

C. W. Vogt.

Digitized by Google

V.

Das Lied von dem Sempacher Streit. 1386.

I.

Man zählte dreizehnhundert
Und ſechs und achtzig Jahr,
Als Gottes Gnadenwunder
Sich machte offenbar,
Hei, als er am Cyrillentag
Den Eidgenoſſen beiſtand
Wie ich nun ſing' und ſag'.

Ein Bauer kam gezogen
Gen Willisau geſchwinde;
Ein Bienlein kam geflogen
Und baute in die Linde,
Hei, wie es an den Herzog flog,
Als da derſelbe Herzog
Die Schweizer überzog!

Das deutet, ſprach der Bauer,
Auf fremde Gäſte heuer;
Da ſah'n die Willisauer
Ihr Schloß in hellem Feuer;

Digitized by Google

Hei, rief der Feind in Uebermuth,
Wir tödten alle Schweizer,
Das jung' und alte Blut!

Es zogen her die Schalle
Von Surſee, aus der Stadt,
Die Herren, an die alle
Der Fürſt geſchrieben hat:
Hei, koſtet's Leib und Leben,
Wir wollen ſie bezwingen
Und — ihnen Herren geben.

Sie fingen an zu ziehen
In köſtlichem Gewand,
Das Volk fing an zu fliehen,
Bis daß es Sempach fand;
Hei, was da auf den Aeckern war
Entfloh vor dieſem Herzog
Und ſeiner großen Schaar.

Den Frauen half kein Bitten
Man fing ſie auf zum Leid,
Und ſchnitt denſelben mitten
Am Gürtel ab ihr Kleid;
Hei, alſo ſchmählich ließ man ſie;
Die baten Gott im Himmel
Um Rache ſpät und früh.

Ihr niederländiſchen Herren!
Ihr zieh't in's Oberland?
Ob ihr euch dort könnt nähren,
Iſt euch noch unbekannt!
Hei, erſt ſollt ihr zur Beichte gehn,
Euch möchte wohl ein Wehe
Im Oberland geſchehn!

„Wo hat man denn den Pfaffen
Dem man ſo beichten muß?"
Zu Schwyz iſt er beſchaffen
Und gibt euch harte Buß';

Digitized by Google

Hei, der wird euch begegnen,
Mit ſcharfen Hellebarten
Wird er euch treulich ſegnen.

„Wenn wir ſo bitter büßten —
Gnad' Herr, gnad' Domine!
Wenn wir die tragen müßten,
Fürwahr, es wär' uns weh;
Hei, wem wär' es zu klagen,
Wenn wir ſo ſchwere Buße
Von Schweizern müßten tragen?"

Als man im Morgengrauen
Am Montag Mäher ſah,
Nun mähen in dem Thauen,
Wie zeitig war man da;
Hei, ſchickte man doch gleich zur Hand
Das Morgenbrot den Mähern
Vor Sempach auf das Land.

Rutſchmann von Reinach ſprengt zum Strauß
Vor Sempach an den Graben:
„Nun gebt das Morgenbrod heraus,
Die Mäher wollen's haben!
Hei, denn ſie ſind ſchon an der Maht,
Und wenn ihr nun nicht eilig
Erſcheint, ſo iſt es ſchad!"

Antwortet ihm geſchwinde
Ein Bürgersmann hierauf:
Wenn ihr um ihre Grinde
Sie ſchlagen allzuhauf,
Hei, das iſt dann ihr Morgenbrod;
Da freſſen ſich die Ritter
Und Grafen dran zu todt!

„Wann iſt denn nun das Frühſtück,
Weshalb allhier wir ſtehen?"
O laßt nur erſt die Schweizer nah
Und euch zu Leibe gehen, —

Hei, richten ſie es allerbeſt,
Daß eurer etwa Mancher
Den Löffel fallen läßt!

II.

Als ſie gar bald vernahmen
Von Sempach aus der Burg,
Wie daß die Schweizer kamen,
Eilt der von Haſenburg:
Hei, als er ſpähte in die Bahn,
Da zogen miteinander
Die Eidgenoſſen an.

Die Herren von Luzerne
Erſtarkten feſtiglich,
Und in dem Mannheitskerne
Sah keiner hinter ſich;
Hei, wie ſo hurtig wieder kam
Der liebe Haſenburger,
Der dies zu Herzen nahm.

Wie an der Lagerſperre
Er gleich zum Herzog ſprach:
Ach gnädiger Fürſt und Herre,
Gemach! nur heut gemach!
Hei dieſen Tag nur nichts gewagt!
Denn ich beſah das Völklein,
Es iſt ganz unverzagt.

Da ſprach ein Herr von Ochſenſtein:
O Haſenburg, o Haſenherz!
Da wendet Haſenburg ihm ein:
Mich ſchmerzt fürwahr dein eitler Scherz!
Hei, ſag' ich dir bei meiner Treu',
Man ſoll noch heute ſehen,
Wer von uns Zager ſei!

Digitized by Google

Aufbanden ſie die Helme
Und haben abgeſchlagen
Schuhſchnäbel, daß man hätte
Gefüllt wohl einen Wagen;
Hei, vorwärts wollt' der Adel gehn
Und ließ den Troß der Knechte
Und Knappen hinten ſtehn.

Zuſammen ſie dann ſprachen:
Soll uns das Häufelein,
Soll uns der Bauer ſchlagen,
Man ſpräche allgemein:
Hei, Bauern haben dies gethan! —
Die frommen Schweizer riefen
Gott laut indeſſen an:

Ach reicher Chriſt vom Himmel!
Durch deinen bittern Tod
Hilf heut uns armen Sündern
Aus dieſer Angſt und Noth!
Hei, lieber Gott, nun ſteh' uns bei,
Erhalte Land und Leute
In Schutz und Schirm uns frei!

Da ſie den Ruf vollbrachten
Zu Gottes Lob und Ehr
Und ſeines Leids gedachten,
Gab ihnen Gott der Herr
Hei, ſolches Herz und ſolche Kraft,
Daß ſie ſich tapfer kehrten
Gleich hin zur Ritterſchaft.

Als Uri, Unterwalden
Und Schwyz ſich ſtark benahm,
Und ihnen an der Halden
Der Löwe nun bekam:
Hei! war des Stieres rauher Schrei:
Und willſt du mit mir fechten,
So fechte nun, o Leu!

Der ſprach: Bei meinem Eide,
Du fügſt es eben recht!
Ich hab auf dieſer Haide
Noch manchen Edelknecht,
Hei, dieſer zahlt dich für das Leid,
Das du mir einſt bei Laupen
Haſt zugefügt im Streit!

Weil du in Moregarten
Mir ſchlugſt ſo manchen Mann,
So mag du nun erwarten,
Daß ich daſſelbe kann;
Hei, und ich kann's, bei meinem Eid!
Da ſprach der Stier zum Löwen:
Dein Drohen wird dir Leid!

Der Leu fing an zu ſchnaufen
Und hoch den Schweif zu tragen;
Komm, rief der Stier wir raufen,
Wir meſſen uns, wir ſchlagen!
Hei, rück' heraus, herſtreite baß,
Daß dieſe grüne Haide
Von Blut mag werden naß!

Nun fing man an zu ſchießen
Zu ihnen in den Tann,
Man griff mit langen Spießen
Die Eidgenoßen an;
Hei, dieſer Schimpf war alſo ſüß,
Daß hohe Tannenäſte
Fielen vor ihre Füß'.

Des Adels Heer war feſte,
Die Ordnung dick und breit:
Das verdroß die frommen Gäſte;
Ein Winkelried, der ſeit:
„Hei, laß Ihr es mein Weib und Kind
Entgelten und genießen
So helf ich euch geſchwind!"

Digitized by Google

„Treue, liebe Eidgenoſſen,
Mein Leben verlier' ich mit!
Sie ſind ſo hart geſchloſſen,
Daß wir ſie brechen nit!
Hei! einen Einbruch mach' ich faſt,
Wenn Ihr es mild den Meinen
Zum Wohl gereichen laßt!“

Hiemit that er befaſſen
Einen Arm voll Spieß' behend,
Macht Allen eine Gaſſen
Und macht ſich ſelbſt ein End.
Hei! das war doch ein Löwenmuth
Sein mannlichtapfer Streben
Vor vier Waldſtädten gut.

Mit Hauen und mit Stechen,
Mit muthiger Gewalt
Begannen ſie zu brechen
Des Adels Ordnung bald.
Hei! daß Ein Held den Tod gewann!
Es hätte ſonſt gekoſtet
Noch manchen Biedermann.

Die frommen Eidgenoſſen
Erſtachen Mann für Mann,
Und ſprachen unverdroſſen
Einander fröhlich an;
Hei, feindlich ſparte ſich der Stier
Und trat die Wappenthiere
Und ſtieß das Löwenthier.

Der Leu fing an zu mauen,
Zu treten hinter ſich,
Da ſtraußt der Stier die Brauen
Und gab ihm einen Stich,
Hei, daß er ging aus ſeiner Bahn
Und ließ die grüne Weide
Und ließ den grünen Plan.

Digitized by Google

Und als die Flucht ſich zeigte
Zu Roß und auch zu Fuße:
Das war ja wohl die Beichte,
Das war wohl gar die Buße?
Hei, rief der Stier zum Berg gekehrt,
Du fliehſt und biſt, o Löwe,
Mir keiner Ehre werth!

Zeuch hin, o rauher Prahler,
Ich bin bei dir geweſen;
Du haſt mich angefallen:
Ich bin vor dir geneſen;
Hei, zieh nur heim und bleibe ſchier
Bei deinen ſchönen Weibern
Und laß die Ehre hier!

Denn hier ſteht wohl ein Pranger,
Der wenig Ehre mißt,
Seit du auf dieſem Anger
So ſchnell entwichen biſt!
Hei, dieſes ſteht dir übel an,
Daß du mir abgelaſſen
So manchen ſtolzen Mann.

Der blanken Harniſchzieren
Gewann ich eine Laſt,
Sammt *fünfzehn Hauptpannieren*,
Die du verloren haſt;
Hei, löſe nun dies hohe Pfand,
Das ich dir angewonnen
Mit ritterlicher Hand! —

Zur rechten Ader ließen
Alda den fremden Herrn
Mit ihren langen Spießen
Die Feſten von Luzern:
Hei, Herren liegen viele
Zu *Königsfeld* im Kloſter
Seit dieſem Lanzenſpiele.

Digitized by Google

Auch griffen die von Schwyze
Mit manchem klugen Mann
Voll Mannheit und voll Hitze
Den Löwen kühnlich an,
Hei, weil ſie ihn bis auf den Tod
Geſchlagen, bis er hinſank
So roth, und blühendroth.

Von Uri auch der Bauer
Mit ſeinem ſchwarzen Stier
Beſtritt wie eine Mauer
Das grimmige Gelthier,
Hei, weil er jeden Helm zerſchlug
Und jeden Hochgebornen
Darunter, der ihn trug.

Auch die von Unterwalden
In ihrem Zornesmuth,
Die waren nicht zu halten
Und ſchlugen ſich gar gut;
Hei, weiſe nennt man ſie und fromm
Drum brachten ſie auf Spießen
Dem Feind ihr Gottwillkommen.

So ward der Leu von Stieren
Getrieben aus dem Korn,
Sein Dräuen und Prangieren
Ward pure Wuth und Zorn;
Hei, wie es übel ihm bekam,
Als ſeine alte Weide
Der Stier ſich wieder nahm!

Von Oeſterreich Herzog Leopold
War ſonſt in allen Dingen
Ein froher Herr, bis er unhold
Die Bauern wollte zwingen;
Hei, fürſtlich that er's wagen
Kam alſo an die Bauern,
Und wurde todtgeſchlagen.

Was half ihm ſeiner Fürſten
Und Herren Aufgebot?
Sie mußten in den Hürſten
Und Feldern in den Tod.
Hei, das ſei unverſchwiegen:
Sechshundert Helme blieben
Auf dieſer Wahlſtatt liegen.

III.

Es war ein Herr entronnen,
Das war der Herr von Gree;
Der kam zur ſelben Stunde
Gen Sempach an den See;
Hei, ſprach er da zum Hans von Roth,
Für Geld und gute Worte
Führ' uns aus dieſer Noth.

Faſt gern, rief Hans von Rothe,
Und ward des Lohnes froh,
Den er verdienen ſollte;
Fährt bis Rothwyl alſo
Hei, über See die Frechen;
Da winkt der Herr dem Knappen,
Den Schiffsmann zu erſtechen.

Der Knappe will's vollbringen;
Hans aber, der nicht dumm,
Merkt gleich es an den Dingen
Und ſchlägt ſein Schifflein um:
Hei, nehmt im Waſſer nun die Lehr',
Und einen braven Schiffsmann
Erſtecht ihr nimmermehr!

Hans Roth zieht heim und ſchmielet
Vor ſeinen lieben Herrn:
Man fängt wohl ſonſt die Fiſche
Nicht ohne Angel gern;

Digitized by Google

Hei, heute fing ich zwei zugleich;
Laßt mir nur ihre Schuppen,
Die Fiſche laß ich Euch!

Man ſchickte mit ihm Leute
Man zog ſie aus dem Grund,
Man fand gar viele Beute
In ihrem Reiſebund;
Hei, er bekam den halben Theil,
Und lobte Gott und meint,
Dies Schiffen ſei wohlfeil.

Was war in ihren Säcken?
Zwei Silberſchalen gut!
Die gab man Huns zum Beſten;
Die führt er wohlgemuth
Hei, unverzecht und unverthan,
Zum Aufbewahren gegen
Luzern in ſeinem Kahn.

IV.

Es kam ein Bote müd' und bleich
Gen Oeſterreich zu Hand:
Ach edle Frau von Oeſterreich!
Der Herr liegt auf dem Land,
Hei, weil den Unverzagen
Sammt allen ſeinen Fürſten
Die Bauern todtgeſchlagen! —

Ach reicher Chriſt im Himmel!
Was hör' ich? Große Noth!
So iſt denn nun mein lieber
Gemahl dahin und todt?
Hei, daß es ſo ergangen!
O hätt' er doch mit Edeln
Gekämpft und wär' gefangen!

Nun fahret wunderbalde
Zu dieſem großen Schaden,
Zu Sempach vor dem Walde
Den Herzog aufzuladen!
Hei, führt in's Kloſter ihn hinein,
Führt ihn nach Karigsfelden,
Da ſoll ſein Grabmahl ſein! —

Die Herren am Rheine ſagen
Als nun die Boten weinen:
Der Herzog ſei erſchlagen
In, um und auf den Seinen —
„Hei, ſetzen wir ein andres dran,
Wär' er daheim geblieben,
Ihm wär' kein Leid gethan!"

„Was braucht's, von freien Stücken
Ein Faß mit ſich zu führen,
Ein Faß mit Henkersſtricken
Und puren Galgenſchnüren?
Hei, hätt' ihm Gott den Sieg geſchenkt
Die Eidgenoſſen wären
Alsdann daran erhenkt!"

„Hätt' er nicht Unfug trieben
Und ſolchen Uebermuth,
Der Adel wäre blieben,
Wie ſonſt, bei ſeinem Gut;
Hei, zuviel war einmal zuviel,
Drum hat man auch ſo handfeſt
Geſchloſſen dieſes Spiel!"

Die Frau von Mümpelgarten
Und die von Ochſenſtein,
Die kann noch lange warten,
Ob nicht ihr Mann kommt heim;
Hei, beide ſind erſchlagen;
Das hört in ihren Landen
Man jämmerlich beklagen.

Die Bürger von Schaffhauſen
Und Winterthur ſind blaß
Und annoch voll von Grauſen,
Denn ſauer war der Spaß;
Hei, Dieſſenhofen, Frauenfeld
Ließ manchen Mann dahinten,
Auf unſerm rauhen Feld.

So ſpricht ein Bürgermeiſter
Von Freiburg aus der Stadt:
„Wie ſind von unſrer Reiſe,
Die wir geleiſtet, matt;
Hei, welche Schmach wir tragen,
Die wir auf freier Haide
Von Schweizern ſind geſchlagen!“

O hätten alle dieſe
Vom Bodenſee und Rhein
Auf einer fremden Wieſe
Das Mähen laſſen ſein!
Hei gar zu dünne Schwaden
Und gar zu wenig Futter
Sah man die Mäher laden!

Es zogen die von Koſtnitz
Desgleich voll Hoffnung dran
Und kämpften voller Vorwitz
Den alten Wiſend an;
Hei, hängt doch nun ihr Banner auch
Zu Schwyz in einer Kirche,
Nach altem Schweizerbrauch,

Auch waren an dem Tanze
Von Lenzburg die und Baden,
Die hat mit ihrem Schwanze
Die braune Kuh geladen;
Hei, mit dem Schwanze ſchlug ſie ſehr
Daß ſie nach ſolcher Beichte
Gelüſten nimmermehr.

Begrub man nicht den Frieſsbard
Mit ſeinem langen Bart,
So wie den Schenk von Bremgart
Auf eine neue Art?
Hei, beide wollten's haben,
Daß man ſie vor dem Walde
Zu Sempach eingegraben.

Die redlich fortgefochten,
Als ſchon ihr Fähndrich todt:
Die Zofinger, vermochten
Noch mehr als ihre Noth:
Hei, weil ihr Banner in der Schlacht
Ein Mann in's Maul geſchoben;
So ward es heimgebracht.

Von Rheinach die gedachten,
Mit purem Mord zu ſiegen,
Und wie ſie es vollbrachten,
Iſt annoch verſchwiegen;
Hei, ihren Meineid hat man gleich
Noch in dem Kampf denſelben
Gepredigt Streich auf Streich,

Es ſprach mit Scherz und Schelten
Die braune Kuh zum Stier:
Mich wollte heute melken
Ein Herr in dem Revier —
Hei, ſchlug ich ihm die Kübel hart
Um's Ohr und gab ihm eines,
Daß ihr ihn nun verſcharrt! —

Den hat man nicht vergeſſen,
Den hat man wohl gekannt,
Der zu Luzern geſeſſen,
Halb-Suter zubenannt:
Hei, weil er froh die Waffen nahm,
Und froh dies Lied gedichtet,
Als ob der Schlacht er kam.*)

*) Rochholz eidgenöſſiſche Liederchronik, in Oeſterreich und Tyrol viel zu wenig gekannt.

Aus dem Wald ob Sempach ſahen die Eidgenoſſen am 9ten des Heumondes eine zahlreiche herrlich berittene Reiterei, Hunderte von Grafen und Herren, die Amtleute von Oeſterreich, Urheber des Kriegs. Vor Allen glänzte Herzog Leopold ſelbſt, ſeines Alters 37 Jahre, männlich ſchön, voll Heldenfeuer, rachbegierig, durſtig zur Schlacht.

Es war der Ernte Zeit. Sein Volk mähte Korn, die Edeln ſprengten an die Mauern und höhnten die Bürger. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel abſitze und die Knappen zurückſende und zu Fuß eng zuſammentrete. Dieſem ſtarken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, die wohl vom vierten Glied hervorragen mochten, eine unburchdringliche Fronte: faſt wie König Albrecht ſein Großvater in der Schlacht am Haſenbühel gegen die bayeriſche Reiterei mit Erfolg verſuchte.

Als der Freiherr von Haſenburg warnte: „Hoffahrt ſei zu nichts gut und es wäre wohlgethan, auch die ganze Macht unter Hans von Bonſtädten heranzuziehen," wurde er als Haſenherz geſcholten und der gleichfalls warnende Hofnarr, Heini von Uri zurückgejagt und auch die Bitten, des Fürſten perſönliche Sicherheit zu behüten, damit erwiedert: „ſoll Leopold von weitem zuſchauen, wie ſeine Ritter für ihn ſterben? — Hier, mit Euch, unter Euch, will ich ſiegen oder umkommen."

Als der Adel abgeſeſſen, zogen die Eidgenoſſen aus dem Wald in das Feld hinab, in ſchmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, 400 Luzerner, 900 aus den Waldſtädten und ungefähr 100 Glärner, Zuger, Gerſauer, Entlibucher und Rotenburger: einige mit den Hellbarden ihrer Ahnen von Morgarten, Viele ſtatt des Schildes mit einem kleinen Brett am Arm, ſie fielen betend auf die Knie. Die Herren banden die Helme auf, der Herzog ſchlug Ritter. Die Sonne ſtand hoch. Der Tag war ſehr ſchwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebet, rannten durch das Feld an den Feind im vollen Lauf, mit Kriegsgeſchrei. Da wurden ſie empfangen von einer Mauer von Schilden und einem Wald von Spießen. — Das Banner von Luzern ſchien anfangs lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß, hart verwundet geſunken. Bald waren aus der kleinen Zahl, ſechzig Schweizer erſchlagen und ein Augenblick banger Unſchlüſſigkeit eingetreten. Dieſen entſchied ein Mann vom Land Unterwalden, Arnold Struthahn von Winkelried, Ritter, ſprechend: — „Ich will Euch eine Gaſſe machen. Sorget für mein Weib und Kind, treue, liebe Eidgenoſſen, gedenkt meines Geſchlechtes,“ — war an dem Feind, umſchlang mit ſeinen Armen einige Spieße, begrub dieſelben in ſeine Bruſt, und wie er denn ein ſehr großer und ſtarker Mann war, drückte er im Fallen ſie mit ſich auf den Boden. Plötzlich ſeine Kriegsgefährten über ſeinem Leichnam hin; da drangen alle Harſte der Eidgenoſſenmannſchaft mit äußerſter Gewalt feſtgeſchloſſen hinter einander an. Hinwiederum die Reihen des erſtaunten Feindes preßten ſich, ſie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harniſchen unverwundet erſtickten; indeſſen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligſt verſtärkte.

Zuerſt fiel Friedrich der Baſtard von Brandis, ein handfeſter hochtrotziger Mann, ſonſt er allein ſo gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher ſich vermeſſen, die Eidgenoſſen allein zu beſtehen; das Glück des Tages wandte ſich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da ſie dieſes bemerkten, ſaßen auf die Pferde, durch die ſchnelle Flucht ihr Leben zu retten. Indeſſen ſank in der Hand Herrn Heinrichs von Eſcheloh das Hauptbanner von Oeſterreich und fiel Herr Ulrich von Or=

tenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, ſchwang das Banner hoch empor, widerſtand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut ſchrie: „retta Oeſtreich, retta.“ — Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner aus ſeiner ſterbenden Hand; abermals erſchien daſſelbe über den Schaaren, hoch, blutroth in des Herren Hand. Aber viele umringten den Fürſten und lagen ihm für ſein Leben an. Und ſchon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, ſein Baſtard, und ſein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenſtein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Eſchenz zwiſchen ſeinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto von Pariſer, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierſtein, Graf Peter von Aarberg, und mit fünf ſeines Namens der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da ſprach Leopold, „es iſt ſo mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich ſterben,“ verbarg ſich ſeinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingeriſſen, ſuchte nur den Tod. Im Gedränge fiel er zur Erde, unfähig, ſich empor zu helfen, in der ſchweren Rüſtung. Er gab den Geiſt auf. Da erblickte ihn Walter von Freyberg und gleich darauf, Martin Malterer, der das Banner der breisgauiſchen Freyburg trug. Er warf ſich plötzlich über Leopolds Leichnam; daß er nicht von Freunden und Feinden gequetſcht, befleckt, zertreten werde. Er erwartete und fand hier gar bald den eigenen Tod: mit ihm Rudolph der Harraß von Schönau, Harniſchmeiſter des Herzogs.

Die Augen der Schaaren ſuchten den Fürſten: — vergeblich, — da wandte ſich auf einmal die ganze Macht von Oeſterreich grauenvoll auf die Flucht, ſchreiend „die

Hengſte daher.“ Da zeigte kaum der ferne Staub den Weg, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch ſie längſt mit fortgeriſſen. Erſchöpft von Durſt und Arbeit in unerträglicher Hitze, blieb ihnen nichts übrig, als ihren Herrn zu rächen und ihr Leben wenigſtens theuer zu verkaufen. Hier fand der edle Ritter von Ems, hier fand Otto Truchſeß von Waldburg den rühmlichen Tod, auf welchen hin er Isni, ſeiner Stadt im Allgau, die vollkommene Freiheit verkauft hatte. — Bei den Eidgenoſſen fielen viele tapfere Männer, Conrad Landammann von Uri, jener von Unterwalden 2c., der an vielen Wunden verblutende Schultheiß Petermann von Gundoldingem ließ ſeinen Mitbürgern ſagen: „ſie ſollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt laſſen; das rathe ihnen Gundoldingen und wünſche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Haſenburg nicht, ſein Unglück vorgeſehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochſenſtein der ſeiner Klugheit ſpottete; Siegfried vom Hauſe Erlach, dem nicht gegeben wider die Freiheit glücklich zu ſtreiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breiſach, Hatſtatt, Rattſamhauſen, drei Berenfels, Flachsland, auch welſchen Adels Monſterol, neben dem Herzog Franz von Kaſtelnau, fünfunddreißig von Vinſtgaue, Hans von Baurmarkus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gerſau ſah das Banner von Hohenzollern ſchweben, eilte und brachte dieſe glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hauſe Reinach fanden beiſammen ihren Tod, nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geſchlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden ſtiegen und ihre langen Schuhſchnäbel abſchnitten, hatte aus Lebhaftigkeit ſich

ſelbſt verwundet und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schaffhauſen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hanns von Randegk der Herzoge Vogt, von dem edeln Im Thurn, zwei von Stokar, Hanns von Fulach (ſeiner zehn Kinder ſonſt glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edeln und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Arau, unter ſieben Herr Werner von Lo, Bannermeiſter von Leuzburg; freiwillig und redlich erſtattete die Mannſchaft von Mellingen dem unglücklichen Fürſt ihren Dank und die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen geſucht: die Bürger von Bremgarten glänzten ſchrecklich von Feindesblut, ſo daß das Haus Oeſterreich den Ruhm ſolcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Niclaus Thut, unbekümmert ſeines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen ſeiner Hand anvertrauten, damit ſich keine feindliche Gemeine deſſen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwiſchen ſeinen Zähnen feſthaltend; von dem an ließen ſeine Mitbürger die Schultheißen ſchwören „der Stadtbanner von Zofingen ſo gut zu hüten wie der Schultheiß Niclaus Thut.“ Sechshundert ſechsundfunfzig war die Anzahl der erſchlagenen Grafen, Herren und Ritter, ſo daß der Glanz der fürſtlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande geſprochen wurde, „Gott ſei zu Gericht geweſen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten faſt alle Befehlshaber ſo oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oeſterreicher der Be-

gierde des Lebens; die Schweizer da ſie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Am Tage nach der Schlacht gaben die Schweizer einen Waffenſtillſtand um die Todten zu begraben. Leopold von Oeſterreich wurde mit sechszig erſchlagenen Grafen und Herren in das Kloſter Königsfelden geführt und in der marmornen Gruft beſtattet, wo ſeine Tante, die Stifterin, Königin Agnes mit andern ſeines Hauſes ruhete. Die koſtbaren Harniſche, Wämſer und Kleinodien theilten die Sieger. Des Herzogs Panzerhemd kam an den, an dieſem Tage vorzüglich ausgezeichneten Ludwig Feer von Luzern. Dort iſt auch Gundoldingen blutiges Banner. Zwanzig Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Voreltern gelegt, alle übrigen auf der Wahlſtatt in groſe Gruben; zweihundert erſchlagene Eidgenoſſen zu Luzern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterſchied ob ſie Freunde oder Feinde geweſen, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet. — „Laſſet uns eingedenk ſein, um Gottes Willen aller deren, ſo auf dieſer Wahlſtatt geblieben ſeien, ſowohl auf unſerer, als auf der Oeſterreicher Seite, deren Jahrestag und Gedächtniß heute gehalten wird.“ — Winkelried's Panzerhemd kam in das Zeughaus von Stans. Der Winkelriede, (dieſes Helden und des alten Drachentödters) Capelle ſtand auf dem Wege nach Ennetmoos, einſam und verehrt, bis im Herbſt 1798 der franzöſiſche General Schauenburg, Verwüſter von Unterwalden, die Ruhe der Helden entweihte. — Billig iſt Winkelried bis auf dieſen Tag in hohem Ruhm bei ſeinem Volk. Es iſt allgemeine Pflicht, zu zeigen, daß ein ſolcher Mann in einem Nu unſterblich wird, daß alle guten Bürger, Väter und Brüder ſeine Enkel werden, und alle rechtſchaffenen Geſchichtſchreiber, die Verkündiger ſeiner Tugend.

Nachdem die Sieger, ihrer Sitte gemäß, drei Tage

lang auf der Wahlſtatt verharret, machten ſie ſich auf. Mit fünfzehn eroberten Bannern zogen ſie in ihre Städte und Länder, ſingend ihre That.

Alſo über die Sempacher Schlacht, der Eidgenoſſen unſterblicher Geſchichtſchreiber, ein glaubenswerther Bote, Johannes Müller von Schafhauſen.

VI.

Ein alt Lied von der Schlacht zu Näfels. 1389.

Den frommen Glarnern brachte beſondere Gefahr,
Als dreizehnhundert achtzig und acht ſich ihre Schaar
Dem Orte Weſen nahte, der freundlich erſt gebürgt,
Dann aber im Verrathe ſie ſchändlich hingewürgt.

Die treulich wollten Weſen beiſpringen in der Noth,
Die ließ man nicht geneſen, die gab man in den Tod;
Es wurde, vom Gewiſſen, vom Eidſchwur unbewegt,
Der Mord mit Weſens Wiſſen zu Windeck angelegt.

Bald nach der alten Faſnacht, an einem Samſtag ſpat
War jene finſtre Mordnacht und jene ſchwarze That;
Sie konnten ſich nicht retten aus ſolcher Noth und Schmach,
Da man ſie an den Betten und in dem Schlaf erſtach.

Ein ſolcher Meineid aber hat ihnen nicht genügt,
Sie zogen an die Glarner und haben ſie bekriegt;
Denn in der Oſterwochen iſt Donnerſtags zu fruh
Ganz Oeſtreich aufgebrochen der Glarner Letze zu.

Der Glarner ließ verſperren die Schanze wohlbedacht
Und zog dem Heer der Herren entgegen raſch zur Schlacht;
Das kam daſelbſt in Schaaren zu fünfzehn Tauſend an,
Der Glarner aber waren nicht ganz dreihundert Mann.

Die Letze ward gebrochen, der Feind kam in das Land,
Manch Wackrer ward erſtochen, das that den Glarnern ahnd;
Das Völklein lag zerſtreuet und Eins dem Andern fern,
Das hat den Feind erfreuet und Muth gemacht den Herrn.

Da rief der Heerenhauptmann: „Nun greift ſie weidlich an,
Damit uns von dem Haufen nicht Eins entgehen kann!
Da rief dem Himmelsheiland der Glarnerhauptmann zu:
Nun ſchenk uns deinen Beiſtand, Herr Jeſu, hilf uns du!

Drauf ſprach der Feind mit Prangen, vergnügt durch dieſe Noth:
Heut nimmt man nichts gefangen, heut ſchlägt man al-
les todt!
Worauf mit Gram der feſte Matthis von Büelen ſprach:
Jawohl, ſo viele Gäſte ſind unſer Ungemach.

Doch hilfſt uns du, o reine Maria, keuſche Magd,
So ſind wir nicht alleine, ſo ſind wir unverzagt;
Und iſt dies Land dein eigen, ſo gib uns heute dann,
Sankt Fridolin, ein Zeichen, du treuer Lanzenmann!

So thut euch denn zuſammen, ihr frommen Glarner gut!
Schaart euch in Gottes Namen, ihr ſeid in ſeiner Hut! —
Da ſprangen ſie, da ſprangen ſie heran in übler Zeit,
Da fielen, ach, da rangen ſie im harten Widerſtreit.

Sie rückten vor und wichen und zogen Rüti zu;
Der Feind kam nachgeſchlichen und ließ nicht Raſt noch Ruh';
Da ſtellten ſich die Kleinen erneut zur Gegenwehr
Und tödteten mit Steinen gar manchen in dem Heer.

Da klirrten Bickelhauben, daß das Gebirg erſcholl,
Da ſah man Steine klauben und alle Hände voll,
Da ward der Stein ein Redner, der an zu ſauſen fing,
Bis ihnen ihr Gerede und ihr Gehör verging.

Sie baten um ihr Leben: „Nun loſet ihr im Feld!
Geſellen, hört wir geben euch Silber, Gold und Geld!"
Und Silber, Gold und Gelde, viel größer denn ein Haus,
Nichts hilft es hier im Felde; mit euch iſt's gar und aus!

Ihr Herren hochgeboren! ihr übet Raub und Brand,
Und habt doch nichts verloren in unſerm armen Land!
Der größte unſrer Schätze heißt Stich und Stoß und Streich,
So weicht denn aus der Letze, ſo geht denn hinter euch!

Nun mitten im Gefechte erſchienen wie ein Blitz
Noch dreißig gute Knechte der treuen Waldſtadt Schwyz;
Da ward den Prahlern bange, da riefen ſie, entflieht!
Und floh'n die Linth entlange hinunter an den Ried.

Zu Weſen an der Brücke harrt ihrer ſchon ein Trank,
Die Brücke brach in Stücke und mancher Herr verſank;
Und wer nicht da verſunken, wer nur das Maul geſchwänkt,
Ward in der Limmat trunken, ward in dem See ertränkt.

Da hat man von den Leuten bei dritthalbtauſend Mann
Vergraben in den Weiden, wo man die Schlacht gewann;
Ohne die, die beim Ertrinken der ſtumme See verſchloß;
Doch will es Manchem dünken, auch ihre Zahl ſei groß.

Auch ward der Mord gerochen, und jener Weſnerſchaar
Ein guter Theil erſtochen, die ſo meineidig war;
Der Himmel, den ſie baten vor dieſem übeln Gaſt,
Der hat ſie treu entladen der ſchnöden Ueberlaſt.

Eilf Hauptpaniere kamen zur Beute nach dem Strauß;
Das Frauenfelder nahmen die Schwyzer mit nach Haus;
Auch las man froher Mienen am Wahlplatz allzuhauf
Bei achtzehnhundert Schienen und guter Panzer auf.

Das danken ſie den Leuten von Schwyz, die auf dem Plan
So wacker und bei Zeiten das Beſte wohl gethan;
Dies halten ſie den Helden in ewge Zeit zu gut
Und werdens vergelten mit Leib und Gut und Blut;

Und danken in Gefahren den Rettern immerhin:
Marien und Hilaren und ihrem Fridolin.
Gott! deren heil'ge Bitte laß dir zu Herzen gehn,
Dann mag in freier Sitte das Glarner Land beſtehn

Der XXI. Jahrgang dieſes hiſtoriſchen Taſchenbuches, auf 1832, überliefert in der Ahnentafel der Stadions Folgendes über die beiden Schlachten von Näfels, 1352 und 1389, am 9. April.

Das neue habsburgiſche Kaiſerhaus war den Stadegungs, Stadions, nicht minder hold, als den Landenbergen, Walſee, Wolfenſchießen und Geßler von Bruneck. Sie und Andere deſſelben Adels ſollten das mächtige, wolkennahe Gebirg, das den Schirm und die Vogtei der neuen Fürſten von Oeſterreich zwar nicht verſchmähte, unter ihre Herrſchaft beugen, die noch kurz ehevor auf der Kyburg und auf dem alten Thurm von Habsburg wie ihres Gleichen gehauſet. Das Glarner Land reizte der Verbindung wegen nicht minder als die Waldſtädte. Die alemanniſchen Edelherren Urſo und Landulf hatten, in Chlodowigs Tagen Glaris verſchenkt an S. Fridolins Kloſter zu Sekkingen am Rhein. Die Meierei des Kloſters zu Glaris hatten ſeit Jahrhunderten die Tſchudi, deren Ahne, wahrſcheinlich einem fremden Kriegsgefangenen hohen Ranges, der letzte Carlowinge, Arnulfs Sohn, den Pfenning aus der Hand ſchlug und ihm hierdurch die Freiheit ertheilte. — Beſorgt wurden die Landleute, als nach langer Bewerbung, die Sekkinger Abtiſſin, ihres Gotteshauſes Vogtei und mit ihr den Vorwand endloſer Ausbreitung lange geſuchter Rechte endlich vollſtändig an das Haus König Rudolphs gab. — Schlau verbanden die Herzoge ihre Herrſchaft Gaſter mit der Vogtei Glaris. Allmählig kühner, weigerten ſie den Sold für den Zug gen Colmar und (was viel ärger) verweigerten die Erneuerung der alten, durch Unfall verbrannten Briefe, hoben die Landammannſchaft auf und ſtatt eines in ihrem Thal, in ſeinem hölzernen Hauſe wohnenden Landammannes, ſetzten ſie fremde Ritter, voll Ueberpracht, als Landvögte über die rieſigen Hirten und Ackersleute mit den ſchweren, ſchö-

nen Hellbarden. Die Vögte ſaßen auf der Burg Näfels, umgeben von Kriegsknechten. — Ludwig von Stadion war der erſte, auf ihn kam Herrmann von Landenberg und nach dieſem Ludwigs Sohn, Walther von Stadion, dieſes Namens der dritte, ein gerechter aber ſtrenger, finſterer Mann. — Herzog Albrecht der Weiſe ließ durch Herrn Walther die Glarner mahnen zum Aufgebote. Sie erwiederten: ihre Pflicht ſei keineswegs, Oeſterreichs Fehden mitzufechten. Sie führten blos die Kriege ihrer gnädigen Frau, der Fürſtin von Sekkingen unter dem Herzog, weil er des Kloſters Vogt ſei. — Albrecht gedachte die Glarner abzuhalten vom hilfreichen Zuzug für die alte Zürich, für die er erzürnt waffnete: Er ſendete Kriegsvolk, um alsdann von Glaris aus, zugleich in Schwyz und Uri zu bringen und die Waldſtädte zur Vertheidigung des eigenen Heerdes zurückzuhalten. Aber die Banner von Uri, Schwyz, Unterwalden und Zürich, vollbrachten mitten im Winter, blitzesſchnell die Einnahme des Glarislandes. — Walther von Stadion hatte weder genugſames Kriegsvolk um Näfels, (das neue, fremde war noch fern,) noch weniger Anhang im Volk. Ihm blieb nichts übrig, als eilige Flucht nach Weeſen im Gaſter. Aber noch mitten in dieſem Winter verſuchte der tapfere Kriegsmann, der in Gaſter, in der Mark, um Rapperswyl und aus der rhätiſchen Heimath Bundesfreunde und Reiſige in anſehnlicher Zahl geworben, Glaris durch Ueberfall zu gewinnen. — Wälder und Berge ſtarrten von Eis. Hoher Schnee lag auf allen Feldern und Wegen. Die langen Nächte verhüllten den Marſch. Der ſtrenge Ritter meinte die Bauern tief in ihren warmen Hütten, bei Weib und Kind, Kuh und Schaaf, — aber wie ſtaunte er, auf dem Rütifeld, zwiſchen Oberurannen und Näfels die Hellbarden aller wehrhaften Männer von Glaris und mancher treuen Eidgenoſſen ſich entge-

genblitzen zu ſehen?! Voll Muthes begann er ſogleich das Gefecht, ſeines Namens, ſeines Adels und ſeiner herzoglichen Herren würdig, die Glarner aber hatten hinter ſich, was allen Menſchen das Liebſte und Theuerſte iſt — und ſie ſtritten für die Freiheit. — Der Kampf währte nicht gar lange. — Walther von Stadion ließ hier den Sieg und das Leben, faſt alle ſeine Edeln mit ihm. Aus dem Städtchen Weeſen allein wurden 22 erſchlagen. Das Kriegsvolk, ohne Herrn, floh nach allen Seiten. Des Stadion Zwingburg zu Näfels wurde gebrochen und Glaris und Zug traten in den eidgenöſſiſchen Bund. (1352).

Vierunddreißig Jahre darauf (9. Juli 1386) ſtarben zwei Jungherren von Stadion bei Sempach mit dem Herzog Leopold von Oeſterreich, mit den Grafen von Fürſtenberg, Sulz, Mümpelgard, Hochberg, mit Aarberg, Thierſtein, Truchſeß von Waldburg, Ochſenſtein, Montfort und Ems, mit den Edeln Müllinen, Bonſtetten, Hallwyl, Brandis, Wähingen, Lichtenſtein, Harras, Geßler, Erlach, Rechberg, Rheinach, Flachslanden, Stocker, Imthurm und gar vieler Anderen, deren Namen weder die Königsfelder Gruft, noch das Sempacher Lied, noch die Chronik nennt. — Das große Unglück warnte „die Herren von der Pfauenfeder“ nicht einmal auf drei Jahre. Die Weeſener Mordnacht zeigte, daß die Edeln kein unedles Mittel verſchmähten. Der Haß wider ſie ſtieg ſo, daß in der ganzen Schweiz kein Pfau ſein durfte, und als einſt einem in der Schenke ruhig zechenden Eidgenoſſen das Spiel der Sonnenſtrahlen, die Farben des Pfauenſchweifes in ſein Glas gebildet, er es ergrimmt in Tauſend Stücke zerſchlug. — Am 9. April 1389 geſchah bei eben dem Näfels die Schlacht, welche Glaris wieder unter das Joch beugen ſollte. Sein Bitten um billigen Frieden fand nur Spott. — „Ihrem natürlichen Erbherrn (ſo nannte der Herr von Thor-

berg den Herzog von Oeſterreich) ſollten die Glarner leibeigen ſein, ihm die Bundesbriefe ausliefern, ihren Ungehorſam abbüßen, ſo hoch der Herzog vorſchreibt und ſo lang bis ſeine Gnade ein Ziel ſetzt. Alles deſſen ſollten ſie Geißeln ſtellen und es beſchwören." — Die Glarner fühlten, daß es Lagen gäbe, viel härter als der Tod auf dem Bette der Ehre. — Ueber ſechstauſend Mann brachen ein, plünderten, brannten, hielten ſich des Sieges gewiß, als der tapfere Mathias am Buel von der Landmark zurückweichen müſſen. Aber ſchnell wendete ſich das Blatt. Wie geſchreckt von dem Geiſt des in eben dem Paß vor 37 Jahren umgekommenen Walthers von Stadion, ſanken zwei ſeines Blutes mit den Wolfsaugen im Schild, Wolfgang und Friedrich. — Es fiel der trutzige Graf von Thierſtein. Die Landenberg, der Klingenberg, Bonſtetten, Sax, Schönlöwe, Waldkirch ließen das Leben. Die prahleriſchen Herren von Thorberg, Toggenburg, Montfort rannten, was ſie konnten, auch ohne Banner. Die Glarner verfolgten ſie mit brauſendem Siegesgeſchrei bis an die Brücke von Weeſen, welche brach, daß eine unbekannte große Zahl in den Fluthen verging. Eilf Banner und 1800 Harniſche Edler erbeuteten die Glariſen Hirten. Weeſen ſteckten die Herren ſelber in den Brand. Die nachdringenden Glarner halfen dazu, plünderten, rächten alſo die treuloſe Mordnacht. — Zwanzig Monate lagen die Erſchlagenen in großen Gruben auf den Weiden vor der Schanze. Die Verwandten baten um ſie. Die Glarner geſtatteten dem Abt von Rüti, Bilgeri von Wagenberg, deſſen Bruder einer der Todten war, gegen 600, die man noch zu erkennen glaubte, wieder auszugraben und bei ſeinem Gotteshaus in geweihter Erde zu beſtatten. — Ein Jahr nachdem die vom Uri, die Kapelle auf Tells Platte aufzurichten verfügt, befahlen die Glarner die Näfelſer Fahrt: je am erſten Donner-

ſtag im April ſollte aus jedem Haus der vornehmſte geſunde Mann nach Näfels gehen und auf alle die Pfade und Steige, auf denen ihre Voreltern am gleichen Tag ſo viele Noth und Arbeit erlitten. Alles Volk zieht auf die Stellen der eilf Angriffe. Es wird laut abgeleſen, was bei Sempach, was im Gaſter, was bei Näfels begegnet, die Namen der Helden des Tages und der Gebliebenen. — Die Weesner mußten dazu eine Geſandſchaft ſchicken.

VII.

Der Sieg auf der Malſer Haide, in Tyrol, am 21. Mai 1499.

So will ich aber künden
Und ſingen ein Gedicht
Wohl von den dreien Bünden
Und wie man ſie verficht;
Dem Etſchland iſt es wohlbekannt,
Seitdem die Krähen flogen
Dem Steinbock in ſein Land.

Der edle Steinbock aber ſprach,
Da er vernahm die Gäſte:
O Krähe, hat kein Ungemach
Geſchädigt dich im Neſte,
So thut es wahrlich nimmer gut,
Daß du mir kommſt, ich räche
Wohl deinen Uebermuth!

Da raunt' er im Geheimen:
Nun macht euch auf gar bald,
Die Schanzen auszuräumen
Vor einem grünen Wald;

Digitized by Google

Wir greifen nun die Schwaben an,
Daß manche Frau muß weinen
Um ihren todten Mann!

Um Pfingſten war's, da zogen
Die drei in's Engadein:
Herr Chriſt nun ſei gewogen,
Dann gehn wir fröhlich hin!
Schirm' uns der liebe Gottesſohn,
Schirm' uns, der ſitzt dreifaltig
Auf ſeinem Himmelsthron!

Am Montag ſind gekommen
Gen Münſter ſie in's Thal;
Der Schwabe, der's vernommen,
Der rüſtete zumal;
Er hielt in ſtarker Letze Raſt,
Sein Herr beſah die Bauern
Und ſprach: Welch kleiner Gaſt!

Wir werden ſie beſchenken,
Daß jeder unmuthsvoll
An unſre Kirchweih denken,
Und keins entrinnen ſoll!
Einſchenkt man ihnen aus dem Faß,
Ertränkt ſie all im Etſchſtrom,
Dann brauchen ſie kein Glas!

O traut nicht eurer Schanze!
Sprach Rigg von Brandis da,
Weil ich am Fasnachtstanze
Zu Sierg die Bauern ſah;
Dort kam der Schwab' ums junge Leben;
Ihr ſollt ſie nicht verachten,
Den Rath will ich euch geben!

Ich aber will nicht beiten,
Das red' ich auf mein End';
Sie ſpannten mir die Saiten,
Fiel ich in ihre Händ'.

Entflieh'n iſt morgen mein Beſcheid,
Und wer mit mir will halten,
Dem wird gewiß nicht leid! —

Die Schwaben aber nehmen
Sich vor, nicht wegzugehn:
Ob Fünfzigtauſend kämen,
Wir werden ſie beſtehn!
Es ſei von Bünden oder Schwyz,
Das hilft ihm nichts, wir geben
Um alle Welt ihm nichts!

Da hielten wackre Greiſe
Am Dienſtag Abends ſpat
Für eine Angriffsweiſe
Mit ihren Bündnern Rath;
Wir ordnen eine Hinterhut
Und einen Doppelhaufen,
Dann iſt der Anſchlag gut!

Und als es war um Mitternacht,
Wie ſchnell man weiter zog
Der eine Haufe rückt mit Macht
Auf einen Berg gar hoch,
Die Schlingen iſt der Berg genannt;
Und alſo kam man Mittags
Darauf in Feindesland.

Da ſtand die Ritterreihe
Von fünfzehntauſend Mann,
Da rief der Bund die Treue
Und Hilfe Gottes an;
Hilf heute! war ihr Ruf und Schrei,
Und ſtellten ſich und ſahen,
Wie klein ihr Häuflein ſei.

Und als der Feind geſchoſſen
Aus ſeiner Schanze viel,
Rief mancher dann verdroſſen:
Was ſtehn wir da zum Ziel?

Wir ſind viertauſend Mann doch gut,
Und mancher iſt darunter
Mit eines Löwen Muth!

Schon deckte rings die Brücken
Die böſe Krähe ab,
Bis nun zum Weiterrücken
Befehl der Hauptmann gab;
Man fiel den erſten Haufen an,
Der ſchwankte bald und hielt ſich
Nicht länger auf der Bahn.

Als dieſer war entlaufen
Erſahn die Bünde bald,
Wie gegen ſie zwei Haufen
Herzogen aus dem Wald.
Und fielen wieder unerſchreckt
Auf ſie, indeß zwei Schaaren
Sich noch im Wald verſteckt.

Noch waren ihre Reihen
Und Letzen unverletzt
Und alle die Baſteien
Mit Büchſen wohlbeſetzt;
Noch trieben ſie gar viel Gewalt:
Nun aber trieb der Steinbock
Die Krähen in den Wald.

Du magſt mir nicht entrinnen,
O Krähe, du mußt heut'
Die Noth mir abgewinnen,
Sammt allem meinem Leid;
Die bring ich ſo in Jammersnoth,
Daß dieſer Wald, der grüne,
Vor lauter Blut wird roth! —

Sie flog wohl um im Walde,
Sie ſchmudt und duckt ſich fein,
Man ruft und zupft die Alte
Auf's letzte Federlein,

Digitized by Google

Man reißt und ſchleißt aus ihrem Schwanz
Die Federn all, da machte
Sie einen krummen Tanz. —

O Krähe laß dich haſchen,
Du wirſt bis auf das Hemd
In deinem Blut gewaſchen
Und mit dem Spieß gekämmt!
Dies ſind Beweiſe aus dem Grund,
Daß du forthin die Bauern,
Erkennſt im grauen Bund.

Du haſt dich hoch vermeſſen,
Zu halten mir ein friſch-
Bereitet Abendeſſen?
Nun ſetz dich ſelbſt zu Tiſch!
Den Trank, den du mir vorkredenzt,
Den mußt du ſelber trinken,
Und wenn er dich zerſchränzt.

Man hat dir abgelaufen
Die Büchſen groß und klein,
Darf nun kein Pulver kaufen
Und keinen Büchſenſtein;
Man fand ja Alles ſchon bereit,
Und mancher gute Bündner
Schoß gleich damit zum Streit.

Wohl an die vierte Stunde
Focht, Krähe, ich mit dir;
Die Rache von dem Bunde,
Ich trage ſie an mir;
Ich bin's, der deine Schanze nahm,
Ich bin's, in deſſen Hände
Dein ſtolzes Banner kam! —

Man hat ſie todtgeſchlagen
Im Wald und auf dem Feld;
Viertauſend, hört man ſagen —
Doch die ſind ungezählt,

Die in der Etſch ertrunken ſind;
Die Zahl die Niemand zählet,
Zählt nur manch armes Kind.

Kein Haus entging den Ruthen
Des Zornes im Gefild!
In Flammen und in Gluthen
War alles Land gehüllt;
O, mich erbarmt nur manches Kind
Von denen, die in Jammer
So klein verkommen ſind!

Und weil ſie dich nicht dauern,
O Herr, der uns gequält,
So haben dich die Bauern
Mit ihrem Schwert geſtählt;
Denn wir zerbrachen deinen Sieg,
Drum laß vom Bund, o König,
Drum laß von dieſem Krieg!

Drei Bünde ſind verbunden
Wohl mit dem rauhen Stier;
Auch ſind voll Siegeswunden
Der rauhen Bären vier;
Auch hat der Steinbock manches Horn
Und manchen, der an Treue
Quillt wie ein Wieſenborn.

Der uns dies Lied erfunden
Und der es ſang zur Stund',
Iſt keinem Herrn verbunden,
Er ſitzt im grauen Bund;
Er iſt in Chur gar wohl bekannt
Uud ſucht nun ſeine Nahrung
In welſch- und deutſchem Land.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Str. 1. Dem Etſchland iſt es wohlbekannt. Die Grafſchaft Tyrol umfaßte das obere und untere Engadein und das Münſterthal. Die eben dieſen Grafen von Alters her zuſtändige Schirmvogtei des Hochſtiftes Chur gab ihnen ausgebreitete Rechte von einer Gränzmark Hohenrhätiens bis zur andern. Als auch hier der dritte und vierte Stand in gerechter Nothwehr ſich in Bünde zuſammengethan, dachte zuerſt der Elephantenbund des Adels, alsdann die Fürſten von Tyrol ſelber, die widerwärtige Vereinigung mit Gewalt zu unterdrücken. — 1467 — 1487 geſchahen die Verträge zwiſchen dem Biſchof Ortlieb von Chur, ſeinem Capitel, den hohenrhätiſchen Gemeinden und dem Erzherzog Sigmund von Tyrol. — 1477 hatte eben dieſem Erzherzog der Graf Gaudenz von Matſch und Kirchberg alle ſeine Rechte verkauft auf die Gerichte Davoß, zum Kloſter in Pretigaw, zu Lanz, zu Churwalden, daß vorder in Schanvickh zu S. Petter, vnd daß inner an der langen Wieſen, und die zwei Plezzen, mit Namen Belford vnd Straßberg, (die zum Theil den Bund der zehn Gerichte bilden). Friedrich IV. bekräftigte reichsoberhauptlich den Verkauf zu Gratz, den 27. Decbr. 1478. Der Salzmeier zu Hall, der Holzmeiſter im Innthal, nahmen aus den unermeßlichen Waldungen des Engadeins alles zum Haller Salzſud benöthigte Holz. Der Pfleger und der Hauptmann des Schloſſes Naudersberg übte bis an den Urſprung des Inn hinauf die Rechte, die den alten, 1253 erloſchenen und von den görziſchen Mainharden aufgeerbten Grafen von Tyrol, Gaugrafen von Vintſchgau und Churrhätien, Vögten von Chur und Trient, Marienberg und Münſter zugeſtanden. — Die rhätiſchen Communen klagten, ſie müßten zu Martinsbruck und an der Finſtermünz den Meranerzoll geben, die Matſch und die Schlandersberg erpreßten bei Taufers und Rotund abermal Zölle von ihnen. — Langer als das Windiſche von der Drau und Gail herauf, bis auf die Waſſerſcheide des Toblacher Feldes im Puſterthale geſprochen wurde, (das bis 1500 zur Pfalzgrafſchaft Kärnthen gehörte und erſt mit dem Tode des letzten Görzers, Leonhard, an Max I. fiel), weit länger wurde im Vintſchgau, rhätiſch oder ladiniſch geſprochen, bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zu Nanders, Glurns, Mals, Matſch, Burgeis, Marienberg, Taufers ꝛc. Noch zeigen ſich Ueberreſte des Ladin in den Ortsnamen: Monteplair, Montetſchini, Gameguir, Vallatſch, Valſurga, Tſchier ꝛc., in den onomaſtiſchen Diminutiven Florinet, Gallet, Tſchannet, — in den Maßen und Gewichten nach Schett, March, Mont, Mut ꝛc. Die Papiere der Gemeindeladen zu Graun, Matſch, Glurns waren rhätiſch, ebenſo die Statuten des Hoſpitals zu S. Valentin, in der Schneewelt der Malſer Haide, an der Quelle der Etſch, 1140 geſtiftet durch Ulrich Primele von Burgeis. Die Gleichheit der Sprachen, der Sitten, des Sinnes zog die Aufmerkſamkeit der Innsbrucker Regierung auf ſich, als der Freiheitsgeiſt und die Lehre Zwinglis ſich immermehr ausbreiteten. Eben in dieſem Schwabenkriege Max I., 1499, erfüllten jene Gleichheit und jene Einverſtändniſſe das obere Vintſchgau mit Blut und Flammen. Auch im Prettigäuer Krieg unter Leopold und Claudia und während der Ränke Rohans in Bünden, zeigte ſich dieſe Einwirkung verderblich. — Maxens ritterliches Genie gedachte dieſe Gegenden am innigſten und dauerhafteſten deutſch-tyroliſch zu machen, wenn er alle ihre Lebensintereſſen dahin richtete. Er brach eine Straße am Inn, er gedachte dieſen Fluß, gleich bei ſeinem Uebertritte

Digitized by Google

ſtoßbar zu machen, die Stromfälle an den Felsblöcken von S. Chriſtina, den Dialbach bei Landeck, die Klauſe bei Karres zu bezwingen, den furchtbaren Lawinen eine Richtung zu geben! – Vorhin beſtand nur ein elender (im März 1799 von Laudon, mit den, der Niederlage bei Taufers durch Deſſolles entronnenen Heerestrümmern wieder betretener) Saumſchlag über Langtaufers durch das Kaunierthal nach Prutz. Man würde es kaum glauben, aber die noch an vielen Häuſern, wo Aemter und Zölle geweſen, ſichtbaren Wappen der Landesherren und die von ihnen anſehnlich geſtifteten Beneficien im Kaunſerthale, beſtätigen den lebhaften Verkehr auf jener ärmlichen Communikation. — Marens Anlage öffnete den Meſſen von Botzen und Meran und jener noch rhätiſchen Gegend, die kürzeſte und beſte Route an den Bodenſee und nach Augsburg. — Maximilian ſchloß ferners, gleich dem ewigen Frieden mit der Schweiz, ſo eine Erbeinigung mit Biſchof Paul von Chur und den drei Bünden. — Es war jedoch der dritte und Zehngerichtenbund großentheils nach Tyrol unterthänig und pflichtig, während der Gotteshausbund und der obere oder graue Bund, der älteſte aus allen, ſeine Selbſtſtändigkeit weit früher durchgearbeitet und vollendet hatte. Nach dem Bündner Krieg Erzherzog Leopolds von Tyrol wurde mit ihm Biſchof Joſeph von Chur und den drei Bünden ein neuer Vertrag geſchloſſen, dd. Lindau, September 1622 und Innsbruck 8. August 1629, doch die Conflicte währten immerfort, die Erbitterung zwiſchen den Engadeinern, Prettigauern und Tyrol, trat bei jedem Anlaß hervor, bis der gänzliche Loskauf ſtatt hatte, unter Leopolds Sohn, dem Erzherzog Ferdinand Carl, zu Innsbruck am 15. Juni 1649, am 3. und 27. Juli 1652. — Noch als Graubünden im Winter 1798 – 1799, von einem öſterreichiſchen Truppencorps unter dem General Auffenberg militairiſch beſetzt, hierauf aber durch Maſſana und Lecourbe überſchwemmt war und der Zehntgerichtenbund und das obere und untere Engadein blutige Schlachtfelder und eine theure Schule des Gebirgskrieges wurden, hat jene wechſelſeitige Erbitterung ſich noch in großer Lebhaftigkeit gezeigt.

Str. 6. Nahm doch ein Dorf im Schwabenland ꝛc. Stieſſent die Landsknecht zu Schemberg ein alt Crucifix mit ihrem gottsläſterlichen Martergebet in einen Ofenhaufen, ſprechende: wir müſſen den alten Gott anders taufen, daß er uns auch helfe. Hey! er iſt ein Schwyzer worden! Anshelm II., 303. Dieſe Erkieſung und Anrufung eines Crucifixes von beſtimmter Form und Farbe warfen ſich beide Partheien, ſowohl Schwaben als Schweizer jener Zeit, gegenſeitig vor, wie aus der angeführten Strophe und aus dem Gebiete Jakob Wimphelings (abgedruckt und überſetzt im Schw. Muſ. Jahrg. 1780.) erhellt. Dieſer Wimpheling beſpricht nämlich in ſeinen Bekehrungsreden die Reimchronik Schradins, die er durchaus eine Satyre und Schmähſchrift nennt folgendermaßen: Die Schweizer ließen auch rohe Gedichte, eine Gattung deutſcher Verſe, Gemälde und Bilder, zum Spott, zur großen Schmähung und Verläumdung der Fürſten drucken, daraus Jedermann ihr ſtolzes Gemüth, ihren Trotz und ihre Nichtachtung alles menſchlichen Elendes abnehmen könnte. Unähnlich ſind den ehemaligen Schweizern jene Wütheriche, welche weder die Stimme eines Ochſen hören, noch eine Pfaufeder ſehen wollen. Keineswegs gleichen ſie dir noch Julius, noch Auguſtus, noch den Kaiſern unſerer Zeiten Friedrich und Maximilian, jene rohen Bauern, die voll rachedurſtiger Unbändigkeit ſogleich in die Waffen ſtürzen, wenn ſich etwa Einer unterſteht ein Kuhgebrüll nachzuahmen, oder wenn einer zu Scherz oder zur Freude, oder auch aus

Einfalt glänzende Federn des Junovogels auf dem Haupte trägt. Es gleicht dir nicht jener, aus eben dieſem Bunde, guter Jeſus! der vor ein Paar Tagen ſagte: Er wolle gern ſterben, wenn es ihm gelänge, alle Prieſter, die es mit dem Hauſe Oeſterreich hielten, mit eigner Hand umzubringen. Die ahmen deine Langmuth nicht nach, welche das rothe Querkreuz nicht ſehen können und die Waffen und Bildniſſe des heiligen Georg haſſen. Jener Mönch folgte nicht deinen Fußtapfen, der beim Gottesdienſt ein mit einem rothen Kreuze bezeichnetes Hoſtienkäſtchen wegſtieß, und ſo lange zu opfern zögerte, bis er ein anderes mit einem Kreuze von einer andern Farbe erhielt. —

St. 9. Der Schaner Wald liegt bei Dorfe Schan auf dem öſtlichen Rheinufer, am Wege von Vaduz und Feldkirch.

St. 11. Zugleich zu Fuſſach und zu Hard ꝛc. — Am 20. Hornung zogen 8000 Eidgenoſſen gegen das Heer der Reichsſtädte, das ſich bei Hard und St. Johann Höchſt, zwiſchen Bregenz und Fuſſach 10,000 Mann ſtark geſammelt hatte und Rheineck bedrohte. Schon nach dem fünften Schuſſe waren die feindlichen Batterien erobert, bei 8000 Mann, nach Andern, 5000 erſchlagen oder in die zu ihrem eigenen Vortheile gemachten Waſſergräben geſprengt, die bald von Leichen ſo voll wurden, daß Freundeskörper den zuletzt darüber Fliehenden zur Brücke dienten. 500 wurden in einem ſolchen Graben nebeneinander todt gefunden. Viele Schweizer hatten in dem Sumpfboden ihre Schuhe verloren und hieben nun den Getödteten die Füße ab, ſtellten ſie mit den darangefrornen Schuhen an die Wachtfeuer, bis man die aufgethauten Füße herausſchütteln und die Schuhe anziehen konnte.

Str. 11. Weswegen hab ihr uns ſo laut geſchrien! Ein ſterbender Schwabe brüllte den nachjagenden Eidgenoſſen noch wie ein Stier zu, worauf ein Schweizer herbeiläuft, ihm die Schaam ausſchneidet: — „So macht man es bei uns den böſen Rindern!“ — Ein anderer Feind, den man aus einem Verſtecke herausriß, bat kniend: „Ach ihr lieben, frommen Kuhmäuler, ſeid mir um Gotteswillen gnädig!“ Darüber noch härter angelaſſen, betheuerte er, die Eidgenoſſen noch niemals anders benennen gehört zu haben.

Str. 13. Zu Siebentauſend Fünf Schiffe ꝛc. Im Liede bei Anshelm nur Fünftauſend und drei Schiffe.

Str. 14. O Hegau ꝛc. — Bern, Freiberg und Solothurn vereinigten ſich, auf Anrufen der beängſtigten Städte Schaffhauſen, Stein und Dieſſenhofen, mit den Zürcher Truppen zu einem Streifzug ins Hegau, wobei ſie, 12,000 Mann ſtark, innerhalb 8 Tagen zwanzig Dörfer, Burgſtälle und Schlöſſer ausplünderten und beſonders jene Gebäude niederbrannten, welche mit Spottgedichten und unzüchtigen Gemälden bedeckt waren, die den Schweizern galten. Dies ſind die böſen Worte der nächſtfolgenden Strophe. „Blos in der einzigen Veſte Honburg fand man an die 10,000 Goldgulden, welche der Schloßherr aus den geraubten Gütern vieler Menſchen geſammelt. Denn wo immer etwas geſtohlen wurde, trug man es nach dem Hegau, als der Freiſtätte aller Diebe und Straßenrauber.“ Bilibald Pirkheimer.

Str. 16. Zu Ermattingen, einem Markte am Zell-See nahe bei Reichenau. Hier hatte ſich der Zürcher Hauptmann Bluntſchli überfallen laſſen; er mit 70 der Seinigen wurden im Schlafe erſchlagen, andere, die in einen feſten Thurm flüchteten, darin untergraben und in die Luft geſprengt. Die Eidgenoſſen im Schwaderloche rüſteten ſich, die beiden bei dieſem Unfall verlorenen Feldſchlangen, ihr einziges Feldgeſchütz, wieder zu gewinnen. Sie brachen los, ſiegten, erſchlugen aber

nur 1300, da man mit 1500 Mann ohne einen Reiter und ohne eine einzige Kanone dieſen Sieg erfechten mußte. Doch ertranken viele ungezählte Feinde.

St. 18. Zu Thiengen. Auf einem zweiten Zug ins Hegau belagerten die Eidgenoſſen das am Eingang in den Schwarzwald gelegene Städtchen Thiengen. Der gefürchtete Dietrich von Blumeneck ſollte es vertheidigen; entrann aber. Die Stadt ergab ſich, Bürger und Beſatzung wurde im Hemde ausgetrieben, die Gebäude verzehrte plötzlich um ſich greifende Feuersbrunſt. Ein Jude, der während der Belagerung den Freiburgiſchen Büchſenmeiſter erſchoſſen hatte, wurde von den Schweizern vierundzwanzig Stunden an den Beinen aufgehängt und, nachdem er ſich taufen ließ, aus Gnade — geköpft.

St. 19. Wallgau, du hielteſt auch dich ſchlecht. Wallgau mußte den Eidgenoſſen ſchwören, fiel aber, ſobald ſich die Sieger entfernt hatten, wieder von ihnen ab und verſtärkte die kaiſerlichen Truppen zu Feldkirch.

Str. 20. Vor Fraſtenz an dem Lanzengaſt. Auf die Siegeskunde vom Schwaderloch entſchleden ſich die Haufen am Oberrhein, ſogleich den Feind in ſeiner Stellung bei Fraſtenz anzugreifen. Die Kaiſerlichen hatten ſich daſelbſt bis auf 14,000 Mann verſtärkt; 3000 Schützen ſtanden oben am Lanzengaſt, 15,000 Erzknappen im Hinterhalte. Letztere, lauter freiwillige Bergleute aus dem Etſchlande, die man den ſtählernen Haufen nannte, hatten ſich öfters auf den Tod ihrer Feinde zugetrunken. Der edle Heinrich von Wolleb aus dem Urſerethale beſtieg mit 2000 Schweizern den Lanzengaſt, während der Gewalthaufe auf die feindliche Schanze losging und die Bündner in der Nachhut blieben. Wolleb warf die Schützen vom Gipfel des Berges, traf auf den ſtählernen Haufen, trieb dieſen in die Spieße des eben abmarſchierenden Gewalthaufens der Schweizer, ſo daß alle Bergleute bis auf 200 erſchlagen waren, bevor die Eidgenoſſen noch einen Mann verloren hatten. Jetzt vereinigten ſich die Heerhaufen der Letzteren, zogen dem Feinde zu, und die Schlacht begann. 600 Hacken- und Tarrasbüchſen auf der einen Seite, und zugleich Schlangen und Halbſchlangen in der Fronte entluden ſich plötzlich, aber nicht einer der auf den Knieen liegenden Schweizer nahm Schaden. Auch die andere feindliche Flanke entlud nun ihr Geſchütz, und der muthig anfrecht ſtehende Wolleb fiel. Nach Willibald Pirkheimer wäre er, wie ein anderer Winkelried, eine Reihe feindlicher Spieße emporhebend, von Wunden durchbohrt aber den Sieg der Seinigen entſcheidend gefallen. Aber jetzt wüthete auch der Tod in den feindlichen Reihen. Vermuthungen laſſen 3000 Kaiſerliche in der Schlacht, Hunderte in der Jll umkommen, über welches ungeſtüme Wald-Waſſer der Reſt des geſchlagenen Heeres die Flucht nahm. 500 Feuergewehre, 5 Kanonen und viele Munition fanden ſich erbeutet; nur 11 Mann hatten die Sieger eingebüßt. So viel iſt gewiß, bemerkt Pirkheimer, daß des Heeres Blüthe hier unter dem Schwerte ſank.

Str. 21. Sie ſprachen wie zu Haus beim Wein. Das Zutrinken war damals der Schweizern zwar nicht mehr fremde, doch immer noch verächtliche Sitte. Anshelm II, 123 giebt ein Verbot vom Jahre 1492, welches das ſäuiſch, niederländiſch, landsknechtiſch Zutrinken mit einem Pfund Pfenning beſtraft. Denn, ſetzt Anshelm bei, Gott wollte noch nicht, daß es ſo ergehe, wie bei denen, ſo man nennt die vollen Deutſchen

Str. 21. Trotz ihrer ſchlechten Degen. Der Schweizer Degen galt nur für einen etwas langen Dolch, weshalb man ſpäter die großen

Kreuzſchwerter, Schaffelin, Schuffelin, auch Tſchäffelin genannt, wiederholt und (nach Anshelm) ſchon 1484 verbot. Die Luzerner Tagsatzung 1499 beantragt: Uf diſem Tag iſt ech angeſechen, daß jedes Ort by den ſinen verſchaffen ſoll, daß man die Krüzdegen ganz abtun, und zum Spießen ein Schwert oder Mordäxli ze tragen, desgleichen zen Hellbarten ouch; ꝛc. (Schw. Geſchf. V.). Und der Berner Rath ſchreibt zur ſelben Zeit an Stadt und Land: Wir wellen fürer dieſelben Krüzdegen in Kriegszügen nit geſtatten. (Schw. Geſchf. VIII, 245.)

Str. 23. An einem Samſtag war es ꝛc. Zu Feldkirch erfuhr man den Ausgang der Schlacht noch vor der Ankunft der Flüchtlinge, durch herangeſchwemmte Leichen. Die Wallgauer ſandten Prieſter, Weiber und Kinder den Eidgenoſſen entgegen, fußfällig flehend, man möchte ſich mit einer Brandſchatzung begnüzen, und erlegten 8000 fl. Als kurz hernach ein Schwabe einen Schweizer ſpöttisch fragte: Was thut jetzt euer Heini Wolleb? — erwiederte der Befragte: Er ſpielt mit eurem Burkhard von Randeck im Brette! (Ueber Randeck ſ. die Note zur Strophe 32 des erſten Dornecker Liedes).

Str. 27. Dies that dein Kammerreichsgericht. In der Uebertragung erlaubte man ſich dieſe ungangbare Wortfügung für das unmetriſche und unverſtändliche Cademgericht des Originals. — Maximilian ſetzte dieſes Gericht 1495 an die Stelle des ehemaligen Hofgerichtes, welches den hin- und herreiſenden Kaiſern zu großer Beſchwerde ſtreitender Parteien nachzuziehen pflegte. — Der Biſchof von Mainz, Reichskanzler und Erzbiſchof der Schweiz, hatte am Tage zu Lindau 1496 im Wortwechſel den eidgenöſſiſchen Abgeſandten geſagt: Schicket euch in die Sachen, denn der Weg iſt gefunden, euch einen Herrn zu geben, und das werde ich mit der Feder in der Hand zuwege bringen! — worauf der Zürcher Stadtſchreiber Ammann erwiedert haben ſoll: Das gnädiger Herr, iſt vormals anderen mißlungen, die es mit Hellebarden verſucht hend, welche mehr zu fürchten ſind, denn Gänſefedern. Nach Anshelm II, 311.

Str. 31. Siebentauſend. Höchſtens über 3000 Feinde fielen bei Dorneck. Derlei Siegesproklamationen und poetiſche Zahlungen haben von jeher eine beſtimmte Angabe von Seite des Geſchichtſchreibers über Gewinn und Verluſt in Schlachten, zur bloßen arithmetiſchen Möglichkeit gemacht.

St. 32. Denn alles that ein falſcher Brief ꝛc. Auch Schradins Reimchronik ſpricht ſich bei dieſer Gelegenheit darüber aus: —

ein heimlicher brieff hat ſy betrogen
vßgangen von einer perſon pfefferhans ꝛc.

Dieſer Pfefferhans, oder wie er wirklich hieß, Hans Imer von Gilgenberg, entſetzter Basler Bürgermeiſter, ſchrieb dem kaiſerlichen Feldherrn aus ſeiner Haft, in der ihn die Soloturner, wegen Einverſtändniſſes mit dem Feinde, hielten: die Solothurner ſind in Anzug und übernachten in Breßwyl. Verbrennt dieſe Zeilen; ich bin gefangen, aber doch im Stande zu Gunſten des Kaiſers etwas auszurichten. Ich erwarte eure Antwort mit der Bangigkeit einer Seele in der Vorhölle. — Er wußte endlich nach Enſisheim zu entfliehen und wurde öſterreichiſcher Regierungsrath im Elſaß.

Str. 35. Und das ſind Eidgenoſſen! Dieſer Strophe zufolge hätte Jakob Wimpfeling doch nicht Unrecht gehabt, wenn er in ſeinen Betehrungsreden behauptet, der Schweizer Geſetze heißen: Nolumus, Volumus, Oportet!

Das vorſtehende Lied mag lange Zeit eines der vielgeſungenſten

geweſen ſein; die häufigen Varianten beweiſen dieſes und die andern Liedern unzähligemale beigefügte Singweiſe: Im Ton, wiewohl ich bin ein alter Greis. Unſer Text iſt aus folgenden Manuſcripten und Drucken ergänzt und berichtigt: Tſchudis chronik contin. I. 619 gibt es mit 51 Strophen; Ludwig Sterner mit 45, obgleich der Anfang des Liedes in dieſer H. S. weggeriſſen iſt; Johann Martin Uſteri's handſchriftliche Sammlung daſſelbe mit 41 Strophen; Anshelm mit 40; Werner Steiner'ß Manuſcript daſſelbe nur mit 27. Als fliegendes Blatt erſchien es zu Zürch bei Rudolph Wyſſenbach mit 34 Str. und dem Titel:

Ein nüw Lied, der alte Gryß genannt,
Gar mengem Kriegsmann wohlbekannt ꝛc.

Ferner: bei Siegfried Apiario zu Bern 1564 in 8. gedr.: Ein Lied von Peter Müller von Rapperſchwyl, zu Luzern. Der neue Abdruck in Münchs Aletheia, S. 135, ſchwankt in ſtrophiſcher Ordnung. Anshelms Berner Chronik, ed. Wyß und Stierlein, III, 59. gibt das Lied unter dem Titel: Ein Lied in einer Summ erzählten Krieg begryfend — und mit der werthvollen Bemerkung: Nun zu einer Summ erzählts Kriegs iſt dies hiefolgend Lied gedichtet, auch deßhalb hie nit ungebührlich ufzeſchryben, daß die alten Tütſchen jewelt har, als ruch unzwangbar Lüt, nüt oder faſt wenig uf Schryben geacht, ſunder ihre fürnehmſte Geſchichten in Rymen verfaßt, zu Vorbild loblicher Gedächtnuß hand laſſen ſprechen und ſind ſingen.

Die übrige ſchweizeriſche Literatur über den Schwabenkrieg beſteht in folgendem:

Ein großes Lied auf den Schwabenkrieg von 1499 — in Chronica von Mengerlei Geſchichten in vill landen und namlich zu Winthur von Laurentius Boßhart 1529. Mſcr. bei Landvogt Zoller von Egliſſau zu Zürch. Hall. Bibl. V. — „Kronigk des kriegs gegen den allerdurchlüchtigſten Herrn Romiſchen konig als ertzherzogen zu Oſterich vnd dem ſchwebyſchen pundt, dero ſich das heilig romiſch rich angenommen hat eins theilß; vnd ſtett vnd lender gemeiner eidgenoſſenſchaft des andern.“ gedruckt vnd vollendet Inn der Loblichen ſtatt Surſe Im Ergow vff zinstag vor ſant Anthengen tag. Im 1500 Jar. (mit vielen Holzſchnitten) von niclas ſchradin. ſchriber zu Luzern der eidgenoſſenſchafft zu gefallen willig vnd gern Geſchenkt zu einem gutten jar ꝛc.

Dies iſt die von dem Unterſtaats-Schreiber Schradin verfaßte Reimchronik in 4. 111 S. ſtark; handſchriftl. zu St. Gallen und Zürch. Schradin iſt der erſte von allen Schweizer-Geſchichtsſchreibern, deſſen Arbeit gedruckt wurde. Auch 1515 ſoll eine Ausgabe davon zu Surſee erſchienen ſein. Hall. Bibl. V. Nr. 313. Leu Lex. — In Ludw. Sterners H. S., laut dem Schluſſe dieſer Reimchronik beendet 1501, findet ſich ein gegen 300 Folioſeiten füllendes Gedicht, den ganzen Schwabenkrieg in Geſprächen zwiſchen dem Verfaſſer und einem Waldbruder abhandelnd. — Ein 23 Str. langes Lied der Landsknechte, aus Anlaß eines mißgebornen Ferkels von greulicher Geſtalt, gedichtet; gänzlich werthlos. — Ein ſchön Danklied vmb die Freyheit, ſo Gott ꝛc im Schwabenkrieg wunderbar erhalten. Durch Conrad Bül; im Ton, Wilhelmus von Naſſaw; gedr. 1617. werthlos. — Haller Bibl. T. V. Nr. 760. — Das Lied von Landsknechten, gemacht zu Eßlingen alß der Schwäbisch Bund do Tag hielt, wieder und noch ein Farth an die Eidgenoſſen zu ziehen; in der Reimchronik des Ludwig Sterner, 20 gehaltloſe Strophen. Schlußſtrophe:

Der uns das Liedlein nüwes ſang,
Matthyas Schantz iſt er's genannt;
Er hats ſo früh geſungen;
Er hat gedichte früh und ſpat,
Bis er das Lied gemachet hat,
Zu Eßlingen iſt's erklungen.

Der Schweizer und der Schwabe in Anrede und Gegenrede; ein Spruch zu zwei Holzſchnitten (Schweizer und Schwabe) in Fol., gezeichnet von Haus Rud. Manuel; der Schweizer von T. W. (Thüring Walther), der Schwabe von R. W. geſchnitten; beides 1547 herausgegeben. Das Spruchgedicht, den Schwabenkrieg in gewöhnlichen Verſen behandelnd, iſt copiert in Wyß Sammlung VIII. 55. — Ein Gedicht von Hieronimus Emſer in deutſchen und latein. Verſen, worin er den Untergang der Schweiz durch franzöſiſche Waffen ſo prophezeit:

— Tempus adest, quo tu, dum speras aurea dona,
Liligeri fugies ferrea tela ducis! i. e.
Es wirt kumen ain kurze Zit,
Das die Ilg, ſo jetzt vil Kronen git,
Dich mit Spießen, Waffen, Yſen
Wirt jagen ſchlagen und zerryſen.

VIII.

Relation.

Der frantz. auff St. Bartholomäi Tag vorgegangen erſchröcklichen Execution über die Hugennotten. 1572.

Nachdem der Admiral, Coligny Kön. Mat. auß Frankreich in das Balſpiel begleitete, vnd furter den weg nach ſeinem logament genomen, hat einer, ſo ſich des örts, da der Admiral furüber zu gehen pflegte, mit einem langen röhr, etliche tag zuvor heimlich verhalten, ime den Admiral, welcher im gehen Brief verleſen, durch die rechte Handt beim Zeig finger vnd linken Arm mit dreien meßing kugelen geſchoßen, darauff gleichpaldt dem thäter durch verordnete Poſt in allen ſträßen nachgeeildt, aber nit betreten werden könden, dweil er (wie das geſchrey gehet) nach volleprachter thät, ein Fuß wegs nit vor die ſtat komen. Alß nun ſolchs die Kön. Mat. verſtändigt worden, hat man allerhandt zuſamen lauffen, vnd heimliche reden, mit der negſtſten Blutzuerwanſchafft, brüdern vnd mütter gehalten. Intzwiſchen aber der König von Nauarra, (Heinrich IV.) ſampt dem Prinzen von Conde, den Admiral beſucht, vnd deſſen

zugeſtanden vnglück beclagt, alda ſie dan auch zu morgen geßen, darnach wiederumb zu Kön. Mat. gegangen, bey welchem ſie ſich gleichmäßig des vnfals beclagt. Vnd iſt ire Mat. ſampt dero fraw mütter, deßgleichen zweien brüdern vnd ſchweſtern der Königin von Nauarra, neben ihrem Herrn gemahel, vnd dem Printzen von Conde, auch den Cardinäl von Burbon, Hertzogen von Bullion, Grandt Prior von Frankreich, Marſchalcken die Caßr (?) mit ſtatlichem guardie becleittet, in des Admirals loſument, ime ſein vnfal zu beclagen komen, irer Mat. ſei dießer vnuerſehenlicher vnfall leidt, vnd ſolte ſich der Admiral deßen verſehen, wo einicher furhanden, ſo ime auf den Füß trette, wolle er denſelben auf die verſen tretten. Wie er dan ſolche Wunden, alß wie an ſeinem Leib beſchehen, nit weniger ſchmertzlich befunden.

Darauf der Admiral, ſeinem geprauch nach, geantwortet, er ſtelle ſolches Gotlicher almacht forderſt, vnd dan J. Mat. heim, vngezweiuelter zuuerſicht, ſie würden eß, nachdem es inen beleiden ſolte, pleiben läßen, vnd ſeindt damit die Furſten, ſo damahlß zugegen, alß ſie ime allen glücklichen zuſtandt gewunſcht, von einandern geſcheiden. Der Admiral aber intzwiſchen durch des von Nauarra Schweitzeren in loſament, vnd mit des Königs Frantzöſiſcher Quardie außerhalb zum fleißigſten verwachtet worden, alle beforliche vnrühe deſto füglicher im nöthfall abzuwenden.

Des andern tags gegen den abendt, iſt ihre Mat. willens geweſen, ime den Admiral von newen zu beſuchen, nicht weiß man auß weßen vrſachen, vnuolzogen hinterplieben, gleichwoll durch J. Mat. leibartzt (welcher auch ein Hugenott) viele geſvndtheit ime ime zuentpitten.

Den 23ſten vor dem nachteßen, hatt des König mit ſeinem elteſten brüder, vnd dem von Nauarra ſich im Balſpiel recreirt, Folgentz ſpädt in der nacht, läßet der König durch ſeiner edelleut einer denen von Nauarra, eintzig mit dreyen

benennten perſonen in ſein gemach berüffen, Alß nun des Königs von Nauarra adelßperſonen J. Mat. becleitten wolten, iſt inen fur antwort worden, alda zuuerharren, das er keiner perſon nötturfftig. Vnd nachdem beyde königen zuſammen komen, Iſt die wacht des ſchweitzer vnd Frantzoſen durch iren Obriſten dem Hertzogen von Büllion an die thör geordnet, vnd fleiſſig aufzuwarten eingebunden. Darnach auß beuelch des Königs auß Franckreich dem Nauariſchen adell, ſich auß dem Schlöß, vnangeſehen es mitten in der Nacht, zumachen, gepotten worden, darob ſie mit betrubten Hertzen gahm gekummert, vnderthenigſt pittendt, J. Mat. woll inen biß an tag im ſchloß zuuerpleiben gnedigſt vergönn, hatt aber nicht verfangen wöllen. Alß nun nach dem andern anß thor kommen, iſt ein klein pfortlein ereffnet vnd habenden hellenbarden aufgefangen, vnd elendiglichen ermordet worden.

Nach ſolch vollendung, eilet der Hertzog von Guiſe, auß beuelch mit ſtarker gewapneter Handt nach des Admirals loſament, vnd nachdem ſie die erſte pforten erprochen, haben ſich die Nauariſchen Schweitzer zur gegenwehr geſtellt, vnder denen der Hauptmann, vnd etliche Trabenten aufm platz blieben. Vnd hat der her von Gwyſe auß pitt der ſeinigen, vnden im hoff harret, etliche den ſchnecken hinauff nach deß Admirals cammer verordnet, vor welch niemandt, dan ein Teutſcher cammer diener von Munpelgart geweſen, welcher, nachdem er umb Gottes willen gepetten, wannenhero ſolcher gewalt vnd thatlich Beginnen, zuuermelden, von einem mit der buchßen durch den kopff geſchoſſen. Vnd obwoll der Admiral ſolchen Lehrmen, vnd furm erſten thor geübten gewaldt, gehört, hatt er anfenklich ſeine kleider angelegt, den ſchlaffpeltz über ſich geſchlagen, vnd durch das Finſter geſehen darnach wider zu beth gelegt, vnd ſchlaffendt angenomen, dan er woll gedacht es wurde ime jetzo gelten, Wie

aber drey perſonen hinein gangen, hat er ſich nach der want gewendt, darauf alßpaldt einer vom adel ime beim arm genomen, ſittig geruffen, Monsiur Amiral Monsiur vous dormes trop: vnd als der Admiral, gleich ob er vom ſchlaff erwacht, vmb ſich geſehen, gibt ime derſelbig vom adell mit dem rappier ein ſtich in die eine, und mit dem dolch in die ander ſeitten, alß daß er wenig darnach geredt. Die Schweizer aber alß ſie auß beuelch ime zum Fenſter hinauß werffen ſolten hatt er ſich mit einem Füß gegen das finſter dermäßen geſterret, daß irer vier kümmerlich ime bezwingen mögten, In deme der Schweitzer einer, imen mit der Hellenbarden auf das ſchienbein geſchlagen, daß er abläßen mußte, vnd nemen ime die andere bey den Füßen, da ſich der Admiral mit bayden elenbogen hefftig ſperret, daß inen vnmöglich geweſen, denſelben hinauß zuwerffen. In deme aber die frantzöſiſche Guardi, auf die trühen vnd ſchatz acht gehabtt vnd geplundert, Welches nachdem die Schweitzer geſehen, haben ſie den Admiral fallen laſſen, vnd auch plündern vnd ſtellen helffen, vnd einer ſchreiet von vnden hinauff „Admiral est il mort iettrey lui parla feuestre.“ Dweil nun der Admiral noch hefftig gewüttet, ſetzet ein Frantzöß ime, auff der er erden liegendt, ein buchß auff den mund vnd ſcheüßſt inen durch den kopff. Folgentz zum theil noch lebendt durchs finſter in den hoff geworffen, vnd ſein adel, neben anderm ſeinem geſindt in die 40 perſonen in ſelben loſament erſtochen worden, daß keiner, außgenomen die Nauarriſche Schweitzer, daruon komen. Darzwiſchen werdt ſolches gleichmeßig in des Grauen von Rochefoulcault, Monsiur Coriquemault, Monsiur Telligni, deß Admirals tochterman loſament, ſo bey ſeinem weib allein in einer cammer gelegen, vnd ſonſt großen Herrn mehr gehandlet. Alß aber etliche Soldaten in des Thelligny loſament komen, würdt die thor alß freünden auffgethon, da aber

Thelligny den erſt ſihet, ſpricht denn ſoldaten mit dergleichen wortten zu „Mon Capitaine, mon amy saues moy, ie uous donneray mille escus, der armer ſoldat bedenkt ſich raths, läßet ime durch die Schweizer verwachten, gehet inß Admirals loſament, ſo ſtracks gegenüber, pitt den Gwiſen, der Thelligny vhieß ime tauſendt cronen, ſo were er armer geſell, deme diß geſchanck woll bekeme, ehr wöll ime gefallen läßen den Thelligny zu ſaluiren. Darauf der von Guyß, du biſt ein nar, meinſtu nit, daß dir der König mehr geben könne? alſo iſt ehr mit ſeiner cammer erſtochen worden. Ebenmäßig iſt es mit allen des Königs von Nauarra vnd Condaniſchen hoffgeſindt, Räth vnd gelerten verhandtlet, welche alle erſtochen, vnd inen den herrn durch die Kön. Mat. andere perſonen an die handt vnd dienſt geordnet worden.

Monsuir Montgommery ſampt Vidamede Chartus iſt kumerlich mit etlichen pferden empflogen, welches er vnd Vidamede Chartus fuglich thun mögen, angeſehen ſie jenſeit des waſſers in der vorſtatt loſirt geweſen, Welchen der Hertzog von Guyß mit 300 pferden auf dem fuß nachgeeilet, aber keinem erwünſchen. Was ſonſten vor diener ereilet, alle erſchlagen, und iſt vngewiß, wo er ſich verhalte, man vermeint er ſoll ſich zu Gräff Ludwigen von Naßaw verfügt haben.

Hertzog Momoranci iſt 4 tag zuvor von hoff außgewichen, vnwiſſendt, ob er dieſes handels vnderrichtung erlangt.

Alß der tag S. Bartholomei herfurkomen, hatt Kon. Mat. ernſtlich gepotten vnd beuolen, alle Hugenothen ohne einigen reſpect in der ſtatt zuerſchlagen vnd hinzurichten, welchs wie erbarmlich an weibs, adels vnd ſchwangern perſonen, hoch und niedern ſtandts zuerſehen geweſen, iſt vnmöglich, ietzo in der eill vnd kurtz zubegreiffen. Iſt

aber gewißlich ware das er alſo tyranniſch vnd unmenſchlich furgangen, dergleichen in keinen hiſtorien in gefunden werden möge.

Des Königs von Nauarra Ordens herrn vnd Ritter, deren von adels vnd parlaments herrn ſeindt plieben bey 1000 perſonen vnd ſonſt gemeiner perſonen über 5000 welche meiſtentheils lebendig, theils todt ins waſſer geworffen, theils heuffig in campo clericorum vergraben worden.

Mit des Admirals leib iſt es alſo verlauffen. Man hatt ime nackendt, wie ſonſten alle perſonen ausgezogen, die ohren, ſcham vnd handt, letzlich auch den kopff abgehawen, die zähen ausgeſchlagen, den barth außgerupfft, den kopff hat einer hinweggetragen, vnd ſich vernemen läßen, damit noch 2000 kronen zu gewinnen, der übrig leib (wie etliche melden) ſey auff die ſchindt-grüben hinauß geſchleifft, aber letztlich mit den füßen a mon Faulcon den galgen gehengkt worden.

Das Edict über die Hugenothen, iſt faſt in allen furnemen ſtetten publicirt.

Zu Rouen ſeindt über 2000 Hugenotten aus der ſtatt geflogen, vnd auf dem Feld verſamblet, denen nachgeeilt, vnd im waldt bey Lions in Normandy überfallen, vnd alle erſchlagen worden. In ſuma ein ſolche morderey iſt fürgangen, dergleichen nicht paldt erhört.

Der Teutſchen, ſo ſich im Studio zu Orleans enthalten, iſt wenig mit ranſonen verſchonet. Der Gräff von Hanaw iſt allhie verſtrickt gelegen, aller ſeiner farund häb auf 1000 krönen werd beraubt und letztlich durch meinen fleiß und mühe, mit gewelbt erledigt, vnd in ſicherung komen.

Die Hugenotten; wie das geſchrei erſchallet, ſollen alberaidt ire voreingehaltene Stätt, widerumb eingenomen haben, dahero große vnordnung zubeſorgen, dweill ſie nun-

mehr kein haupt haben, da die alten alle erſchlagen vnd vmbkommen ſeindt.

Die vnordnung hat durch den furorem et nimiam licentiam, die dem volk anfenklich zugelaſſen worden, dermaßen über handt genommen, das der König mit keinem Edict ſolchs zu ſtillen gewiſt. Vnd werden die hohe perſonen one reſpekt einicher religion hingericht, bey welchen groß güth furhanden, oder wer mit andern in rechtfertigung und zwitragt ſtehet, wurdt zugeſchreit, Hugenoth, ſo muß ſein leib vnd güth alspaldt herhalten, vnangeſehen er mit der Hugenottiſchen lehr nichts zuſchaffen gehabtt, welche eheleüt miteinander feindt, ſchreien ſie hineinde ſich auß, darauff laufft der gemein pöffel zu, vnd mußen alſo mit dem leib zalen.

Es hatte aber vermittelſt Gottlich verleihung ietzo zum theill nachgelaſſen, der almechtig wolle gnad verleihen, damit einigkeit hinfuro erhalten, vnd wolluerdiente ſträff abgeſchafft werden möge.

* * *

Dieſen Bericht über die Bartholomäusnacht erſtattete ein nach den Niederlanden abgeſendeter Chorgeiſtlicher aus Wieneriſch-Neuſtadt an den dortigen Biſchof Lambert Gruter (1572—1586), er liegt im dortigen biſchöflichen Archive, ſo wie das nachfolgende intereſſante Stück:

„Der König in Polen ligt mit ſeinem Volk 7. meil vor Polotzko, vff der Moſcouiter gränitz, hat vber 30000 Mann nicht beieinander, dann er bis dato ſeine Polacken nit zuſammen bringen kan, vnd iſt dem Moſcouiter damit viel zu ſchwach, daß Er Polotzko belegern ſolte. Dann der Moſcoviter daſelbſt mehr als 100,000 Mann in der Beſatzung vnd legerung hatt, vnd traget ſorg, da die Polacken aus dem Feldt ziehen, Er möchte anziehen, vnd ganz Littaw vberfallen.

Der Moſcouiter hatt Jhm jetzt ein grawſamen Abſagbriff im verſchienen Monat Julio geſchickt, mit vermeldung, daß er ſeine auffgehaltene Bottſchafft in kurtz holen wolle.

Der Bäbſtlich Legate iſt den 11. Juny ankhommen, dem König die Benediction gegen dem Moſcouiter gegeben. Nach ſolcher Verrichtung iſt er nach Warſchaw verrayßt.

Die Bottſchafft des Tatariſchen Garz oder Königs iſt gehn der Wilnaw den 8. Juny khommen, mit dem auch vnſer Promowßky der bißher darinnen iſt, vffgehalten worden. Welche bottſchafft fürbringt, daß der Garz will ein vollkommen Friedt mit dem König halten, vnd alſo dienen, wie ſeine vorfahren gethan haben, mit der condition daß Jhme der König wollte geben die gewenliche Zinß oder gab.

Vnd waß antrifft die hilff dem Moſcouiter, die wolle er gern ſchickhen, whoferns dem König angenehm were, an welcher hilff Jhr Mt. ſehr zweifflet, auß der vrſachen, daß der Taranowski den 20. Aprilis von Conſtantinopel geſchrieben, wie das volk in groſſer traurigkeit ſey, dieweil der König aus Perſia den Türken dreymahl nacheinander geſchlagen, auch ietzt wieder einen herrlichen Sieg erhalten.

Darauff der Türkiſch Kayſer den Tatar zu Ptzikoff vermanet, daß er Sich ſoll vollkommen rechnen ſeines Bruders todt, der in Perſia erſchlagen wurden, darzu ſein Sohn vnd ſein Bruders Sohn, die darinen gefangen ſitzen. Und damit er aber deſto bequemer darzu khommen khöndt, ſchickt Jhme der Türekiſch Kayſer dieße nachuolgende vor vnerhörte geſchenk die Jm Aprili von Conſtantinopel auff die Galeen Jhm ſeindt zugeſandt worden,

Erſtlich 10,000 vngeriſch gulden

Silber Lembergiſch gewicht 300 Centner die Müntz zu

ſchlagen, Zin vnd Kupffer die daſelbſt ſchwer und thewer zubekhommen iſt 600 Centner.

Wammeßer vnd Kaſtane auß lauter goldſtückhen gemacht.

Baumwoll zu fütter gar viel.

Gutten Scharlack 150 Stück.

Halb Scharlack 200 Stück.

Guete Türkiſche Roß 500.

Sebel mit Silber gemacht 500.

Harniſch die Caretzin genandt ſindt 120.

Huff Eyſſl daß Ihre Roß vonwegen der weiten Reiß vnd gebirge in Perſia beſchlahen köndten laſſen 4000.

Huffnagel darauff die notturfft.

Lange büchßen oder halbe hackhin mit Puluer vnd Bley, darob man ſich verwundert, 4000. Welche vns Polackhen zu großen ſchaden ſeindt, beuorab die Tatarn die büchßen werden gewohnen.

Vom Getraidt, alß vom waitz 20,000 ſtrich. Reuß vnd Schwaben mechtig viel.

Der Woywode auß der Malachej ſchickt dem Türckhen zuhülff 4000 Fußvolk. Deßgleichen der Woywode auß Milibrien auch 4000 mit allen Prouiant verſehen mit welche Sich der Türck. Kayſer auf 5 Jahre lang wol verſehen hatt, welcher perſönlich von Conſtantinopel verrucken muß."

Bericht Deſſelben an Denſelben.

„Hochwürdiger Fürſt Genediger Herr E. F. G. ſeyen mein vnderthenige Dienſt beuor. Aus Niederlandt wiſſen Wir biß dato Khein beſtendigen Frieden, der zu Cölln von der Chur- und Fürſten perſönlich mit dem Duca de terra Noua gemacht vnd getroffen ſey worden, vnd würd alles ye beſchwerlicher.

So würd auch Ertzhertzog Matthias gar elend

vnderhalten vnd Jhme nitt mehr dann 4 Diener geſpeißt, derhalben Er an yetzo teglich beym Printzen von Vranien beym Eſſen iſt.

Sie reden auch zu J. Dht. ſelbſt vaſt ſchimpfliche wort, wer Jhn habe heyßen herein ziehen, der ſoll Jme vnderhalt geben: Daß alſo J. Dht. ſouiel andeutung gegeben; daß ſich J. Dht. ſelbſt heimlich ſollten aus dem Landt begeben.

Die Türckiſche bottſchafft ſo allhie zu Prag vor 8 Tagen wider auffgeweſt, iſt von Baſſa von Offen alher geſandt worden, vnd hatt vnder andern geſchefften auch diß fürnemblich ſollicirt, Dieweil der Türckiſch Kayßer ſeine Leuth von den Hungariſchen vnd Windiſchen Gränitzheuſern hinein nach den Perſianern abgefordert, vnd brauche, daß J. Mt. in ſolcher Zeit bey ihren Kriegsleuthen darob ſein wollten, damit ſie nit rauben, plündern oder einfallen, oder zu Friedtbruch vrſach geben, Daß Jhnen J. M. gewiß zugeſagt.

Welches E. F. G., Jch nitt khönnen bergen, vnd bitt gantz vnderthänig E. F. G. wöllen mein mit ein Veßlein Wein zu dieſem hereingehenden leßen in beſten gedenken, Vnd ſolches Veßlein im mein Nahmen meinem Vettern zu Wien bey den Jeſuitern zuſtellen, der es in mein Loſament verſchaffen würdt.

Gewart hierauff von Ew. G. gnedige Antwort. Datum Prag den 4. Septemb. p. 79.

E. F. G.

Gehorſamer Diener

Doctor Fleiſchmann,

Kay. Mt. Diener vnnd Ehrenholdt."

IX.

Beiträge zur Geſchichte des ſüddeutſchen Municipalweſens.

Den jüngſten Beitrag zu dieſer, in unſeren Tagen mehr als jemals wichtigen Rubrik gab der XXVI. Jahrgang dieſes Taſchenbuchs für die vaterländiſche Geſchichte in der Pancharta Rudolphs II. für die Stadt Wels im Lande ob der Enns, von 1582. Sie beginnt mit dem Briefe des Biſchofs Embriko von Würzburg von 1128 für dieſe, bis auf den Austauſch Leopold's des Glorreichen würzburgiſche Stadt. — Der Letzte der Grafen von Wels und Lambach, Formbach und Neuburg am Inn, carentaniſchen Markgrafen zu Pütten wider die Ungarn, Adalbero, Stifter der Benediktiner-Abtei Lambach, war Biſchof zu Würzburg. — Biſchof Embriko machte unter dem Schutze der ſteyeriſchen Ottokare als Schirmvögte, die Welſer Traun-Brücke für alle Kreuzfahrer frei, gab dazu reichen Ablaß von Bamberg, Würzburg, Freiſing und Regensburg, — freie Wahl der Magiſtrate, unabhängig vom Gaugrafen, einen eigenen Stadtrichter und Rath. — Daran knüpft die Pancharta von Wels eine Wahl Beſtätigungen und Gnadenbriefe der habsburgiſchen Fürſten von Friedrich dem Schö-

nen bis auf die Urenkel des letzten Ritters Max. — Von den Babenbergern haben faſt keine öſterreichiſchen und ſteyriſchen Städte mehr Original-Urkunden, denn Albrecht I. hat ſie faſt durchgehends wie jene ſeiner eignen Haupt- und Reſidenzſtadt Wien eingefordert, zerriſſen, den berechtigten Inhabern vor die Füße geworfen, ihnen dafür wahre Cichorien- und Runkelrüben-Surrogate von Handfeſten und Eiſenbriefen gegeben und dadurch jener alten Selbſtſtändigkeit und Herrlichkeit der Städte den erſten Stoß gegeben, welchen Ferdinand I. vollends den Garaus gemacht hat.

Des Herausgebers Geſchichte Wiens, ſeiner Geſchicke und ſeiner Denkwürdigkeiten gab in 27 Bändchen auch faſt vierthalbhundert Urkunden vom Jahre 1051 bis 1823, die für die Entwicklung und für den Kampf des Municipal-, Communal- und Zunft-Weſens, unſchätzbar genannt werden dürften? Nicht Geringeres umfaſſen für dieſen ſpeciellen Zweck die 18 dicken Quartbände des mit Ende 1809 durch Hormayr begonnenen Archiv's für Geſchichte, Statiſtik, Literatur und Kunſt, nicht Weniges das Archiv für Süddeutſchland (I. und II.) die mit dem vierten Bande ſteckengebliebenen ſämmtlichen Werke, ſo wie die Beiträge zur Beantwortung der Preisfrage des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann von Oeſterreich, 1811, über Inneröſterreichs Geographie und Geſchichte, von Carl dem Großen bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen. — Doch enthielten ſchon vor faſt 40 Jahren die kritiſch-diplomatiſchen Beiträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter, höchſt ſchätzbare Endeckungen hiezu, und die Geſchichte Tyrol's in ihrem Urkundenbuche, deutſches und wälſches Städteweſen nebeneinander in verſchiedenartiger Entwickelung darſtellend. Die weſentlichſte Bereicherung ſüddeutſcher Städtege-

ſchichten findet ſich in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, in der ausführlichen Recenſion von Raumers Hohenſtauffen, namentlich der Beiträge zu den Alterthümern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts und in der lange fortgeſetzten Rubrik des Anzeigeblattes: — Perlen zur Geſchichte Oeſterreichs unter den Babenbergern, aus den Schätzen Münchens, mit einem Blick auf urkundliche Quellenforſchung überhaupt. — Dort finden ſich die Anfänge vieler Städte als Brückenköpfe und Uebergangspunkte mit Urfahrs= und Waſſer=Rechten und für die, Gericht oder Hof haltenden Fürſten: „ut aptiora hospitia invenirent,“ als Handelsniederlagen, mit einem Stadt=Recht ſelbſtgewählter Obrigkeit und Bürgerausſchuß, — Inſiegel, Münze, geſchriebenen Satzungen ꝛc. Die erſten Schöpfungen dieſer Art in Oeſterreich ſinden ſich ſchon unter den beiden letzten Ottonen durch den Apoſtel dieſer Gelände, durch den (auch im Niebelungenliede mit dem Heldenvetter Rüdiger von Pechlarn erſcheinenden) Biſchof Piligrin von Paſſau, auf ſeinen Synoden zu Mautern und zu Lorch, — durch den Bayerherzog Heinrich und ſeinen Schiedsſpruch auf dem Tage zu Tuln, — durch den erſten heroiſchen Markhüter und Eroberer Leopold den Erlauchten aus dem oſtfränkiſchen Babenberg (Bamberg). Nebſt der öſterreichiſchen goldenen Chronik finden ſich dort: das noch ganz unbekannte Stadtrecht für Wien, von Leopold dem Glorreichen, Vater des Vaterlandes, gegeben 1221, bei ſeiner Heimkehr aus dem heiligen Lande und Aegypten, ja eine ganz neue älteſte Geſchichte Wiens. Bis jetzt galt Wien allgemein für eine Schöpfung des erſten Herzogs Heinrich Jaſomirgott, während die neu aufgefundenen Denkmale dieſe Schöpfung nicht nur ſchon unter ſeinem Vater Leopold dem Heiligen und großentheils noch als eine ältere zeigen, näm=

lich als ein Carolingiſcher und nachmals Saliſcher Ueberbau auf den altberühmten Römertrümmern.

Die 1828—1830 bewirkte Regeneration der monumenta boica hat einen herrlichen Kranz von Beiträgen hiezu geliefert. — Das Taſchenbuch auf 1832 gab einen, in Hinſicht jener Streitfragen unvergleichlichen Aufſatz des gelehrten Archivars und Fiskals Dr. Albrecht über das ungariſche Städteweſen und Bürgerthum S. 153—302, wobei natürlich die Momente des Slaventhums und Germanismus auf die vielſeitigſte und wichtigſte Weiſe eingreifend hervortreten.

Ein noch viel zu wenig beachteter Unterſchied hinſichtlich der ſich allmählich ausarbeitenden Städte-Verfaſſung iſt zwiſchen dem rechten und linken Donauufer, zwiſchen der unbezwungnen, nur durch Streifereien und große Recognoscirungen heimgeſuchten Germania Magna, (dem limes imperii, salus reipublicae Danubius) und zwiſchen den gänzlich eroberten und romaniſirten Südprovinzen, dem mittäglichen und Ufernorikum, Vindelicien und den beiden Rhätien.

Die Stromſtädte, Brückenköpfe und nachmaligen Biſchofsſtädte, Augsburg, Neuburg, Regensburg, Paſſau, Lorch, Wien, Salzburg, Freiſing, trugen den altrömiſchen Keim lange noch im Innern und bei ihrer folgenreichen Reſtauration. Die Macht der Donauſtädte während der Kreuzzüge, — während des Reiches der Lateiner in Conſtantinopel (1202—1262), ja bis zur Eroberung von Byzanz durch Muhamed (1453) zeigt ſich noch von Regensburg bis hinunter nach Belgrad. Die Trümmer reden, die Steine, die majeſtätiſchen Ueberbleibſel. — Durch die Kreuzfahrten nach dem Orient wurde Wien aus lange vergeſſenen Römertrümmern wie durch einen Zauberſchlag, binnen eines Vierteljahr-

hunderts, nach Cöln, die erſte deutſche Stadt. — In Ungarn dauerte dieſe Blüthe noch unter Ludwig dem Großen. Dieſer, zugleich Polens König und Schieds-Richter in Neapel, in der Provence und in allen Nachbarſtaaten, ſtrebte die Verbindung Ungarns mit der Oſtſee wie mit dem adriatiſchen Meer, den Segen der (von Ulm, nahe an Augsburg, über das einſt nach Rußland und ins innere Aſien vielverkehrende Regensburg, über Paſſau und Wien herunterſtrömenden) freien Donau und eines lebhaften Binnenverkehrs zwiſchen Drau und Donau und von der Donau zur Oder und Weichſel, durch Gunſt und Zwang vielfacher Art emporzuheben. — Die beiden ſtarken Anjous, Carl Robert und Ludwig, Vater und Sohn, den habsburgiſchen Fürſten im nahen Oeſterreich meiſt verbündet, ſchloſſen Handelsvereine mit ihren Städten wie mit jenen der Luxemburger in dem damals ſo mächtigen Böhmen, das die meiſte Oberpfalz, bis an die Thore Nürnbergs (das bereits „das zweite Prag" hieß), die ſüdweſtliche Spitze Oberſachſens, beide Lauſitzen, Mähren, Ober- und Nieder-Schleſien, Brandenburg und einen Theil Großpolens in ſich ſchloß.

Aus der reichen, zum Behuf einer pragmatiſchen Geſchichte des ſüddeutſchen Städteweſens ſeit vielen Jahren angelegten Sammlung heben wir hier das Skelett einiger Städtechroniken und Regeſten zur Probe aus, die wir (gleich Friedrich von Raumer) alphabetiſch zuſammengereihet haben und fügen einen Kranz ungedruckter Urkunden hinzu, wichtig beſonders für das Zuſammenfließen des deutſchen und ſlaviſchen Municipalweſens unter den letzten Prmezysliden des Böhmenreichs, vorzüglich unter dem der Babenberger ſtolzen Nachlaß gewinnenden und noch erweiternden, im Marchfelde ſiegreichen und ſiegloſen Ottokar, dem goldenen, dem gaſtfreien, dem tapfern, dieſem großen Coloniſirer und Amalgamator ſlaviſcher und germaniſcher Grundſtoffe,

dieſem großartigen Städtegründer von Pregel bis zur Drau und Save, vom baltiſchen bis zum adriatiſchen Meer.

Botzen. — Von dieſem, ſeit dem gänzlichen Verfalle, ja Erlöſchen der unter Siegmund und Max I. hochblühenden, unter Ferdinand I. immer noch bedeutenden Märkte der alten görziſchen Hauptſtadt Meran, ſtets wichtigen und blühenden, lange unter dem Krummſtabe von Trient ſtehenden Handelsplatze Tyrols liefern Hormayr's Beiträge zur Geſchichte Tyrols im Mittelalter zahlreiche und gewichtige archivariſche Aufſchlüſſe. Die Botzner Märkte reichen urkundlich hinauf bis auf den Kreuzzug des Barbaroſſa. — 1202, im März, verglichen ſich zu Lengenſtein auf dem Rittengebirge (über welches der alte Handelszug und wahrſcheinlich auch die Römerſtraße und die Romfahrten der deutſchen Kaiſer zogen,) in der Kirche zu S. Ottilia, bei welcher Friedrich I. einen vielbeſuchten Markt der Canonie Neuſtift ob Brixen verliehen, Biſchof Conrad von Trient und die Gemeinde Botzen und Biſchof Conrad von Brixen über die Zollsabgaben, ſo zu Botzen, auf der Larisbrücke und zu Clauſen unter Seeben abgeheiſcht wurden. Trientner und Brixner ſollten auf den jährlichen Botzner Märkten gleiche Rechte haben. In Mercatis annualibus Bauzani et in Episcopatu Prixinensi constitutis, Bauzanenses et Prixinenses in Episcopatu Prixinensi conmorantes equali racione utantur. Dieſelbe Urkunde zeigt auch die Augsburger Münze vorzugsweiſe in Umlauf. 1208, im Februar, machte der Biſchof von Trident und ſein Vogt, Graf Albrecht von Tyrol eine merkwürdige Theilung ihrer Rechte zu Botzen und in der Grafſchaft Botzen. 1234, im Juli, geſchah ein Schiedſpruch über die Rechte des Grafen von Tyrol in Botzen, zumal auf der Eiſackbrücke, über den Holzſchlag, über das alte Maaß und Gewicht, über die Gerichtstage des gräflichen Schultheißen zu Botzen, in der Burg

und in der Stadt, unter dem großen Alberbaum vor unſer lieben Frauen Münſter und des biſchöflichen Gaſtalden, der außer der Stadt ſitzt ob der Etſch auf der Burg und Clauſe Firmian (Formigar in den Tagen König Berengars, ſpäter Firmiano, die Stammburg des berühmten Hauſes Firmian, nach 1490 Siegmundskron,) denkwürdig auch die Regelung der Laſten, der zur Erhaltung der für den Handel ſo wichtigen Eiſackbrücke verpflichteten Partheien (Beiträge Nr. 93, 94, 96, 97). 1256, am 8. December, gab der letzte jenes unächten welfiſchen Nebenzweiges der Grafen von Botzen, Eppan, Ulten, Altenburg und Greifenſtein, Egno, Biſchof zu Brixen, alsdann zu Trient, kurze Zeit, nachdem Andechs-Meran und Tyrol erloſchen und ihr reicher Nachlaß an den ſchlimmſten Widerſacher Trients gediehen an Meinhard von Görz, der ſich gegen jenen Biſchof Egno, deſſen Vogt er hätte ſein ſollen, ſogar mit Ezzelin, dem Sohn der Hölle verbündete, der Stadt und den Bürgern von Botzen: — „von wegen der erbärmlichen Brunſt derſelben Stat vnd der vnausſprechlichen beraubung, durch den Edlen Herren Gebharten, Grafen vom Hirrſchperch derſelben Zeit Herren der Graffſchafft zu Tyrol erlitten. Dann auch von wegen der großen überſchüttung der Waſſer, damit die Stat ſchir alle Jar ganz verderbt wird, vnd von wegen der grauſamen vnguetigkhait der Mächtigen und der vmbliegenden Caſtellane, ſo nit allein die Jnwonenden Jn der Stat, ſonder auch on vnderſchid alle die, ſo von oder zu derſelben ſtat wandern, on Gerichts Ordnung, bis nah zu bemelter Stat, Auch vnderweilen darinnen nach Jrem muetwillen berauben, der vnträglichen Zerſtörung vnd abfall vnderliegen." — Meinhard wollte Botzen entweder ſich ſelbſt gewinnen, als Schlußſtein und als die Krone ſeiner reichen tyroliſchen Erbſchaft, auch als Angriffspunct gegen Trient ſelber, oder er wollte es lie-

der in den wilden Gewäſſern des Eiſack und der Talfer erſäufen. — Glücklich erzwang Mainhard das Erſtere, der Biſchof ſtarb im Elend und Botzens frühe Blüthe, trotz mancher Feuer- und Waſſer-Noth geht daraus hervor, — Botzen und das uralte, galliſche Trient, dem ſeine montes argentum nomenque Tridentum gegeben, bilden merkwürdige Nüançen des Uebergangs vom deutſchen zum italieniſchen Städteweſen.

Die beiden ſtauffiſchen Friedriche, erſchreckt durch die politiſchen Partheiungen und Gefahren des ihnen zuletzt verderblichen Kampfes mit dem Lombardenbund, gaben die deutſchen Städte meiſt den Biſchöfen preis, die nicht ſelten eine landesväterliche Gewalt über ſie übten, im Sinne der altrömiſchen patria potestas, die ſich auch in Hungertod und Kopfabſchlagen kundgegeben hat. — Die eigenmächtigen Städtebündniſſe, das Schließen der Zünfte, das Abſondern herrſchender Geſchlechter nicht nur, die Befeſtigung, die Selbſtbeſteuerung, die Autonomie, die Handelsfreiheit der großen Communen waren den Friedrichen ein Gräuel, ſo wie Trients Verbindung mit Verona, Vicenza, Padua. — Am 9. Februar 1182 zu Wimpfen verfügte Friedrich: „Tridentina civitas consulibus perpetuo careat et sicut aliae civitates regni Teutonici ordinatae dignoscuntur, sub episcopii sui gubernatione consistat.“ Sie dürfen keine Bürger aufnehmen, die ihnen dießfalls geleiſteten Eide ſind nichtig, Thürme und Wehren dürfen die Bürger nicht bauen, weder Steuern noch Gefälle einheben, noch Maß und Gewicht anordnen. — Weit ſchonender, umſichtiger und ſchlauer trat der leidenſchaftliche Bekämpfer der Lombarden, der Barbaroſſa demſelben Städtegeiſt in dem ſchon viel deutſcheren Brixen entgegen. Am 16. Septbr. 1179 zu Augsburg inmitten der großen Bewegung gegen Heinrich den Löwen giebt Friedrich

die Hauptprivilegien: — thelonum, pedagium et reliqua jura civitatum, scilicet judicia civilia et dominicale bannum et facultatem fori habendi, loco et tempore, civitati congruo, — nicht dem Biſchof allein und nicht der Stadt allein, ſondern vergönnt ſie innerhalb oder außerhalb der Stadt aufzuſchlagen, doch auch ad profectum et bonum usum civitatis et adjacentis provinciae.

Als im Auguſt 1236 Friedrich II. durch das heutige tyroliſche Hochgebirge, durch das Hochſtift Brixen zog, cum victorioso exercitu nostro in Italiam processurus, — und im Heerlager vor der Stadt Brixen weilte, traten die Domherren und die Lehnsleute vor den Kaiſer klagend, daß der Biſchof Heinrich, Edelherr von Taufers, wegen Alters und körperlicher Gebrechlichkeit die gemeine Wohlfahrt und Sicherheit als Dux et Justitiarius terrae (welche Perfidie gegen Bayerns uralten Herzogs-Ambacht?!) vernachläſſige. Der Biſchof ſelbſt bat nun den Kaiſer, alle Regalien und alle weltlichen Rechte des Hochſtiftes in ſeine und des Reiches unmittelbare Obhut niederlegen zu dürfen: ein abermaliges, merkwürdiges Beiſpiel von der hohenſtauff.ſchen Politik, die alten, großen Nationalherzogthümer durch die geiſtlichen Wahlfürſten und ihre Immunität mehr und mehr zu unterbrechen und zu ſchwächen und auch die Städte möglichſt den Biſchöfen unterzuordnen.

Wie Brixen, Botzen und Trient die Mitteltinten zwiſchen dem deutſchen und italieniſchen Städteweſen geben, ſo geben —

Brünn, Iglau, Olmütz die Miſchung ſlaviſchen Weſens mit deutſcher Weiſe, mit dem jure teutonico, mit welchem Ottokar ausdrücklich Mikulow, Nikolsburg den Lichtenſteinern verleihet. — Iglau iſt zugleich in der Hiſtorie des Bergweſens und des Bergrechtes ein ſo wichti-

ger Platz als das nahe Kuttenberg. — In den Jahrbüchern aller drei Städte, wie in jenen Wiens und Prags ſpielen die Juden eine vorzügliche Rolle. (Jahrb. VI. — 87—102). — Hormayr's Geſchichte Wiens und ſein Archiv für Hiſtorie, Statiſtik, Literatur und Kunſt, geben an Begegniſſen der Juden im Mittelalter überreiche Materialien. — Der Benedictiner von Raygern: jura primavae Moraviae ſind hier ein Hauptwerk, ſo wie die Veröffentlichung ihres ſchätzbaren Monasticon Moraviae höchſt wünſchenswerth wäre.

Enns. — Dieſes vom Bayerhelden, Herzog Luitpold an den Trümmern der alten Lorch auf Grund und Boden von S. Florian den Ungarn entgegengethürmte Bollwerk, ſpäter als Steyer der Hauptſitz der Traungauiſchen Ottokare wurde, „villa nostra celebris Ennse ubi etiam moneta nostra,“ — 1175 in dem Rachekrieg Heinrichs Jaſomirgott wider die Steyrer Herren: Anasum civitas Marchionis Stiriae, incendiis vastata et civitas Vischa et illi contigua, in solitudinem redacta hat ſchon um

1160 vom Markgrafen Ottokar, große Freiheiten eines von Ruſſen und Polen, von Niederländern, von Aachen und Cöln, von Ulm und Regensburg beſuchten Marktes, auf welchem die Regensburger mit ihren Hannsgrafen die Hauptrolle ſpielten, erneuert und vermehrt. —

1190 durch Herzog Ottokar für den berühmten Hannsgrafen Uto von der Brunnleiten und Albero ſeinen Sohn — und als der ausſätzige, kinderloſe Ottokar, Land und Leute abgetreten -- große Beſtätigung, ſo wie —

1192 zu Wien durch ſeinen Nachfolger Leopold, den tugendhaften Herzog von Oeſterreich und Steyer, den berühmten Feind Richards Löwenherz.

1212, 22. April, merkwürdiges Stadtrecht für Enns

von Leopold dem Glorreichen zu Enns auf ſeiner Heerfahrt nach Spanien und wider die Albigenſer gegeben.

1244 —, 3. Juli, auf dem Lieblingsſchloſſe Starkenberg Zollgunſt, Bann- und Meilen-Recht, den getreuen Bürgern zu Enns von Friedrich dem Streitbaren verliehen.

1276, 15. Octbr., Beſtätigung durch Rudolph von Habsburg auf ſeinem erſten Feldzuge gegen den auf dem linken Donauufer zwiſchen Wien und Kloſter Neuburg gelagerten Ottokar.

1320, 24. April, Statuten der Stadt Enns, gefertiget durch Bertholden Stehfolz, derzeit Richter daſelbſt.

1336. Otto der Fröhliche befiehlt, die Bürger von Enns an der Mauth von Ips nicht zu beeinträchtigen. Ein Gleiches befiehlt 1347 Albrecht der Lahme den beiden Lichtenſteinern Rudolph Otto und Rudolph, 1348 und Herzog Rudolph 1458 auch für die Mauten zu Rottenmann und Trieben. —

1368 erlaubt Albrecht mit dem Zopfe den Ennſern die Einfuhr der italieniſchen Weine. — 1370 Freiheiten rückſichtlich des Straßenzugs und mit Venediger Waaren. — 1386 wies Herzog Albrecht die Straßen aus, die von den Kaufleuten allein befahren werden ſollten, nemlich von Venedig über Villach, nur den fünf Städten ob der Enns iſt die Zeyringer Straße vergönnt —

1413 bewilligt Albrecht V. eine Herabſetzung der gegenwärttgen Steuer, weil die Bürgerzahl weſentlich veringert ſei und viele Häuſer öde liegen, weshalb auch ſpäterhin von dem einſt ſo blühenden Enns förmliche Aufforderungen an Anſiedler und Einwanderer ergingen. —

1489 ſchenkte der, vor dem großen Mathias Corvin nach Innsbruck flüchtige Friedrich IV. den Bürgern von Enns, um ſie zu deſto getreuerem Wiederſtand aufzumuntern, das Münzhaus, das jetzt das Rathhaus iſt. —

1518, 10. Decbr., zu Wels giebt Max I. die verbeſſerte Bürger=Ordnung. — 1565, 23. Decbr., zu Linz ſchenkt Max II. den Ennſern eine alte Capelle zur Erbauung eines feſten und ſtattlichen Thurmes auf ihrem Stadtplatze.

Freyſtadt, ob der Enns, reicht mit ſeinen Handels= und Communalrechten bis auf Ottokar, den großen Freund der Städte und des dritten Standes hinauf. (1264). Der das große Zwiſchenreich endigende König Rudolph gab ſeine Beſtätigung 1277. Beide beriefen ſich auf Briefe Leopolds des Glorreichen und Friedrichs des Streitbaren. — Rudolph IV. der Gründer der Wiener Hochſchule und des Stephansdoms, ertheilte ſeine Bekraftigung 1359—1376 und 1393, dann 1395 und 1428 verfügten die drei Albrechte, Salz und aller Waarenzeug von und nach Böhmen ſolle nur über Freyſtadt ziehen. Auch wurde der Streit wegen der Freiheit der Leonfelder Straße zu Gunſten der Freyſtädter entſchieden. — Schon 1370 ward beſtimmt, Freyſtadt ſei mit den Venediger Waaren nicht an die allgemeine Straße gebunden.

Haimburg, mit Petronell und Altenburg auf den Trümmern des römiſchen Carnuntum und aus den Steinen deſſelben in karlowingiſcher Zeit und unter Heinrich III. als Grenzfeſte wider Marhanen und Ungarn emporgerichtet, denen es zuvor als Offenſivpunkt gedient hatte, kam ſchnell zu Stadtrechten, als Zehendhold von Bamberg und als es Leopold der Glorreiche eingelöſet, als er ſeine und ſeiner Gemahlin, der byzantiniſchen Theodora Reſidenz dahin verlegt hatte. Doch erſt ihr Sohn, Friedrich der Streitbare, gab Haimburg 1239 ein bereits durch Senkenberg kund gewordenes Stadtrecht. — Petronell, in deſſen nächſter Nähe die Vohburge und Sulzbache großes Beſitzthum hatten, und es den Kranichbergern lehnbar, jure homagii überließen, erhielt einen ſtädtiſchen Jahrmarkt

1142 durch Conrad III. auf die Bitte ejusdem terrae marchionis, Heinrichs Jaſomirgott ſeines Stiefbruders. — 1318, am 29. Juni, verſtattete Friedrich der Schöne den Bürgern vom Haimburg ihren Bauwein (Wien ausgenommen) überall in und außer Landes zu führen. — Am 24. Juni 1330 vergönnte Albrecht der Lahme den Haimburgern, von Oſtern bis Martini, ihre Kauf- ,und Bauweine aus deutſchen ungariſchen Landen nach Haimburg zu führen. — 1419 am 13. Octbr. gab Albrecht V. nachmals als Kaiſer II. den treuen Haimburgern den Handel mit öſterreichiſchen Weinen und mit Kaufmannswaaren völlig frei, 1424 am 13. Jänner einen zweiten Wochenmarkt, 1446 Friedrich IV. einen Salzſtapel, 1451 ein Grundbuch und als Inſiegel den Löwen mit einem Thurme, 1463 eine allgemeine Waarenniederlage land- und ſtromwärts, 1485 am 13. Octbr. der Eroberer Mathias die Mauthfreiheit bei allen Zollſtätten.

Innsbrucks vorderſame Einlöſung aus Kloſterhand der Prämonſtratenſer zu Wiltau, durch die Andechſer, Berthold Markgrafen von Iſtrien, ſeinen Sohn Berthold, Herzog von Croatien, Dalmatien und Meran und deſſen Söhne Ekbert, Otto und Heinrich 1181—1187 — des Bayerherzogs Ludwig Bemächtigung im Vollzuge der Acht über die Theilnehmer des durch Otto von Wittelsbach an dem Stauffen Philipp begangenen Kaiſermordes 1210, — Herzog Otto's von Meran, Pfalzgrafen in Burgund, wirkliche Stadterhebung 1234 und ſeines Sohnes Otto's II. Niederlagsrechte, Zollfreiheit und ſtädtiſche Polizeiſatzung von 1239 hat Hormayr zum Preiſe ſeiner Vaterſtadt längſt herausgegeben und vielfach erörtert.

Judenburgs alte Briefe von den Babenbergern, Leopold dem Glorreichen und Friedrich dem Streitbaren ſind wie jene mancher anderen öſterreichiſchen Städte nur mehr aus der Citation der nächſtgefolgten Beſtätigungen bekannt.

Digitized by Google

Eine Zeitlang der Siz der Prätendentin Gertrud und ihres Sohnes Friedrich von Baden, deſſen Freundſchaft für Conradin erſt zugleich mit ihm und mit dem Leben auf dem Blutgerüſte zu Neapel endete, ſah Judenburg und empfing herzogliche Diplome. — Ottokars und Rudolphs Beſtätigungen 1270—1278 folgen unten vollſtändig. Dieſe Privilegienreihe geht bis auf den Tod Friedrichs IV. 1493, bis auf den neuen Herrn Marimilian I. herab. — Verdient überhaupt Aufmerkſamkeit was in der mehrerwähnten Recenſion der Hohenſtauffen Raumers, die Wiener Jahrbücher XL. 141, 144 über die Hospitäler zum Beſten der Armen, der Kranken, der Pilgrimme und Kreuzfahrer in völkerwimmelnden Städten und handelsreichen Brücken, wie im einſamen Hochwald und an ſchwindelnden Alpenpäſſen zuſammenſtellten, ſo verdient ſolche inſonderheit, was Hormayrs Archiv über das Judenburger Spital an's Licht gab.

Neuburg. Eine der älteſten Paſſauiſchen Kirchen aus der hunnitariſchen Eroberung des großen Karl, von Heinrich III. und Heinrich V. auf ihren ungariſchen Feldzügen beſucht, ein Lieblingsort des auf dem nahen Kahlenberger Schloſſe der Oſtermark hütenden heiligen Leopold, lang ein Hof der babenbergiſchen Herzöge, ward durch die Donau entzweigeriſſen, zwei Städte bildend, Korn-Neuburg am linken Donauufer, KloſterNeuburg (Herzogen-Neuburg kloſterhalb) am rechten.

1212 verglich der Paſſauer Biſchof Mangold die aus dieſen Inundationen und Alluvionen entſtandenen Irrungen: quod cum forum Neuenburch sepius turbaretur inundatione danubii excrescentis et necessitate cogente transferretur cum edificiis aloco in quo prius situm erat ad locum in quo nunc cum ecclesia fundatum est. —

1256, 26. December, Marktfreiheit König Ottokar's.

1276 24. November im Feldlager vor Wien Beſtätigung und Erweiterung durch König Rudolph. — 1309 24. April nimmt Friedrich die Einwohner Neuburgs in die Bürgerzahl auf, ertheilt ihnen alle Rechte und Freiungen der übrigen Städte. Oeſterreich trennet ſie von dem Gerichte enthalb der Donau, verleiht ihnen die hohe Gerichtsbarkeit und einen Wochenmarkt. — 1360 20. Aug. Rudolph IV. Verordnung wegen Ablöſung der Ueberzinſe und Dienſte in der Stadt Kloſter=Neuburg, Wiedererbauung der wüſte liegenden Häuſer, und Befreiung der neuen Häuſer von allen Steuern. — 1380 20 Aug. Erzherzog Rudolph ertheilt dem Magiſtrate die Fertigungen über alle Güter=Verkäufe ꝛc. — 1372 8. Januar Herzog Albrechts Befehl: daß Edle und Unedle die mit der Stadt arbeiten, auch mit derſelben leiden ſollen. — 1391 4. Juli. Herzog Albrecht regulirt die Fertigungs=Gebühren bei Verkäufen und Verpfändungen. — 1412 27. Jän. Neuburg iſt im Bezug des Halliner und Schellenberger Salzes von der Niederlage zu Stain befreit. — 1453 7. Juni König Friedrich verleiht der Stadt einen 2wöchentlichen Jahrmarkt auf Martini. — 1476 22. April bekommt einen zweiten Jahrmarkt am Montag nach Frohnleichnam. — 1480 13. Apr König Friedrich erlaubt der Stadt die Errichtung einer Salzkammer.

Die jüngſte der öſterreichiſchen Städte, die Nichts von den Römern hat, Nichts von Karl dem Großen, Nichts aus den Kreuzzügen, iſt vielleicht die merkwürdigſte von allen, durch den, ihr von Alters her inwohnenden Geiſt. Es iſt die Neuſtadt (zum Unterſchied von vielen Andern Wieneriſch=Neuſtadt geheißen) um das Todesjahr des großen Barbaroſſa von Leopold dem Tugendhaften erhoben, als Grenzfeſte gegen die Ungarn, da Pütten und Steyer für die, bis an die äußerſten Enden üppig vorgerückte Cultur des geſammten Landes jetzt allzuweit zurücklagen, und

auf Grund und Boden der Mönche von Formbach erbauet.

Bereits in ſeinem Todesjahr 1230 hatte Leopold der Glorreiche zugleich Aspang und Neuſtadt eine Handveſte ertheilt, deren Urſchrift leider nicht mehr vorhanden iſt, wohl aber eine deutſche Ueberſetzung allem Anſcheine nach aus den Tagen Carls IV. — Senkenberg und Ludwig und der Florianer Chorherr Kurz fanden dieſes Stadt- und Land-Recht in dem Ambraſſer, in dem Gräflich Harrachiſchen Bücherſchatze und in der Hausſtiftung der Roſenberge, in der böhmiſchen Ciſterzienſer-Abtei Hohenfurt (Jahrb. XXXIX. A. B. 13. Hormayr's Archiv. May 1828).

1239 im Juni und 1244 im May, Friedrichs des Streitbaren Handveſten für die Neuſtadt, worin er ihr: „pro fide, et constantia, quam circa nos habuerunt, quum imperium, et fere totus mundus nos manu valida invaserit — et in omnibus nostris prosperitatis et adversitatis casibus nobis jugiter adhuc serviunt, — große Steuer- und Zollfreiheiten, einen Jahrmarkt, volle Freiheit in Verheirathung ihrer Töchter und Anverwandten giebt, auch gelobt keine Juden in den Aemtern der Stadt anzuſtellen, auch zugleich eine Poſtanſtalt errichtet.

Friedrich II. kannte und fürchtete den Städtegeiſt. Darum verſuchte er zweimal in der großen Acht über Friedrich den Streitbaren 1237 und in der großen Verwirrung nach ſeinem Tode 1247 hier den Faden der Unruhe anzuzetteln. Es verfing nicht, wohl aber gelang es dem alten ſchlauen Böhmenkönig Wenzeslav 1252 und 1253 die Unterwerfung der Gauen ob und unter der Enns, durch jenen der Neuſtadt und Steyers zu vollenden. — 1306 am 24. April verordnete Friedrich der Schöne daß in der Neuſtadt künftighin kein Jude Gewand ſchneide. — 1342 am 8. November vergönnte Albrecht der Lahme den Neuſtädter

Bürgern, ihre Weine auch jenſeits des Semmering zu verführen. — Vom Jahre 1444 5. und 6. April ſind die Stiftsbriefe Friedrich IV. für eine Ciſterzienſerabtei und für eine Collegiate weltlicher Chorherren. 1445 2. April moderirte den Chor.

S. Pölten wahrſcheinlich mit S. Florian, eine der älteſten, in die Merowingiſch-Agilolfingiſche Epoche hinauf datirenden Miſſionen unter den Humiwaren und Slaven, nach Carls des Großen Eroberung aber eines der älteſten Paſſauiſchen Menſalgüter, erhielt 1159 vom Biſchofe Conrad das in den Wiener Jahrbüchern XL. 107. edirte, höchſt merkwürdige Stadtrecht. — S. Pölten war, wie die Waſſer- und Landmauth in Linz, wie das Vogteirecht in Zeiſelmauer und Mautern, (in welchem Letztern der Herzog offenes Gericht hielt), oftmals ein Gegenſtand des Zerwürfniſſes zwiſchen den Fürſten des Landes und dem Diöceſan.

Die merkwürdige Uebereinkunft Ottokars und ſeines Vaters Wenzeslav unmittelbar nach der Beſitzergreifung Oeſterreichs 1253, mit dem Biſchofe von Paſſau 1253, um die durch der Babenberger Erlöſchen offen gewordenen hochſtiftiſchen Lehn zu erhalten, giebt die Einwilligung zur Befeſtigung S. Pöltens und Efferdings (Jahrb. XL. S. 92).

1450 24. Juni thaten die biſchöflichen Commiſſarien ihren Spruch zwiſchen den Probſt und zwiſchen gemeiner Stadt S. Pölten, über langwierig ſtreitige Grundſtücke. —

1430 am 20. Juni beſtätigte Biſchof Leonhard die den Fleiſchhauern zu S. Pölten von ſeinem Vorfahr Albrecht verliehenen Begünſtignngen.

Steyer iſt trotz des altrömiſchen Stiriate, trotz alles Dogmatiſirens der Aſſonanzen, nicht römiſch, ſondern rein mittelalterlich. — Styrapurch, die Burg zu Steyer, in der zweiten Epoche nach der Wiedereroberung über die Ungarn in den vom Apoſtel dieſer Gegenden, vom Paſſauer Bi-

ſchofe Piligrin, zu Lorch und Miſtelbach gehaltenen Verſammlungen, zeigt uns dieſen Ort als einen der älteſten Gränzplätze und Sammelpunkte. — Der ſaliſche Conrad ſoll es 1030 dem traungauiſchen Ottokar als Hauptburg gegen die Ungarn gegeben haben, zur Hut der obern carentaniſchen Mark an der Muhr und Raab. Pütten war der erſte Hort dieſer Mark unter den Arnolden und Gottfrieden von Lambach und Wels, welche die Ottokare erbten. Die untere (Pettauer, Cilleyer, Marburger Mark) hütete des Umkreiſes zwiſchen der Saan, Sau und Drau. — Stadt Steyer gehörte noch ſpät nach Steyermark. — Max I. ſagte 1512: „dieweilen dann unſere Stadt Steyer zu unſerm Land Steyer gehöret hat, und nun zu unſerm Land ob der Ennß, doch unabgenommen ihrer Freiheiten und alten Herkommen, incorporirt, auch unſern Eiſen-Ertzt bei Leoben, das Eiſen daſelbſt zu heben fürgeſetzt iſt, und denſelben deſto baß abzuſein, alle die Recht mit Kauffen und Verkauffen, wie andere unſere Städt in unſern Lande Steyer gelegen, haben ſollen.“ — Die Burg zu Steyer galt für ſo wichtig und hatte ſo ausgreiſende Rechte, daß Przemysl Ottokar als er den Nachlaß der Babenberger, daß der niederbayeriſche Herzog Heinrich, als er nach ihrem Erlöſchen das erſt 1156 von Bayern abgeriſſene Land ob der Enns wieder gewinnen wollte, vor Allen trachtete, ſich der Burgherrn zu verſichern, Ditmars von Steyer und der Loſenſteine.

Die Stadt und die Bürger von Zwettel erhielten am 27. Decbr. 1201 von dem eben dort anweſenden Leopold dem Glorreichen alle Handelsrechte der Kremſer zu Waſſer und zu Lande.

Ueber die ſteyermärkiſchen Städte und Märkte dürfte zuverläſſig die Johannäums-Zeitſchrift ihre edle Wirkſamkeit ferner erproben. — Manches darunter iſt bedeutend, z. B.

König Rudolphs Stadtrecht für Bruck an der Muhr, 1277, das unter andern verwilligt, daß „zwiſchen Rottenmann und Prugg mindert anders wo geſchehen ſollen Niederleg der Salze, noch die Salze in Kueſſen geſtoſſen und gefaſſt Sollen werden, dann in der vorgenanten Statt, dazue zu ainer mehreren ſondern gnad, Erlauben Wör günſtiglich denſelben Burgern, daß ſie von ihrer vorgeſprochenen Statt, drei Raſt auf Erdtreich und auf Waſſer mit ihren Kaufmannſchaften vnd mit andern Dingen, die ſie führen, frei ſein ſollen," — Rudolphs IV. Beſtätigung iſt von 1360, — Ernſt der Eiſerne bezeugt 1418 in der Neuſtadt, daß die Städtedeputirten vor ihn getreten ſeien, klagend, wie die Schwaben, vnd gäſt aus denen Reichsſtätten. — Vnd von Salzburg, vnd auch andern Gäſt und auſſwendige Leuth allen Werl beſtehlten, vnd auß dem Landt führten gold, ſilber, ſaffrian, War, geſüht, vnd ander Gunth, damit ſie ſich nöhren, Vnd betragen ſollten," — und wie er dieſes abgeſtellt und ſie lediglich auf Bruck an der Muhr eingeſchränkt: „daſelbſt ſollen ſie ſolch ihr Haab, Kauffmanſchaft vnd handlung Niederlegen, vnd ihr gewerb vnd Handlung mit Kauffen, vnd verkauffen damit treiben." — Der vierzehnjährige Friedrich IV. nahm 1428 den Bürgern von Gratz, die „zu bau und beſſerung derſelben ſtatt," von ſeinem Vater Ernſt auf Widerruf gegebenen Gunſt und legte ſie auf Bruck, „daz ſy von ainem wagen, der da durchgeet nemben ſechzehn pfenning und von ainem fueder ſalz ain helbling, damit Bruck mit ringhkmauern, gräben, türn und ſöllicher notturfften, auch vergröſſert ſoll werden," — 1441 und 1471 erhöhte Friedrich dieſe Abgabe zu Gunſten der getreuen Stadt. — Den Bürgern von Vellenbach. „daß ſie alle die Rechte und die Freiung haben ſullen an allen ſtetten an der nyderlag, gleichwie die Burger von Gratz," vergünſtigt 1320 Friedrich der Schöne, — 1362 gab ihnen Rudolph der Sinnreiche,

als ſie ſich Friedrichen von Walſee, Hauptmann in Steyer, dem ſie lange verſetzt geweſen, ſelbſt gelöſet hatten, auf fünf Jahre Steuerfreiheit, in Handel und Kaufmannſchaft gleiche Rechte mit den Bürgern von Radkersburg, „auch derſelben markt zu mauern und ein ſtatt daraus zu machen.“

Zeiſelmauer und das durch Krieg und Gewäſſer ſo oft zerſtörte Traiſen, Traisma, Traismauer (von Carl dem Großen, Ludwig dem Deutſchen und Arnulf bis zur Säculariſation 1802 über ein Jahrtauſend ſalzburgiſch) ſind auf Römertrümmern, karlowingiſcher Wiedergeburt. — *Treisima civitas* et ecclesia S. Martini cum decima et sursum in australi atque origentali parte fluminis Treisima usque ad Potilines prunin (Pottenbrun am öſtlichen Ufer der Traſen hinter Capellen) et sicut Dieterichsbach fluit contra duos acervos, qui in origentali parte campi positi sunt, et exinde usque ad Danubium in illum locum, qui Tripoliza dicitur, et ita sursum prope Danubium cum agris pratis cultis et incultis auuis (Auen) locis piscationum, que diutisce archisteti vocantur, et ita sursum usque ad illam marcham, que inter Treisinam et Holunpurch utramque res discernendo dividit. — So nach Carls des Großen Eroberung über die Hunivaren 791—798, — ſo noch der zweiten allmähligen Eroberung über die Ungarn in Folge der die deutſchen Gauen auf immer von ihnen befreienden Lechfeldsſchlacht 10. Auguſt 955. Den Paß an der Treiſen verlieh 998 Otto III. cuidam Engilrico, quidquid habuimus inter rivos Dullona et Amizinesbach (Tuln und Anzbach) ea videlicet ratione, ut quidquid sibi libuerit, inde faciat et Traysimae *clausuram* habeat (Duellii Misc. T. II. 379). Aus dieſen Gütern entſtand nachher das Chorherrnſtift S. Andre an der Traiſen und jener Engilrich gilt insgemein für den Ahnherrn je-

nes Zweiges der ſchwäbiſchen **Rechberge**, nachhin Marſchälle der Hohenſtauffen, der ſich in der Oſtmark unter der Enns und in Carentanien ausbreitete, von Treisma, von Lengenbach hieß, auch Schenken von Lengenbach und Domvögte von Regensburg.

Merkwürdig für die Handelsgeſchichte der Lande zwiſchen dem Semmering und Hartberg, der Muhr und der Drau, ſind die Handelsfreiheiten für **Judenburg**, 1276, von Ottokar und ein Jahr darauf von ſeinem glücklichen Widerſacher, Rudolph von Habsburg: — Nos Ottacharus dei gratia Boemiae Rex, dux austriae, Styriae, et Karinthiae, Marchioque, moraviae, dominus Carnioliae, Marchie Egre, ac portus Naonys. Tenore, presencium protestamur, et scire volumus vniuersos, quod dilectis. fidelibus nostris. ***Ciuibus in Judenburch***, hanc de liberalitate regia duximus, gratiam faciendam quod, Lombardi sev latini ad dictam Ciuitatem in Judenburch, mercimonia deferentes, eadem nulli hospitum, vendere, audeant, sed solummodo, Ciuibus supradictis. et hoc sub pena decem Marcarum argenti, decrevimus, inhibendum, quarum, quinque, in vsus Judicis, conuertentur, In cuius rei, testimonium presentem, litteram nostrorum, sigillorum munimine mandauimus, roborari, datum ***prage.*** Anno domini. Millesimo, ducentessimo Septuagesimo, Sexto. vij Idus Septembris. — Dieſe ſowohl als die nachfolgenden Urkunden zeigen Judenburg als einen bedeutenden Stapelplatz für den reichen Handelszug aus Deutſchland, aus Venedig und hiemit auch aus dem Peloponnes und aus der Levante, aus Egypten und Conſtantinopel. Dieſe Briefe machen bekannter mit den damals vorzüglichſten Handelsartikeln, beſonders dem Eiſen, mit dem relativen Werthe der Waaren, mit dem wichtigen

Münzrecht und mit den ausgedehnten Wechſelgeſchäften der Stadt. Die Lombarden oder die Lateiner, welche ſollten die nach Judenburg gebrachten Waaren an Niemanden als nur an die Bürger dieſer Stadt verkaufen. Die alten (freilich bald darauf durch Albrecht vertilgten) Freiheitsbriefe Leopolds des Glorreichen und ſeines Sohnes, des im Siege der Leithaſchlacht gefallenen Friedrichs des Streitbaren, wurden beſtätiget, inſonderheit daß, wenn die Münzmeiſter neues Geld prägen, nur die Judenburger Wechsler durch ſechs Wochen Geſchäfte treiben dürfen, nach Verlauf dieſer Zeit aber jeder Judenburger Bürger. Münzmeiſter und Wechsler ſollen nicht eigenmächtige Hand auf Jemanden legen, ſondern der Stadtrichter blos nach dem Geſetze verfahren. Der wegen einer perſönlichen Geldſchuld Belangte muß unweigerlich vor dem Richter des Orts Rede ſtehen. Das Eiſen von Trafaijach darf nach alter Gewohnheit nur nach Judenburg geführt und dort feilgeboten werden. Auch haben die Bürger von Judenburg, wenn ſie nach Wien gehen, in den einzelnen Städten, wo man Zölle zu geben pflegt, bis zur Stadt Wien, doch nicht weiter, in Hinſicht des Zolles zu zahlen gepflogen, von jedem gebundenen Saume 12 Denarien, von einem Saume Seife 6 Den., von einem Saume Oehl 3 Den., von einem Saume Feigen 3 Den., von 100 Kuhhäuten 12 Den., von 100 Schafhäuten 4 Den., von einem Wagen Getreid 2 Den., und von einem Centner Wachs 4 Den. Auch ſollen zu Wien am Thore von jedem geladenen Wagen 5 Den., und am Marktzoll in der Stadt 12 Den., gezahlt werden. Auf dem Rückwege aber ſoll den Bürgern von Judenburg eben ſo viel abgeſchrieben werden, als ſie vorher an Zoll gezahlt haben. Auch ſollen die Judenburger Bürger ihr altes Getreidmaß, Elle und Gewicht beibehalten.

Rudolphus dei gracia Romanorum Rex semper

Digitized by Google

Augustus, Omnibus in perpetuum. In excellenti specula regie majestatis ordinatione diuina feliciter constituti, perspicacitatem oculorum longe lateque diffundimus, prospiciendo utilitati fidelium et eorum indempnitatibus praecavendo. Nouerint igitur presentis etatis homines, et future, quod ***Ciues nostri dilecti de Judenburch***, celsitudinem Regiam accedentes, humiliter supplicarint, quod nos, gratias, concessiones, libertates, et Jura, vniuersa, et singula, quibus Civitas predicta de Judenburch ab illustribus quondam ***Lupoldo***, de ***Friederico***. Ducibus Austrie et a ceteris principibus principatus eiusdem, dotata dinoscitur ab antiquo, ipsis. dignaremur de benignitate regia confirmare, quarum gratiarum, concessionum, libertatum seu Jurium, quedam specialiter duximus exprimenda, Primo, quod, cum ***Monetarii***, denarios nouos cudunt, ***Camsores*** in Ciuitate Judenburch, sex septimanis soli cambient et nullus alter quibus expletis, quilibet ciuis eiusdem loci poterit licenter cambium exercere. Item, Monetary, et Camsores, non debent in aliquem, auctoritate propria manus injicere violentas, nec trahere, sed siquid circa eorum negocia questionis emerserit, ***Judex Ciuitatis*** predicte, debet discuttere, et etiam Juris ordine iudicare. Item si aliquis conuentus fuerit coram Judice pro debitis, que contraxit personaliter, non potest querere diffugium, ratione alterius Judicis, sed pro eisdem debitis coram ipso Judice ciuitatis tenebitur respondere. Item ferrum de Treveiach debet duci tantum, ad Civitatem Judenburch, ibique venalitati exponi, vt ab antiquis temporibus est consuetum. Item Mercatores de terra ***latina***, ducentes mercimonia Judenburch debent ea

tantum vendere Ciuibus eiusdem loci, et non mercatoribus alienis, et si secus factum fuerit, emptor mulctabitur, pena quinque Marcarum et venditor in tantundem. Item nullus extraneus, Mercator, debet quicquam emere Judenborch, nisi per integrum quartale, si quis hoc violare presumpserit, perdet pecuniam per quam emit, et venditor debet revendita spoliari. Item in alpibus, que dicuntur, Judenburgeralben, nullus habet, vel habere debet quicquam Juris, nisi sola Ciuitas in Judenburga excepta sola Curia, que dicitur schaflehen, quam ibidem habent Monachi *seggouienses.* Item nemus in der Muschoniz et in vüsterüz, debet tantum vtilitati Ciuitatis Judenburch. Eundo ***Wiennam,*** in singulis Ciuitatibus, vbi dari thelonia est consuetum, vsque ad Ciuitatem Wiennam non amplius exoluere ratione Thelony consueuerunt. De qualibet souma circumligata, duodecim denarios, de souma sinigmatis, quod dicitur saive, sex denarios, de souma Olei, tres denarios, de souma ficuum, tres denarios, de Centum Cutibus vaccinis, duodecim denarios, de Centum Cutibus hircinis, sex denarios, de Centum cutibus Ouinis quatuor denarios, de curru frumenti duos denarios, et de Centenario Cere, quatuor denarios. Item in Wienna in porta, de quolibet curru onerato sex denarios, et de Thelonio, fori ibidem in Ciuitate, duodecim denarij exoluentur, Redeundo autem ipsis Ciuibus de Judenburch, tantundem defalcabitur, quantum primitus in theolonio persolueruut. Item Mensuram frumenti, et vlnam et pensam, quam ab antiquo habuerunt, ciues Judenburch, adhuc plenarie obseruabunt. Item nullus miles, vel cliens, debet pro Ciue detineri. Neque aliquis Ciuis, pro

Milite, vel cliente, similiter debet inpignorari vel detineri. Nos autem predictorum Ciuium nostrorum de Judenburc deuotis supplicationibus fauorabiliter inclinati, premissa vniuersa et singula, ceterasque gratias, immunitates, Concessionis libertates et Jura, ipsis a quondam Friderico, et Lupoldo ducibus Austrie Illustribus, aliisque principibus principatus eiusdem, rite et rationabiliter, indulta, tradita, et concessa, confirmamus, innouamus, et presentis scripti patrocinio communimus. Nulli ergo animo hominum liceat hanc paginam nostre confirmationis infringere, vel ei in aliquo ausu temevario contraire. Quod qui forte attemptare pressumpserit, grauem nostre Mayestatis offensam, se nouerit incurrisse. Im cuius rei testimonium presens scriptum exinde conscribi et Mayestatis nostre sigillo iussimus communiri. Datum *Wienne* XIIII. Kalendas Februarii, Indictione v. Anno domini Millesimo ducentesimo LXX vij. Regni vero nostri anno quarto.

(Die Fortſetzung dieſer Proben folgt).

1.

Ottokar verleiht den Lichtenſteinen, die den Nachlaß der Babenberger in ſeine Hand gebracht, das wichtige Nickolsburg in Mähren nach deutſchem Recht und Herkommen.

Przemizel Dei gratia Illustris Wenzeslai Bohemorum regis filius. Marchio Moraviae omnibus hanc paginam inspecturis in perpetuum. Censemus conveniens et honestum, et eorum, qui se circa serenitatem domini et Patris Nostri Illustris Regis Wenzeslai et Nostram exhibue-

runt fideles et devotos, recompensemus servitia beneficijs et gratia singulari. Eapropter devota et fidelia servitia, quae fidelis Noster, vir *Nobilis Henricus de Liechtenstein*, Domino et *patri* nostro ac *nobis* exhibuit, oculo largitatis intuentes, cum dignitatem Nostram dona sua deceat pluere magnifice ac abunde, *Villam Nicolspurg* cum ipsius attinentiis in proprietatem donamus, ab eo et haeredibus suis omni cessante impedimento, dum Wilhelmus de *Dürnholz* cum Fratre suo Hermanno eidem Villae voluntariae renunciaverit, praefatum Henricum et haeredes suos pro ipsa deinceps non impediturus, perpetuo possidendam. Et ut haec provida Nostrae Nobilitatis donatio effectum consequatur pleniorem, Statuimus firmissime praecipientes, ne quis ipsum et haeredes suos in jam dicta villa de caetero impedire debeat, seu aggravare. Ut autem ea, quae praediximus, apud nos perpetuo rata et inconcussa permaneant praesentem paginam Sigilli nostri munimine fecimus roborari. Acta sunt haec in *Bruna*, praesentibus his testibus. Domino Brunone Episcopo Olomuzensi, Comite Othone de Playen, Haulone de Levvenberg, Sdezlao de Sternberg. Item nobilibus nostris de *Moravia* — — — — Hadaldo fratre — — — — Hartliebo et Jenzone Fratribus — — — — Immerammio, Wilhelmo de Uztopesch, Cerrone et Stezcelao Fratribus. Nobilibus vero de *Austria*, Pilgrino de Schwarzenawe, Friderico de Gerlocho et fratre suo Conrado, Alberone, Henrico et Diethmaro Fratribus de Baumgarten et quam pluribus aliis. Datum in Bruna per manum Magistri Wilhelmi Curiae Nostrae Notarii. Anno Domini 1249 19. Calend. Febr. (14. Jänner).

2.

Przemysl Dei gratia Illustrissimi Wenzeslai Boemorum regis filius, Marchio Moraviae, omnibus hanc literam inspecturis in perpetuum. Censemus conveniens et honestum, et eorum, qui se circa Serenitatem domini et Patris nostri Illustrissimi Regis Wenzeslai et Nostram exhibuerunt fideles et devotos, recompensemus servitia, beneficiis et gratia singulari. Eapropter devota et fidelia servitia

quae fidelis Nostrer, Vir nobilis *Henricus de Liechtenstein* Domino et patri nostro, ac Nobis exhibuit, oculo largitatis intuentes, cum dignitatem Nostram dona sua deceat, pluere magnifice ac abunde, villam in *Nychulstbruch* cum ipsius attinentiis, quam Nobilis Noster Wilhelmus de Dürnholz impetravit, in Nostra praesentia eonstitutus, voluntarieliti cessit, ipsi Henrico et Haeredibus suis conferimus, *secundum Jus et consuetudinem Teutonicam*, perpetuo possidendam. Et quod provida Nostrae Nobilitatis donatio effectum consequatur pleniorem, statuimus firmissime praecipientes. ne qui ipsum et haeredes suos in praefata villa deinceps impedire debeat seu aggravare. Ut autem ea, quae prediximus apud nos perpetuo rata et in convulsa permaneant, Sigilli nostri munimine fecimus roborari. Acta sunt haec in *Bruna* praesentibus his testibus: Gallo de Levvenberg, Jerosleo de Zliwen. Wenceslao de Sternberg. Item Nobilibus Moraviae, Botschone. Hartlibo Jensone. Sigfrido et Chadoldo Orphanis. Wikardo Ulrico Frie . . . et quam pluribus aliis. — Datum in Bruna per manum Magistri Wilhelmi. Curiae nostrae notarii. Anno Domini Mill. CCXLVIV, XV. Calendis Decemb. (17. Nov.)

3.

In nomine sanctae et individuae Trinitatis, Amen. Nos Ottocarus Dei gratia Boemorum Rex, dux Austriae et Styriae, marchio Moraviae. Omnibus in perpetuum. Ne per oblivionis caliginem ea, quae de maturitate Nostri Consilii gessimus et gerimus prouide, rationaliter, et consulte, robur perpetuae firmitatis amittant, tam viventibus, quam victuris constare volumus praesentium per tenorem: Quod Nos fidelium Nostrorum utilitati commodo et honori ut tenemur ex debito affectione syncera intendere cupientis, pro futurae vexationis et Injuriae quae per oblivionem saepe nascitur, malitia resecanda, renovari fecimus Nostrum privilegium olim datum: Dilecto fideli Nostro *Henrico de Liechtenstein* et haeredibus ipsius utriusque sexus, ratione et causa multorum et magnorum servitiorum, quae ipsi Patri Nostro felicis recordationis et Nobis non sine gravi personae suae periculo et rerum suarum maximo dis-

pendio exhibuit et impendit fideliter, utiliter et constanter; Privilegium inquam datum eidem, super praedio in *Nicolsburg* et suis attinentiis universis, agris, vineis, orcis, cultis, quaesitis et inquirendis, Silvis, nemoribus, viis et inviis, venationibus, pratis, ripis, aquis, piscationibus et aquarum decursibus, molendinis et generaliter cum omnibus, quae spectant ad illud quocunque titulo seu nomine censeantur, gratum et ratum et inviolabile statuentes, ut praemissa a nobis una cum suis haeredibus utriusque sexus, ut praedictum est, perpetuo teneat proprietatis nomine, *pleno Jure et libertate perfecta*, quemadmodum progenitores Nostri et Nos illa bona dinoscimus possedisse. In cujus rei testimonium praesens instrumentum dari fecimus ipsi sigillorum Nostrorum munimine roboratum, testibus qui nunc aderant subnotatis, qui sunt: Wocho de Rosenberg, Capitaneus *Styriae*. Jerascius Pragensis Burggravius, Andreas summus Regni Bohemiae Camerarius, Tisusko de Luxemburg et Henricus filius ejus. Wenceslaus de Sternberg, Kacimisue de Pfrimberg, De Austria. Henricus comes de Hardegge, Otto de Myssowe, Otto de Haslovve. Alb. Dapifer de Veldsperg. Conradus de Zelkingen. Al. et L. Fratres de Zakingen, Heinricus Dapifer de Lengenbach. De *Styria:* Fridericus de Betthovia, Hartnidus de Orth. Wolfingus de Stubenberg. Bernhardus Comes do Pfannenberg, cum Fratre suo. Ulricus de Wildonia et filii sui. Rudolphus et Ludoldus Fratres de Stadegge. Erchengerus de Landessere Dapifer, Gundakerus pincerna. De *Moravia:* Benescius Znoymensis, Andreas et Milata fratres ipsius; Zmila de Brumove, Hartlibus et Jenzo Fratres de Doblin, Wichardus de Tyrna, Chuno Marstalsus: Bsnata Dapifer, Nezamisl Pincerna, Hartlibus Camerarius, Zmilo de Belkovve, Theodoricus filius Hruconis, Buhusch filius Tirchonis, Wilhelmus de Utbecz et alii quam plures. Actum *Wienuae* Anno 1262. Datum per manum Magistrl Arnoldi, tunc nostri. Prothonotarii Kalendis Maji (1. May) Regni Nostri Anno primo, quintae Indictionis feliciter Amen.

Der große Einfall der Mongolen oder Tartaren war für Ottokar ein Hauptanlaß an der ſüdlichen und Oſtgränze Böhmens, Mährens und Schleſiens feſte Städte, Sperrpunkte an Flüſ-

ſen und Kreuzwegen zu errichten. — Der Wahn war bisher allgemein: des Vordringens der Mongolen äußerſtes Ziel ſei Olmütz geweſen und alldort der, durch die czechiſche Ilias, die unvergleichliche Königinhofer Handſchrift gefeierte Sieg Jaroslaws von Sternberg an dem noch für heilig gehaltenen Berg Hoſtein, der Wendepunkt. Allein die nachfolgenden, auch für Ottokars Coloniſations- und Städtegründungs-Verſuche wichtigen Urkundenſtellen zeigen, daß die mongoliſche Verwüſtung ſich viel tiefer ſüdwärts, von Brünn gegen Wien zu, bis an die Marken Oeſterreichs erſtreckt habe, wie aus Oſten, von der ungariſchen Seite, bis an die Leitha und March.

Primizl Dei gratia rex Boemie Dux Austrie ac Marchio Moravye bittet den Papſt Alexander, daß er das Patronatsrecht bei der St. Wenzelskirche in Tüsnowitz (Tiſchnowitz) und andere Schenkniſſe, welche der Ollmützer Biſchof Rupert dem **monasterio, quod vocatur porta caeli ibidem constructo Monialium ordinis Cisterciensis, — sub dto in Bruna anno gracie 1239** verliehen, beſtätigen möchte, und fügt (nämlich Przmyſl) hinzu; — — **Et cum** ***idem monasterium, enormiter sit laesum, tam a Tartaris, quam ab hungaris ac communis*** **et nunc etiam multipliciter super decimis per ante nominatum Episcopum Rudbertum collatis, nunc a domno B. (Brunone) ollemncensi episcopo quam plurimum aggravatum, petimus humiliter et instanter ut ecclesias a nobis et progenitoribus nostris ad usum sanctimonialium ibidem degentium collatas, una cum decimis per episcopum dominum Rudbertum concessas, auctoritate dignemini confirmare, dando monasterio conservatores, qui tam in ecclesiis, quam in decimis, quam in aliis conis idem monasterium auctoritate apostolica valeant defensare. Datum in Bruna anno domini 1255** (bis 1260 nannte ſich Ottokar ſonſt nie **Rex**, nur **dominus Regni Boemie**).

In den Annalen des Prämonſtratenſer-Kloſters Obrowitz (Zabrdowitz bei Brünn), Band I, Blatt 36, heißt es: **„Hos formidabiles rabidos canes (Tartaros) dum fugere Moravi, fugit et Conradus Abbaz (Zabrdovicensis) noster, corpus salvans quidem, sed non monasterium, quod** ***cum aliis villis totum exustum, spoliatum et depauperatum fuit,*** **ideo hoc tam saevo miseriarum turbationumve accepto vul-**

nere, quo non cruentatus sed afflictus modo magis jam mori petiit quam vivere, quod et factum, quando nonnisi in annum gratiae 1241 vixit.“

Dieſer Mongolen=Einfall, dem Friedrich der Streitbare eben ſo zwiſchen der March und Waag, als in der Ebene Neuſtadts, einen Damm entgegenſetzte, veranlaßte ſchon den Böhmenkönig Wenzel, an den Marken Ungarns und Schleſiens, Verhaue und Schanzen zu erbauen, Gränzwächter (oder wie man ſie in der Landesſprache nannte, „Schrecker“) aufzuſtellen, Ottokaren aber, einen, dem Kloſter Wellehrad gehörigen, wohlgelegenen Ort, — Hradiſch, — als Stadt und Feſtung herzuſtellen. — Um des Kloſters Rechte zu wahren, in deſſen **hereditate contra terminos Hungarorum, munitionem unam seu oppidum, pro necessitate ac conservatione terre nostre — edificari jussimus**, trug er ſeinen Kommiſſarien, dem berühmten Ollmützer Biſchof Bruno, gebornen Grafen zu Schaumburg und Holſtein, dem Helden Heinrich von Lichtenſtein, dem Kämmerer Barbuſch, Wilhelm von Huſtopetz, dem Hofrichter Johann von Weißenau und Ludemir, des Kämmerers Bruder, auf: **ut taliter ordinare procurarent, quod ejusdem oppidi locatio, monasterio Wellehradensi non — preiudicialis existeret — —** dann **quod ad insulam, in qua sita est capella S. Georgii, que pro ceteris in illo districtu *ad construendam munitionem et urbem*, omnium predictorum fidelium nostrorum iudicio aptior videbatur tam homines nostri de Cunowiz quam, — Wellehradenses — de ipso forensi villa Wellegrad — cum pro omnibus sit capax locus ille, *simul debeant se transferre*, — — *forum rerum venalium* in eodem oppido novo, duobus diebus qualibet septimana servabitur** — die Wellehrader ſollten frei ſein, von jeder bloß die königlichen Städte und Märkte betreffenden Steuer, und nur bezahlen die **generalem steuram per totam terram**, — Wellehrad behielt überdies das Patronatsrecht der neuen Kirche zu Hradiſch und die Beſtellung des Richters. Am 15. October 1257 wurde in der Abtey Plaß die feierliche Urkunde darüber gefertiget. — Der große Ottokar traf aber noch andere politiſch=ſtrategiſche Maßregeln der inneren und äußeren Sicherheit. — Wratislaw, der erſte König hatte eine deutſche Gemeinde zu Prag, — Boleslaw der Lange hatte im

ſchleſiſchen Flachlande, Deutſche, jure teutonico, angeſie-delt. Vom Rhein und von der Donau zogen gelehrte und gewerbskundige Mönche in die (gerade auf den Verbindungspuncten zwiſchen Franken, Sachſen, Böhmen, Mähren und Schleſien angelegten) Klöſter, die nach dem Buchſtaben der Urkunden: „multum augebant araturas seu Robotas exsectis radicitus sylvis et extructis servilibus tugnriis et liberaverunt ab ursis et lupis, qui usque ad ovilia ibant“ — Durch dieſe arbeitſamen, freiheitliebenden Deutſchen ſchufen ſich die Böhmerfürſten nach und nach einen dritten Stand, dadurch unabhängiger zu werden von der übermächtigen Adels-Oligarchie. — Von den beiden Kreuzzügen Ottokars wider die heidniſchen Preußen (auf welchen er im Walde Twangſte am Pregel Königsberg, Biſchof Bruno aber Braunsberg erbaute) blieben im nordöſtlichen Mähren viele ſtreitluſtige Kreuzfahrer zurück. — Bruno machte nun die große deutſche Koloniſation um Hotzenplotz. Sein Freund und König, der ſchon im Kuhländchen deutſche Anſiedler angeſetzt, und die dortigen Schlöſſer und Päſſe meiſt den Tempelrittern anvertraut hatte, führte weſtwärts den viel größern Gedanken aus, das mitten durch ſlaviſches Land ſtreichende Rieſengebirge zu einer einheimiſchen Pflanzſchule Deutſcher zu machen. Als Ottokar (ddto. Brünn 17. Novbr. 1249) den wider die Preußen, Ungern und Mongolen kampfbewährten Heinrich von Lichtenſtein, den erſten Mann im herrenloſen verwaiſten Oeſterreich, durch die Verleihung Nikolsburgs, dieſer Pforte Mährens, gewann, gab er ihm ſelbes ausdrücklich: „*Secundum jus et consuetudinem teutonicam*“ — Biſchof Bruno's kluge Zerſtückelung der allzugroßen Kirchengüter in kleinere Aftermannslehen ſchuf zuerſt ſeinem Hochſtifte, aber auch dem König, ein immer zum Aufſitzen fertiges Heer von Rittern und Knechten, meiſt deutſchen Glücksrittern. Am 26. December 1264 zu Prag beſtätigte Ottokar dieſe Errichtung militäriſcher Aftermannslehen (ein höheres, germaniſches Vorbild der öſterreichiſchen Militärgränze), als eine beſonders fromme und vorſichtige Maßregel, und ſchenkte dazu das Städchen Holyn dem Biſchof Bruno, der: ad honorem et utilitatem ecclesiae suae indefessa sollicitudine diligenter intendens, statum ejus, quibus po-

test promotionibus erigendo *militibus et famulis suis*, *qui tam nobis in defensione terrarum nostrarum et ad resistendum inimicis nostris*, quam etiam ipsi Domino Episcopo, nobis semper exposito et parato jam milite, retroactis temporibus non sine magnis laboribus et personarum periculis fideliter servierunt et serviunt, incessanter de bonis et possessionibus Episcopus uni cuique juxta suorum exigentiam obsequiorum, nomine *feudi* bona duxerit aliqua conferenda pleno Capituli sui attendente consensu, — — tales etiam, qui militaria nobis praestent obsequia pro defensione terrarum nostrarum — — — ut temporis conditio praesentis exposcit. Volentes habere *mansione stabili infra dominii nostri retes*, consensum nostrum super infeudationibus hujusmodi favorabiliter — adhibemus — et ut prefati *milites et famuli nec non heredes sui*, dictorum feudorum, prout in privilegiis Episcopi et capituli olomucensis sibi concessis plenius est expressum perpetua — gaudeant firmitate, ipsique et eorum posteri, qui in bonis eisdem feudalibus de jure successerint — — *ecclesie olomucensi obsequiis militaribus perpetuo sint astricti.*

Die Fortſetzung im nächſten Jahrgange.

X.

Sagen und Legenden. Zeichen und Wunder.

254. Hinzelmann. — 255. Hütchen. — 256. Die Gräfin von Orlamünde. — 257. Der Brennberger (erſte Sage). — 258. Der Brennberger (zweite Sage). — 259. Jungfer Eli. — 260. Kryſtall-Schauen. — 261. Das Hemdabwerfen. — 262. Die Taube zu Krakau zeigt Herzog Heinrichen von Breslau einen Schatz. — 263. Rebundus im Dom zu Lübeck. — 264. Die Pferde aus dem Bodenloche. — 265. Herr Peter Dimringer von Stauffenberg. — 266. Des edlen Möringers Wallfahrt. — 267. Die Zauberlampe. 268. Prinz Olav der Schneider. — 269. Der geleimte Teufel. — 270. Der Löwe. — 271. Lirum Larum. — 272. Der Schmid zu Mrakontin. — 273 Der Tyroler Jäger und die erwilchte Hexe. — 274. Der Herr Corporal; ſeine Soldaten und die verwünſchten Prinzeſſinnen.

---

254. Hinzelmann *).

Auf dem alten Schloſſe Hudemühlen, das im Lüneburgiſchen nicht weit von der Aller liegt und von dem nur noch

*) Das hiſtoriſche Taſchenbuch auf 1833 enthält im Vorwort eine Ueberſicht der ſeit 1830 fortgeſetzten Rubrik: *Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder*, ſowie der geſchichtlichen

Mauern ſtehen, hat ſich lange Zeit ein wunderlicher Hausgeiſt aufgehalten. Zuerſt ließ er ſich im Jahre 1584 hören, indem er durch bloßes Poltern und Lärmen ſich zu erkennen gab. Darnach fing er an bei hellem Tage mit dem Geſinde zu reden, welches ſich vor der Stimme, die ſich hören ließ, ohne daß jemand zu ſehen war, ſehr erſchreckte, nach und nach aber daran gewöhnte und nicht mehr darauf achtete. Endlich ward er ganz muthig und hub an vor dem Hausherrn ſelbſt zu reden und führte Mittags und Abends während der Mahlzeit mit den Anweſenden, fremden und einheimiſchen, allerhand Geſpräche. Als ſich nun die Furcht verlor, ward er gar freundlich und zutraulich, ſang, lachte und trieb allerlei Kurzweil ſo lang ihn niemand bös machte; dabei war ſeine Stimme zart, wie die eines Knaben oder einer Jungfrau. Als er gefragt wurde, woher er ſei und was er an dieſem Ort zu ſchaffen habe, ſagte er, daß er aus dem *böhmiſchen* Gebürg gekommen wäre und im Böhmer-Walde ſeine Geſellſchaft hätte, die wolle ihn nicht leiden; daher ſei er gezwungen, ſich ſo lang zu entfernen und bei

---

Balladen der althiſtoriſchen Volkslieder, der Ahnentafeln und Burgen, der Monographien und Biographien, namentlich auch berühmter Reiſender und Abenteurer. — Ein gleiches leiſtet das Taſchenbuch auf 1835 und jenes auf 1836, Seite 168 — Von den gegenwärtigen Sagen lieferte der unvergleichliche *Jacob Grimm* in ſeiner Sammlung, und zwar Nr. 254, aus Pfarrer Feldmanns Hinzelmann, — 255, aus Franzisꝫi hölliſchem Proteus, aus Prätorius und aus der Erzählung der Hilderheimer Stiftsfehde bei Leibnitz, — 256, aus Lazius, Waldenfels und Jungs Geiſterkunde, — 257 und 258, aus einem alten Meiſtergeſang, — 268, nach mündlichen Ueberlieferungen des Münſterlandes, — 260 und 261, nach Franziszis Sittenſpiegel und Prätorius Weihnachtsfratzen, — 262 und 263, nach dem oben citirten Proteus und nach Ottokar Hornecks öſterreichiſch-ſteyeriſcher Reimchronik, 264, aus Cölner Chroniken und Taſchenbüchern und aus Balthaſar Bebels Abhandlung von den zweimal Verſtorbenen, — 25., nach Erkenbolds alter Dichtung, — 266, nach dem alten Volkslied, verglichen mit Gräters Odina und mit Schmied im Bragur: — dieſe Anführung nur um *Jacob Grimms* hohes Verdienſt auch im Einzelnen dankbar ins Andenken zurückzurufen.

guten Leuten Zuflucht zu ſuchen, bis ſeine Sachen wieder beſſer ſtänden. Sein Name ſei Hinzelmann, doch werde er auch Lüring genannt; er habe eine Frau, die heiße Hille Bingels. Wann die Zeit gekommen, wolle er ſich in ſeiner wahren Geſtalt ſehen laſſen, jetzt aber wäre es ihm nicht gelegen. Uebrigens wäre er ein guter und ehrlicher Geſelle, wie einer.

Der Hausherr, als er ſah, daß ſich der Geiſt je mehr und mehr zu ihm that, empfand ein Grauen und wußte nicht, wie er ihn los werden ſollte. Auf Anrathen ſeiner Freunde entſchloß er ſich endlich, ſein Schloß auf eine Zeit zu verlaſſen und nach Hannover zu ziehen. Auf dem Wege bemerkte man eine weiße Feder, die neben dem Wagen herflog, wußte aber nicht, was ſie zu bedeuten habe. Als der Edelmann zu Hannover angelangt war, vermißte er eine goldene Kette von Werth, die er um den Hals getragen hatte, und warf Verdacht auf das Geſinde des Hauswirths; dieſer aber nahm ſich ſeiner Leute an und verlangte Genugthuung für die ehrenrührige Anklage. Der Edelmann, der nichts beweiſen konnte, ſaß unmuthig in ſeinem Zimmer und überlegte, wie er ſich aus dieſem verdrießlichen Handel ziehen könnte, als er auf einmal neben ſich Hinzelmanns Stimme hörte, der zu ihm ſprach: „warum biſt du ſo traurig? iſt dir etwas Widerwärtiges begegnet, ſo entdecke mir's, ich weiß dir vielleicht Hilfe. Soll ich auf etwas rathen, ſo ſage ich, du biſt wegen einer verlorenen Kette verdrießlich.“ „Was machſt du hier?“ antwortete der erſchrockene Edelmann, „warum biſt du mir gefolgt? weißt du von der Kette?“ Hinzelmann ſagte: „freilich bin ich dir gefolgt und habe dir auf der Reiſe Geſellſchaft geleiſtet und war allezeit gegenwärtig. Haſt du mich nicht geſehen? ich war die weiße Feder, die neben deinem Wagen flog. Wo die Kette iſt, will ich dir ſagen: ſuch nur unter dem Hauptkiſſen in deinem

Bett, da wird ſie liegen.“ Als ſie ſich da gefunden hatte, ward dem Edelmann der Geiſt noch ängſtlicher und läſtiger und er redete ihn heftig an, warum er ihn durch die Kette mit dem Hauswirth in Streit gebracht, da er doch ſeinetwegen ſchon die Heimath verlaſſen. Hinzelmann antwortete: „was weichſt du vor mir? ich kann dir ja allenthalben leichtlich folgen und ſein, wo du biſt! Es iſt beſſer, daß du in dein Eigenthum zurückkehrſt und meinetwegen nicht daraus entweichſt. Du ſiehſt wohl, wenn ich wollte, könnte ich das Deinige all hinwegnehmen, aber darauf ſteht mein Sinn nicht.“ Der Edelmann beſann ſich darauf, und faßte den Entſchluß zurückgehen und dem Geiſt, im Vertrauen auf Gott, keinen Fuß breit zu weichen.

Zu Hudemühlen zeigte ſich Hinzelmann gar zuthätig und fleißig in allerhand Arbeit. In der Küche handthierte er Nachts und wenn die Köchin Abends nach der Mahlzeit Schüſſel und Teller unabgewaſchen durch einander in einen Haufen hinſetzte, ſo waren ſie Morgens wohl geſäubert, glänzend wie Spiegel, in guter Ordnung hingeſtellt. Daher ſie ſich auf ihn verlaſſen und gleich Abends nach der Mahlzeit ohne Sorgen zur Ruhe legen konnte. Auch verlor ſich nie etwas in der Küche, oder war je etwas verlegt, ſo wußte es Hinzelmann gleich in der verborgenen Ecke wo es ſteckte, wieder zu finden und gab es ſeinem Herrn in die Hände. Hatte man fremde Gäſte zu erwarten, ſo ließ ſich der Geiſt ſonderlich hören und ſein Arbeiten dauerte die ganze Nacht: da ſcheuerte er die Keſſel, wuſch die Schüſſeln, ſäuberte Eimer und Zuber. Die Köchin ward ihm dafür dankbar, that nicht nur, was er begehrte, ſondern bereitete ihm freiwillig ſeine ſüße Milch zum Frühſtück. Auch übernahm der Geiſt die Aufſicht über die anderen Knechte und Mägde und gab Achtung, was ihre Verrichtung war, und bei der Arbeit ermahnte er ſie mit guten Worten fleißig zu

ſein. Wenn ſich aber jemand daran nicht kehrte, ergriff er auch wohl den Stock und gab ihm damit die Lezre. Die Mägde warnte er oft vor dem Unwillen ihrer Frau und erinnerte ſie an irgend eine Arbeit, die ſie nun anfangen ſollten. Eben ſo geſchäftig zeigte ſich der Geiſt auch im Stalle, er wartete der Pferde, ſtriegelte ſie fleißig, daß ſie glatt anzuſehen waren wie ein Aal, auch nahmen ſie ſichtbarlich zu, wie in keiner Zeit, alſo daß ſich jedermann darüber verwunderte.

Seine Kammer war im oberſten Stockwerk zur rechten Seite und ſein Hausgeräthe beſtand aus drei Stücken. Erſtlich aus einem Seſſel oder Lehnſtuhl, den er ſelbſt von Stroh in allerhand Farben kunſtreich geflochten, voll zierlicher Figuren und Kreuze, die nicht ohne Verwunderung anzuſehen waren. Zweitens aus einem kleinen runden Tiſch, der auf ſein vielfältiges Bitten verfertigt und dahin geſetzt worden war. Drittens aus einer zubereiteten Bettſtatt, die er gleichfalls verlangt hatte. Man hat nie ein Merkmal gefunden, daß ein Menſch darin geruht, nur fand man ein kleines Grüblein, als ob eine Katze da gelegen. Auch mußte ihm das Geſinde, beſonders die Köchin, täglich eine Schüſſel voll ſüßer Milch und Brocken von Weißbrod zubereiten und auf ſein Tiſchlein ſtellen, welche hernach rein ausgegeſſen war. Zuweilen fand er ſich an der Tafel der Hausherrn ein, wo ihm an einer beſonderen Stelle Stuhl und Teller geſetzt werden mußte. Wer vorlegte, gab ihm die Speiſe auf ſeinen Teller, und war das vergeſſen, ſo gerieth der Hausgeiſt in Zorn. Das vorgelegte verſchwand und ein gefülltes Glas Wein war eine Weile weg und wurde dann leer wieder an ſeine Stelle geſetzt. Doch fand man die Speiſen hernach unter den Bänken oder in einem Winkel des Zimmers liegen.

In der Geſellſchaft junger Leute war Hinzelmann luſtig, ſang und machte Reime, einer der gewöhnlichſten war:

Ortgieß läßt du mik hier gan,
Glücke ſaußt du han;
Wultu mick aber verdrieven
Unglück warſt du kriegen.

wiewohl er auch die Lieder und Sprüche anderer wiederholte zur Kurzweil oder um ſie damit aufzuziehen. Als der Pfarrer Feldmann einmal auf Hudemühlen zu Gaſt geladen war und vor die Thür kam, hörte er oben im Saal jemand ſingen jauchzen und viel Weſens treiben, weßhalb er dachte, es wären Abends vorher Freunde angekommen, die oben ihr Zimmer hätten und ſich alſo luſtig bezeigten. Er ſagte dann zu dem Hofmeier, der auf dem Platze ſtand und Holz gehackt hatte: „Johann was habt ihr da droben vor Gäſte?“ Der Hofmeier antwortete: „niemand fremdes, es iſt unſer Hinzelmann, der ſich ſo luſtig ſtellt, es wird ſonſt kein lebendiger Menſch im Saal ſein.“ Als der Pfarrer nun in den Saal hinaufſtieg, ſang ihm Hinzelmann entgegen:

„mien Duhme (Daumen), mien Duhme,
mien Ellboeg ſind twey!“

Der Pfarrer verwunderte ſich über dieſen ungewöhnlichen Geſang und ſprach zu Hinzelmann: „was ſoll das für eine Muſik ſein, damit du nun aufgezogen kommſt?“ „Ei, antwortete der Geiſt, das Liedlein habe ich von euch gelernt, denn ihr habt es oft geſungen und ich hab es noch vor etlichen Tagen, als ihr an einem gewiſſen Ort zur Kindtaufe waret, von euch gehöret.“

Hinzelmann neckte gern, ohne aber jemand Schaden dabei zu thun. Knechte und Arbeitsleute, wenn ſie Abends beim Trank ſaßen, brachte er in Handgemeng und ſah ihnen dann mit Luſt zu. Wenn ihnen der Kopf ein wenig warm

geworbrn war und es ließ einer etwa unter den Tiſch etwas fallen und bückte ſich darnach, ſo gab er ihm rückwärts eine gute Ohrfeige, ſeinen Nachbar aber zwickte er in's Bein. Da geriethen die beiden an einander, erſt mit Worten dann mit Werken und nun miſchten ſich die andern hinein, ſo daß jeder ſeine Schläge austheilte und erhielt und am anderen Morgen die blauen Augen und geſchwollenen Geſichter als Wahrzeichen überall zu ſehen waren. Daran ergötzte ſich Hinzelmann von Herzen und erzählte hernach, wie er es angefangen, um ſie hintereinander zu bringen. Doch wußte er es immer ſo zu ſtellen, daß niemand am Leben oder an der Geſundheit Schaden litt. Auf dem fürſtlichen Schloſſe zu Ahlden wohnte zu der Zeit Otto Aſchen von Mandelslohe, Droſt und braunſchweigiſcher Rath; dieſem ſpielte Hinzelmann auch zuweilen einen Poſſen. Als einmal Gäſte bei ihm waren, ſtiftete er einen Zank, ſo daß ſie zornig auffuhren und nach ihren Degen greifen wollten. Keiner aber konnte den ſeinigen finden und ſie mußten es bei ein Paar Querhieben mit der dicken Fauſt bewenden laſſen. Dieſes Streichs hat ſich Hinzelmann gar ſehr gefreut und mit vielem Lachen erzählt, daß er der Urheber des Zanks geweſen, vorher aber alles tödliche Gewehr verſteckt und bei Seite gebracht. Er habe dann zugeſchaut, wie ihm ſein Anſchlag ſo wohl gelungen wäre, daß ſie ſich weidlich herumgeſchmiſſen.

Zu einer Zeit war ein Edelmann zu Hudemühlen eingetroffen, welcher ſich erbot, den Hausgeiſt auszutreiben. Als er ihn nun in einem Gemach merkte, deſſen Thüren und Fenſter feſt verſchloſſen waren, ließ er erſt dieſe Kammer, ſo wie das ganze Haus, mit bewaffneten Leuten beſetzen, und ging darauf ſelbſt, von einigen begleitet, mit gezogenem Degen hinein. Sie ſahen nichts, fingen aber an links und rechts nach allen Seiten zu hauen und zu ſtechen, in der Meinung, den Hinzelmann wo er nur einen Leib habe, da-

mit gewiſslich zu erreichen und zu tödten; indeſſen fühlten ſie nicht, daß ihre Klingen etwas anders, als die leere Luft durchſchnitten. Wie ſie glaubten, ihre Arbeit vollbracht zu haben und müd von dem vielen Fechten hinausgehen wollten, ſahen ſie, als ſie die Thüren des Gemachs öffneten, eine Geſtalt gleich einem ſchwarzen Marder hinausſpringen und hörten die Worte: „ei! ei! wie fein habt ihr mich doch ertappt!“ Hernach hat ſich Hinzelmann über dieſe Beleidigung bitterlich beſchwert und geſagt: er würde leicht Gelegenheit haben ſich zu rächen, wenn er nicht den beiden Fräulein im Hauſe Verdruß erſparen wollte. Als dieſer Edelmann nicht lange darauf in eine leere Kammer des Hauſes ging, erblickte er auf einer wüſten Bettſtatt eine zuſammengeringelte große Schlange liegen, die ſogleich verſchwand, aber er hörte die Worte des Geiſtes: „bald hätteſt du mich erwiſcht!“

Ein anderer Edelmann hatte viel von Hinzelmann erzählen gehört und war begierig, ſelbſt etwas von ihm zu erfahren. Als er nun nach Hudemühlen kam, ward ſein Wunſch erfüllt und der Geiſt ließ ſich in dem Zimmer aus einem Winkel bei einem großen Schrank hören, wo etliche leere Weinkrüge mit langen Hälſen hingeſetzt waren. Weil nun die Stimme zart und fein war und ein wenig heiſer, gleich als ſpräche ſie aus einem hohlen Gefäße, ſo meinte der Edelmann, er ſitze vielleicht in einem der Krüge, lief hinzu, faßte ſie und wollte ſie zuſtopfen, und auf dieſe Weiſe den Geiſt erhaſchen. Als er damit umging, fing Hinzelmann an überlaut zu lachen und ſprach: „hätte ich nicht vorlängſt von andern Leuten gehört, daß du ein Narr wärſt, ſo könnte ich's nun ſelbſt mit anſehen, weil du meinſt ich ſäße in den leeren Krügen und deckſt ſie mit der Hand zu, als hätteſt du mich gefangen. Ich achte dich nicht der Mühe werth, ſonſt wollt ich dich ſchon witzigen, daß du eine Zeit lang meiner geden-

ken ſollteſt. Aber ein wenig gebadet wirſt du doch bald werden.“ Damit ſchwieg er und ließ ſich nicht wieder hören, ſo lange der Edelmann da war; ob dieſer hernach wirklich in's Waſſer gefallen, wird nicht gemeldet, doch iſt's zu vermuthen.

Es kam auch ein Teufelsbanner ihn auszujagen. Als dieſer mit ſeinen Zauberworten die Beſchwörung anhub, war Hinzelmann zuerſt ſtill und ließ nichts von ſich hören, aber wie jener nun die kräftigſten Sprüche gegen ihn ableſen wollte, riß er ihm das Buch aus den Händen, zerſtückelte es, daß die Blätter in dem Zimmer herum flogen, packte den Banner dann ſelbſt und drückte und kratzte ihn, daß er voll Angſt dann fortlief. Auch hierüber beklagte er ſich und ſprach: „ich bin ein Chriſt, wie ein anderer Menſch und hoffe ſelig zu werden.“ Als er gefragt wurde, ob er die Kobolde und Poltergeiſter kenne, antwortete er: „was gehen mich dieſe an? das ſind Teufels-Geſpenſter, zu welchen ich nicht gehöre. Von mir hat ſich niemand Böſes, ſondern alles Gute zu verſehen. Laßt mich unangefochten, ſo werdet ihr überall Glück ſpüren: das Vieh wird gedeihen, die Güter in Aufnahme kommen und alles wohl von Statten gehen.“

Laſter und Untugenden waren ihm zuwider: einen von den Hausgenoſſen ſtrafte er wegen ſeiner Kargheit oft mit harten Worten und ſagte den übrigen, daß er ihn um ſeines Geizes willen gar nicht leiden könnte. Einem andern verwies er ſeine Hoffarth, die er von Herzen haſſe. Als einmal zu ihm geſagt wurde, wenn er ein guter Geiſt ſein wolle, ſo müßte er Gott anrufen und die Gebete der Chriſten ſprechen, fing er an, das Vaterunſer zu ſagen und ſprach es bis zur ſechſten Bitte, die Worte „erlöſe uns von dem Böſen,“ murmelte er leiſe. Er ſagte auch den chriſtlichen Glauben her, aber zerriſſen und ſtammelnd. Denn als er

zu den Worten gelangte: „ich glaube eine Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches und ein ewiges Leben,“ brachte er ſie mit heiſerer und undeutlicher Stimme hervor, alſo daß man ihn nicht recht hören und verſtehen konnte. Der Prediger zu Eickelohe, weiland Hr. Marquard Feldmann, berichtet, daß ſein Vater um die Zeit der Pfingſten auf Hudemühlen zu Gaſt gebeten worden; da habe Hinzelmann den ſchönen Geſang: „nun bitten wir den heiligen Geiſt“ wie eine Jungfrau oder ein junger Knabe mit ſehr hoher und nicht ganz unangenehmer Stimme bis ganz zu Ende geſungen. Ja, nicht allein dieſen, ſondern viele andere geiſtliche Geſänge, habe er auf Verlangen angeſtimmt, beſonders wenn ihn diejenigen darum begrüßt, die er für ſeine Freude gehalten und mit welchen er vertraulich geweſen.

Darum ward der Geiſt gewaltig bös, wenn man ihn nicht ehrlich und nicht als einen Chriſten behandelte. Einmal reiſte ein Edelmann aus dem Geſchlechte von Mandelsloh nach Hudemühlen. Er ſtand wegen ſeiner Gelehrſamkeit in großem Anſehen, war Domherr bei dem Stift Verden und Geſandter bei dem Kurfürſt von Brandenburg und dem Könige von Dänemark. Als er nun von dem Hausgeiſt hörte, und daß er als Chriſt wollte angeſehen ſein, ſprach er, er könne nicht glauben, daß es gut mit ihm ſtehe, er müſſe ihn vielmehr für den böſen Feind und Teufel halten, denn Menſchen ſolcher Art und Geſtalt habe Gott nicht erſchaffen, die Engel aber lobten Gott ihren Herrn und ſchirmten die Menſchen; damit ſtimme das Poltern und Toben und die abentheuerlichen Händel des Geiſtes nicht überein. Hinzelmann, der während ſeiner Anweſenheit ſich noch nicht hatte hören laſſen, machte ein Geräuſch und ſprach: „was ſagſt du, Barthold? (alſo hieß der Edelmann) bin ich der böſe Feind? Ich rathe dir, ſage nicht zu viel, oder ich

werde dir ein anderes zeigen und dir weiſen, daß du ein andermal ein beſſeres Urtheil von mir fällen ſollſt.“ Der Herr entſetzte ſich, als er, ohne jemand zu ſehen, eine Stimme ſprechen hörte, brach die Rede ab und wollte nichts mehr von ihm hören, ſondern ihn in ſeinen Würden laſſen. Zu einer andern Zeit kam ein Edelmann, welcher bei Tiſch, als er den Stuhl und Teller für Hinzelmann ſah, ihm nicht zutrinken wollte. Darüber beſchwerte ſich der Geiſt und ſprach: „ich bin ein ſo ehrlicher und guter Geſell als dieſer: warum trinkt er mich vorüber?“ Darauf antwortete der Edelmann: „weiche von hinnen und trinke mit deinen hölliſchen Geſellen, hier haſt du nichts zu ſchaffen!“ Als Hinzelmann das hörte, ward er ſo heftig erbittert, daß er ihn bei dem Schnallriemen packte, damit er nach damaliger Sitte, ſeinen Mantel unter dem Halſe zugeſchnallt hatte, nieder zur Erde zog und alſo würgte und drückte, daß allen Anweſenden angſt wurde, er möchte ihn umbringen und jener, nachdem der Geiſt von ihm abgelaſſen, ſich erſt nach einigen Stunden wieder erholen konnte. Wiederum reiſte einmal ein guter Freund des Hausherrn bei Hudemühlen vorbei, trug aber Bedenken wegen des Hausgeiſtes, von deſſen Schalkheit ihm vieles war erzählt worden, einzukehren und ſchickte ſeinen Diener, um zu melden, daß er nicht einſprechen könne. Der Hausherr ließ ihn inſtändig bitten, bei ihm die Mittagsmahlzeit zu nehmen, aber der Fremde entſchuldigte ſich höflich damit, daß er ſich nicht aufhalten dürfte; doch ſetzte er hinzu, es errege ihm zu großen Schrecken, mit einem Teufelsgeſpenſt an einem Tiſch zu ſitzen, zu eſſen und zu trinken. Bei dieſer Unterredung draußen hatte ſich Hinzelmann auch eingefunden, denn man hörte, nachdem ſich der Fremde alſo geweigert, die Worte: „warte mein guter Geſelle, die Rede ſoll dir ſchon bezahlt werden!“ Als nun der Reiſende fortfuhr und auf die Brücke kam, welche über die Meiße geht,

ſtiegen die Pferde mit den vordern Füßen in die Höhe, verwickelten ſich ins Geſchirr, daß wenig fehlte, ſo wäre er mit Roß und Wagen ins Waſſer geſtürzt. Wie alles wieder zurechtgebracht war und der Wagen einen Schuß weit gefahren, wurde er zwiſchen Eickelohe und Hudemühlen auf ebener Straße in den Sand umgekehrt, doch ohne daß die darin Sitzenden weiteren Schaden nahmen.

Wie Hinzelmann gern in Geſellſchaft und unter Leuten war, ſo hielt er ſich doch am liebſten bei den Frauen auf und war mit ihnen gar freundlich und umgänglich. Auf Hudemühlen waren zwei Fräulein, Anna und Katharine, welchen er beſonders zugethan war, ihnen klagte er ſein Leid, wenn er war erzürnt worden und führte ſonſt allerhand Geſpräche mit ihnen. Wenn ſie über Land reiſeten, wollte er ſie nicht verlaſſen und begleitete ſie in Geſtalt einer weißen Feder allenthalben. Legten ſie ſich Nachts ſchlafen, ſo ruhte er unten zu ihren Füßen auf dem Deckbett und man ſah am Morgen eine kleine Grube, als ob ein Hündlein da gelegen hätte. Beide Fräulein verheiratheten ſich nicht, denn Hinzelmann ſchreckte alle Freier ab. Manchmal kam es ſoweit, daß eben die Verlobung ſollte gehalten werden, aber der Geiſt wußte es doch immer wieder rückgängig zu machen. Den einen, wenn er bei dem Fräulein ſeine Worte vortragen wollte, machte er ganz irre und verwirrt, daß er nicht wußte, was er ſagen wollte. Bei dem andern erregte er ſolche Angſt, daß er zitterte und bebte. Gemeinlich aber machte er an die gegenüber ſtehende Wand eine Schrift mit großen goldenen Buchſtaben ihnen vor die Augen: „nimm Jungfer Anne und laß mir Jungfer Katharine.“ Kam aber einer und wollte ſich bei Jungfer Anne beliebt machen, ſo veränderte ſich auf einmal die goldene Schrift und lautete umgekehrt: „nimm Jungfer Katharine und laß mir Jungfer Anne.“ Wenn ſich jemand nicht daran

Digitized by Google

kehrte und bei ſeinem Vorſatz blieb, und etwa im Hauſe übernachtete, quälte er ihn ſo und narrte ihn im Dunkeln mit Poltern, Werfen und Toben, daß er ſich aller Heiraths-gedanken entſchlug und froh war, wenn er mit heiler Haut davon kam. Etliche hat er, wenn ſie auf dem Rückweg waren, mit den Pferden über und über geworfen, daß ſie Hals und Beine zu brechen meinten und nicht wußten, wie ihnen geſchehen. Alſo blieben die zwei Fräulein unverheirathet, erreichten ein hohes Alter und ſtarben beide innerhalb acht Tagen.

Einmal hatte eine dieſer Fräulein von Hudemühlen einen Knecht nach Rethen geſchickt, dies und jenes einzukaufen. Während deſſen Abweſenheit fing der Geiſt in dem Gemache der Fräulein plötzlich an, wie ein Storch zu klappern und ſprach dann: „Jungfer Anne, heut magſt du deine Sachen im Mühlengraben wieder ſuchen!“ Sie wußte nicht, was das heißen ſollte, bald aber trat der Knecht ein und erzählte, daß er auf dem Heimritt unterwegs einen Storch nicht weit von ſich ſitzen ſehen, auf den er aus langer Weile geſchoſſen. Es habe auch nicht anders geſchienen, als ob er ihn getroffen, der Storch aber wäre dennoch ſitzen geblieben und, nachdem er angefangen laut zu klappern, endlich fortgeflogen. Nun zeigte ſich, daß Hinzelmann das gewußt, bald traf aber auch die Weißagung ein. Der Knecht, ein wenig berauſcht, wollte ſein von Schweiß und Staub bedecktes Pferd rein baden, und ritt es in das vor dem Schloß liegende Mühlenwaſſer, verfehlte aber in der Trunkenheit des rechten Orts, gerieth in einen tiefen Abgrund und, da er ſich nicht auf dem Pferde erhalten konnte, fiel er hinab und ertrank. Die geholten Sachen hatte er noch nicht abgelegt, daher ſie ſammt dem Leichnam aus dem Waſſer mußten herausgeſucht werden.

Auch andern hat Hinzelmann die Zukunft vorausgeſagt

und ſie gewarnt. Es kam ein Oberſter nach Hudemühlen, der bei dem Könige Chriſtian III. von Dänemark in beſonderm Anſehen ſtand und in den Kriegen mit der Stadt Lübeck tapfere Dienſte geleiſtet hatte. Dieſer war ein guter Schütze und großer Liebhaber der Jagd, alſo daß er manche Stunde damit zubrachte, in dem umliegenden Gehölze den Hirſchen und wilden Sauen nachzuſtellen. Als er ſich eben wieder zu einer Jagd bereitete, kam Hinzelmann und ſprach: „Thomas, (das war ſein Name) ich warne dich, daß du im Schießen dich vorſiehſt, ſonſt haſt du in kurzem ein Unglück.“ Der Oberſt achtete nicht darauf und meinte, das hätte nichts zu bedeuten. Wenige Tage hernach, als er an ein Reh losbrannte, zerſprang die Büchſe von dem Schuß und ſchlug ihm den Daumen aus der linken Hand. Wie es geſchehen war fand ſich gleich Hinzelmann bei ihm und ſprach: „ſieh, nun haſt du's, wovor ich dich gewarnt: hätteſt du dich dieſe Zeit über des Schießens enthalten, der Unfall wäre dir nicht begegnet.“

Es war ein andermal ein Herr von Falkenberg, auch ein Kriegsmann, zum Beſuch auf Hudemühlen angelangt. Da er ein friſches und fröhliches Herz hatte, fing er an den Hinzelmann zu necken und allerhand kurzweilige Reden zu gebrauchen. Dies wollte dem Geiſt in die Länge nicht gefallen, ſondern er begann ſich unwillig zu gebährden und fuhr endlich mit den Worten heraus: „Falkenberg, du machſt dich jetzt trefflich luſtig über mich, aber komm nur hin vor Magdeburg, da wird man dir die Kappe ſchon bürſten, daß du deine Spottreden vergeſſen wirſt.“ Der Edelmann erſchrack, glaubte daß mehr hinter dieſen Worten ſtecke, brach die Unterredung mit Hinzelmann ab und zog bald darauf fort. Nicht lange nachher begann die Belagerung von Magdeburg unter dem Churfürſten Moritz; wobei auch dieſer Herr von Falkenberg unter einem vornehmen deutſchen

Fürſten zugegen war. Die Belagerten wehrten ſich tapfer und gaben Tag und Nacht mit Doppelhaken und anderm Geſchütz Feuer und es traf ſich, daß dieſem Falkenberg von einer Falkonettkugel das Kinn ganz hinweggeſchoſſen wurde und er drei Tage darauf nach den größten Schmerzen an dieſer Wunde ſtarb.

Ein Mann zu Hudemühlen war einmal ſammt andern Arbeitsleuten und Knechten im Feld und mähte Korn, ohne an etwas unglückliches zu denken. Da kam Hinzelmann zu ihm auf den Acker und rief: „lauf! lauf in aller Eile nach Haus, und hilf deinem jüngſten Söhnlein, das iſt eben jetzt mit dem Geſicht ins Feuer gefallen und hat ſich ſehr verbrennt.“ Der Mann legte erſchrocken die Senſe nieder und eilte heim, zu ſehen, ob Hinzelmann die Wahrheit geredet. Kaum aber war er über die Thürſchwelle geſchritten, als man ihm ſchon entgegen lief und das Unglück erzählte, wie er denn auch ſein Kind über das ganze Geſicht elendiglich verbrannt ſah. Es hatte ſich auf einen Stuhl neben das Feuer geſetzt, wo ein Keſſel überhing. Als es nun mit einem Löffel hineinlangen wollte und ſich mit dem Stuhle vorwärts überbog, fiel es mit dem Geſicht mitten in's Feuer. Indeß, weil die Mutter in der Nähe war, lief ſie herzu und riß es aus den Flammen wieder heraus, alſo daß es zwar etwas verbrannt war, doch aber dem Tode noch entriſſen ward. Merkwürdig iſt, daß faſt in demſelben Augenblick, wo das Unglück geſchehen, der Geiſt es auch ſchon dem Vater im Felde verkündigte und ihn zur Rettung aufmahnte.

Wen der Geiſt nicht leiden konnte, den plagte er oder ſtrafte ihn für ſeine Untugenden. Den Schreiber zu Hudemühlen beſchuldigte er gar zu großer Hoffahrt, ward ihm darum gehäſſig und that ihm Tag und Nacht mancherlei Drangſale an. Einſtmals erzählte er ganz fröhlich, er habe

dem hochmüthigen Schreiber eine rechtſchaffene Ohrfeige gegeben. Als man den Schreiber darum fragte, und ob der Geiſt bei ihm geweſen, antwortete er: „ja mehr als zu viel iſt er bei mir geweſen, er hat mich dieſe Nacht gequält, daß ich vor ihm nicht zu bleiben wußte.“ Er hatte aber eine Liebſchaft mit dem Kammermädchen, und als er ſich nun einmal Nachts bei ihr zu einem vertraulichen Geſpräch eingefunden und ſie in größter Luſt beiſammen ſaßen und meinten, daß niemand als die vier Wände ſie ſehen könnten, kam der argliſtige Geiſt, trieb ſie auseinander und ſtöberte den guten Schreiber unſanft zur Thüre hinaus, ja er ſaßte überdem einen Beſenſtiel und ſetzte ihm nach, der über Hals und Kopf in ſeine Kammer eilte und ſeine Liebe ganz vergaß. Hinzelmann ſoll ein Spottlied auf den unglücklichen Liebhaber gemacht, ſolches zur Kurzweil oft geſungen und den Durchreiſenden unter Lachen vorgeſagt haben.

Es war Jemand zu Hudemühlen plötzlich gegen Abend von heftigem Magenweh angefallen und eine Magd in den Keller geſchickt, einen Trunk Wein zu holen, darin der Kranke die Arznei nehmen ſollte. Als nun die Magd vor dem Faſſe ſaß und eben den Wein zapfen wollte, fand ſich Hinzelmann neben ihr und ſprach; „du wirſt dich erinnern, daß du mich vor einigen Tagen geſcholten und geſchmäht haſt, dafür ſollſt du dieſe Nacht zur Strafe im Keller ſitzen. Mit dem Kranken hat es ohnehin keine Noth, in einer halben Stunde wird all ſein Weh vorüber ſein und der Wein den du ihm brächteſt, würde ihm eher ſchaden, als nützen. Bleib nur hier ſitzen, bis der Keller aufgemacht wird.“ Der Kranke wartete lange, als der Wein nicht kam, ward eine andere hinabgeſchickt, aber ſie fand den Keller außen mit einem Hängſchloß feſt verwahrt, und die Magd darin ſitzen die ihr erzählte, daß Hinzelmann ſie alſo eingeſperrt habe. Man wollte zwar den Keller öffnen und die Magd

herausſhaben, aber es war kein Schlüſſel zu dem Schloß aufzufinden, ſo fleißig auch geſucht ward. Folgenden Morgen war der Keller offen und Schloß und Schlüſſel lagen vor der Thüre, ſo daß die Magd wieder herausgehen konnte. Bei dem Kranken hatten, wie der Geiſt geſagt, nach einer halben Stunde ſich alle Schmerzen verloren.

Dem Hausherrn von Hudemühlen hat ſich der Geiſt niemals gezeigt; wenn er ihn bat, er möchte ſich, wo er wie ein Menſch geſtaltet ſei, vor ihm ſehen laſſen, antwortete er, die Zeit wäre noch nicht gekommen, er ſolle warten, bis es ihm anſtändig ſei. Als der Herr in einer Nacht ſchlaflos im Bette lag, merkte er ein Geräuſch an der einen Seite der Kammer und vermuthete, es müßte der Geiſt gegenwärtig ſein. Er ſprach demnach: „Hinzelman, biſt du da, ſo antworte mir.“ „Ja ich bin es, erwiederte er, was willſt du?“ Da eben vom Mondſchein die Kammer ziemlich erhellt war, däuchte dem Herrn, als ob an dem Orte, wo der Schall herkam, der Schatten einer Kindsgeſtalt zu ſehen wäre. Als er nun merkte, daß ſich der Geiſt ganz freundlich und vertraulich anſtellte, ließ er ſich mit ihm in ein Geſpräche in und ſprach endlich: „laß dich doch einmal von mir ſehen und anfühlen.“ Hinzelmann aber wollte nicht. „So reich mir wenigſtens deine Hand, damit ich erkennen kann, ob du Fleiſch und Bein haſt, wie ein Menſch.“ „Nein, ſprach Hinzelmann, ich traue dir nicht, du biſt ein Schalk, du möchteſt mich ergreifen und hernach nicht wieder gehen laſſen.“ Nach langem Anhalten aber und als er ihm bei Treu und Glauben verſprochen, ihn nicht zu halten, ſondern alſobald wieder gehen zu laſſen, ſagte er: „ſiehe, da iſt meine Hand!“ Wie nun der Herr darnach griff, däuchte ihn, als wenn er die Finger einer kleinen Kinderhand fühlte; der Geiſt aber zog ſie gar geſchwind wieder zurück. Der Herr begehrte ferner, er ſollte ihn nun in ſein Angeſicht füh-

len laſſen, worin er endlich willigte und wie jener darnach taſtete, kam es ihm vor, als ob er gleichſam an Zähne oder an ein fleiſchloſes Todtengerippe rührte; das Geſicht aber zog ſich ebenfalls im Augenblick zurück, alſo daß er ſeine eigentliche Geſtalt nicht wahrnehmen konnte; nur bemerkte er, daß es, wie die Hand kalt und ohne menſchliche Lebenswärme war.

Die Köchin, welche mit ihm gar vertraulich war, meinte, ſie dürfte ihn wohl um etwas bitten, wo es ein anderer unterlaſſen müßte und als ihr nun die Luſt kam, den Hinzelmann, den ſie täglich reden hörte, mit Eſſen und Trinken verſorgte, leiblich zu ſehen, bat ſie ihn inſtändig, ihr das zu gewähren. Er aber wollte nicht und ſagte, dazu wäre jetzt noch nicht die Gelegenheit, nach Ablauf gewiſſer Zeit wollte er ſich vor jedermann ſehen laſſen. Aber durch dieſe Weigerung ward ihre Luſt nur noch heftiger erregt und ſie lag ihm je mehr und mehr an, ihr die Bitte nicht zu verſagen. Er ſagte, ſie würde den Vorwitz bereuen, wenn er ihr die Bitte nachgeben wollte, als dies aber nichts fruchtete und ſie gar nicht abſtehen wollte, ſprach er endlich: „Morgen, vor Aufgang der Sonne komm in den Keller und trag in jeder Hand einen Eimer voll Waſſer, ſo ſoll dir deine Bitte gewährt werden.“ Die Magd fragte: „wozu ſoll das Waſſer?“ „Das wirſt du erfahren, antwortete der Geiſt, ohne das würde dir mein Anblick ſchädlich ſein.“ Am andern Morgen war die Köchin in aller Frühe bereit, nahm in jede Hand einen Eimer mit Waſſer und ging in den Keller hinab. Sie ſah ſich darin um, ohne etwas zu erblicken, als ſie aber die Augen auf die Erde warf, ward ſie vor ſich eine Mulde gewahr, worin ein nacktes Kind, der Größe nach etwa von dreien Jahren, lag: in ſeinem Herzen ſteckten zwei Meſſer kreuzweis über einander und ſein ganzer Leib war mit Blut befloſſen. Von dieſem Anblick erſchrack die Magd

dermaßen, daß ihr alle Sinne vergingen und ſie ohnmächtig zur Erde fiel. Alsbald nahm der Geiſt das Waſſer, das ſie mitgebracht und goß es ihr über den Kopf aus, wodurch ſie wieder zu ſich ſelber kam. Sie ſah ſich nach der Mulde um, aber es war alles verſchwunden und ſie hörte nur Hinzelmanns Stimme, der zu ihr ſprach: „ſiehſt du nun, wie nützlich das Waſſer dir geweſen, war ſolches nicht bei der Hand, ſo wärſt du hier im Keller geſtorben. Ich hoffe, nun wird deine heiße Begierde, mich zu ſehen, abgekühlt ſein.“ Er hat hernach die Köchin oft mit dieſem Streich geneckt, und ihn Fremden mit vielem Lachen erzählt.

Der Prediger Feldmann von Eickelohe ſchreibt in einem Brief vom 14. December 1597, Hinzelmann habe eine kleine Hand, gleich der eines Knaben oder einer Jungfrau, öfters ſehen laſſen, ſonſt aber hätte man nichts von ihm erblicken können.

Unſchuldigen, ſpielenden Kindern hat er ſich immer gezeigt. Der Pfarrer Feldmann wußte ſich zu beſinnen, daß, als er 14 bis 15 Jahre alt geweſen und ſich nicht ſonderlich um ihn bekümmert, er den Geiſt eines kleinen Knaben gar geſchwind die Treppe hinaufſteigen geſehen. Wenn ſich Kinder um das Haus Hudemühlen verſammelten und mit einander ſpielten, fand er ſich unter ihnen ein und ſpielte mit in der Geſtalt eines kleinen ſchönen Kindes, alſo daß alle anderen Kinder ihn deutlich ſahen und hernach ihren Eltern erzählten, wie, wenn ſie im Spiel begriffen wären ein fremdes Kindlein zu ihnen käme und mit ihnen Kurzweil treibe. Dies bekräftigte eine Magd, die einmal in ein Gemach getreten, wo vier oder ſechs Kinder mit einander geſpielt; unter dieſen hat ſie ein unbekanntes Knäblein geſehen von ſchönem Angeſicht mit gelben, über die Schulter hängenden, krauſen Haaren, in einem rothen Sammtrock gekleidet, welches, wie ſie es recht betrachten wollte, aus dem Haufen ſich

verlor und verſchwand. Auch von einem Narren, der ſich dort aufhielt und Claus hieß, hat ſich Hinzelmann ſehen laſſen und allerhand Kurzweil mit ihm getrieben. Wenn man den Narren nirgends finden konnte und hernach befragte, wo er ſo lange geweſen, antwortete er: „ich war bei dem kleinen Männlein und habe mit ihm geſpielt.“ Fragte man weiter, wie groß das Männlein geweſen, zeigte er mit der Hand eine Größe, wie etwa eines Kindes von vier Jahren.

Als die Zeit kam, wo der Hausgeiſt wieder fortziehen wollte, gieng er zu dem Herrn und ſprach: „ſiehe, da will ich dir etwas verehren, das nimm wohl in acht, und gedenke meiner dabei.“ Damit überreichte er ihm erſtlich ein kleines Kreuz (es iſt ungewiß nach des Verfaſſers Worten, ob aus Seide oder aus Saiten) gar artig geflochten. Es war eines Fingers lang, inwendig hohl und gab, wenn man es ſchüttelte, einen Klang von ſich. Zweitens einen Strohhut, den er gleichfalls ſelbſt verfertigt hatte und worin, gar künſtlich, Geſtalten und Bilder durch das bunte Stroh zu ſehen waren. Drittens einen ledernen Handſchuh mit Perlen beſetzt, die wunderbare Figuren bildeten. Dann fügte der Geiſt die Weißagung hinzu: „ſo lange dieſe Stücke unzertheilt bei deinem Hauſe in guter Verwahrung bleiben, wird das ganze Geſchlecht blühen und ihr Glück immer höher ſteigen. Werden dieſe Geſchenke aber zergliedert, verloren oder zerſchleudert, ſo wird euer Geſchlecht abnehmen und ſinken.“ Und als er wahrnahm, daß der Herr keinen ſonderlichen Werth auf die Geſchenke zu legen ſchien, ſprach er weiter: „ich fürchte, daß du dieſe Dinge nicht viel achteſt und ſie abhanden kommen läſſeſt, darum will ich dir rathen, daß du ſie deinen beiden Schweſtern Anne und Katharine aufzuheben übergiebſt, die beſſer dafür ſorgen werden.“ Darauf gab der Hausherr die Geſchenke ſeinen beiden Schweſtern, welche ſie annahmen und in guter Verwahrung hiel-

ten und nur aus ſonderlicher Freundſchaft jemand zeigten. Nach ihrem Tode fielen ſie auf den Bruder zurück, der ſie zu ſich nahm und bei dem ſie, ſo lange er lebte, blieben. Dem Pfarrer Feldmann hatte er ſie bei einer vertraulichen Unterredung auf ſeine Bitte gezeigt. Als dieſer Herr auch ſtarb, kamen ſie auf deſſen einzige Tochter Adelheid, an L. v. H. verheirathet, mit andern Erbſchafts-Sachen und blieben eine Zeitlang in ihrem Beſitz. Wo dieſe Geſchenke hingekommen, hat ſich der Sohn des Pfarrers Feldmann vielfach erkundigt und erfahren, daß der Strohhut dem Kaiſer Ferdinand II. ſei verehrt worden, der ihn für etwas gar wunderbares geachtet. Der lederne Handſchuh war noch zu ſeiner Zeit in Verwahrung eines Edelmannes. Er war kurz und reichte genau nur über die Hand, oben über der Hand iſt mit Perlen eine Schnecke geſtickt. Wohin das kleine Kreuz gekommen, blieb unbekannt.

Der Geiſt ſchied freiwillig, nachdem er vier Jahre zu Hudemühlen ſich aufgehalten, vom Jahre 1584 bis 1588. Ehe er dannen gezogen, hat er noch geſagt, er werde einmal wiederkommen, wenn das Geſchlecht in Abnahme gerathe, und dann werde es auf's neue wieder blühen und aufſteigen.

255. Hütchen.

An dem Hofe des Biſchofs Bernhard von Hildesheim hielt ſich ein Geiſt auf, der ſich vor Jedermann in einem Bauernkleide unter dem Schein der Freundlichkeit und Frömmigkeit ſehen ließ: auf dem Haupt trug er einen kleinen Filzhut, wovon man ihm den Namen Hütchen, auf Niederſächſiſch Hödecken gegeben hatte. Er wollte die Leute überreden, daß es ihm vielmehr um ihren Vortheil, als um ihren Schaden zu thun wäre, daher warnte er bald den ei-

nen vor Unglück, bald war er dem andern in einem Vorhaben behilflich. Es ſchien, als trüge er Luſt und Freude an der Menſchen Gemeinſchaft, redete mit jedermann, fragte und antwortete gar geſprächig und freundlich.

Zu dieſer Zeit wohnte auf dem Schloſſe Winzenburg ein Graf Namens Herrmann, welcher das Amt als eine eigene Grafſchaft beſaß. Einer ſeiner Diener hatte eine ſchöne Frau, auf die er ein lüſternes Auge warf und die er mit ſeiner Leidenſchaft verfolgte, aber ſie gab ihm wenig Gehör. Da ſann er endlich auf ſchlechte Mittel, und als ihr Mann einmal an einen weitentlegenen Ort verreißt war, raubte er ihr mit Gewalt, was ſie ihm freiwillig verſagte. Sie mußte das Unrecht verſchweigen, ſo lang ihr Mann abweſend war, bei ſeiner Rückkehr aber eröffnete ſie es ihm mit großem Schmerz und wehmüthigen Geberden. Der Edelmann glaubte, dieſer Schandflecken könne nur mit dem Blute des Thäters abgewaſchen werden, und da er die Freiheit hatte, wie ihm beliebte, in des Grafen Gemach zu gehen, ſo nahm er die Zeit wahr, wo dieſer noch mit ſeiner Gemahlin zur Ruhe lag, trat hinein, hielt ihm die begangene That mit harten Worten vor und als er merkte, daß jener ſich aufmachen und zur Gegenwehr anſchicken mögte, faßte er ſein Schwert und erſtach ihn im Bette an der Seite der Gräfin. Dieſe entrüſtete ſich aufs allerheftigſte, ſchalt den Thäter gewaltig und da ſie gerade ſchwangeres Leibes war, ſprach ſie dräuend: „derjenige, den ich unter dem Gürtel trage, ſoll dieſen Mord an dir und den deinigen rächen, daß die ganze Nachwelt daran ein Beiſpiel nehmen wird.“ Der Edelmann, als er die Worte hörte, kehrte wieder um und durchſtach die Gräfin wie ihren Herrn.

Graf Herrmann von Winzenburg war der letzte ſeines Stammes und demnach mit ſeinem und der ſchwangern Gräfin Tod das Land ohne Herrn. Da trat Hütchen in

ſelbiger Morgenſtunde, in welcher die That geſchehen war, vor das Bett des ſchlafenden Biſchofs Bernhard, weckte ihn auf und ſprach: „ſteh' auf, Glatzkopf, und führe dein Volk zuſammen! Die Grafſchaft Winzenburg iſt durch die Ermordung ihres Herrn verlaſſen, du kannſt ſie mit leichter Mühe unter deine Bothmäßigkeit bringen." Der Biſchof ſtand auf, brachte ſein Kriegsvolk eilig zuſammen, und beſetzte und überzog damit die Grafſchaft, ſo daß er ſie mit Einwilligung des Kaiſers auf ewig dem Stifte Hildesheim einverleibte.

Die mündliche Sage erzählt noch eine andere, wahrſcheinlich frühere Geſchichte. Ein Graf von Winzenburg hatte zwei Söhne, die in Unfrieden lebten; um einen Streit wegen der Erbſchaft abzuwenden, war mit dem Biſchof zu Hildesheim feſtgemacht, daß derjenige mit der Grafſchaft belehnt werden ſolle, welcher zuerſt nach des Vaters Tod ſich darum bei dem Biſchof melden würde. Als nun der Graf ſtarb, ſetzte ſich der älteſte Sohn gleich auf ſein Pferd und ritt fort zum Biſchof, der jüngſte aber hatte kein Pferd und wußte nicht wie er ſich helfen ſollte. Da trat Hütchen zu ihm und ſprach: „ich will dir beiſtehen, ſchreib einen Brief an den Biſchof und melde dich darin um Belehnung, er ſoll eher dort ſein als dein Bruder auf ſeinem jagenden Pferd." Da ſchrieb er ihm den Brief und Hütchen nahm und trug ihn auf einem Wege, der über Gebürge und Wälder gradaus ging nach Hildesheim, und war in einer halben Stunde ſchon da, lange eh der älteſte herbeigeeilt kam, und gewann alſo dem jüngſten das Land. Dieſer Pfad iſt ſchwer zu finden und heißt noch immer Hütchens Rennpfad.

Hütchen erſchien an dem Hofe des Biſchofs gar oft und hat ihn, ungefragt, vor mancherlei Gefahr gewarnt. Großen Herren offenbarte es die Zukunft. Bisweilen zeigte es ſich, wenn es ſprach, bisweilen redete es unſichtbar. Es

hatte den groſsen Hut aber immer ſo tief in den Kopf gedrückt, daſs man niemals ſein Geſicht ſehen konnte. Die Wächter der Stadt hat es fleiſsig in Acht genommen, daſs ſie nicht ſchliefen, ſondern hurtig wachen muſsten. Niemand fügte es etwas Leid zu, es wäre denn am erſten beſchimpft worden; wer ſeiner aber ſpottete, dem vergaſs es ſolches nicht, ſondern bewies ihm wiederum einen Schimpf. Gemeinlich ging es den Köchen und Köchinnen zur Hand, ſchwatzte auch vielmal mit ihnen in der Küche. Eine Mulde im Keller war ſeine Schlafſtätte, und es hatte ein Loch, wo es in die Erde gekrochen iſt. Als man nun ſeiner gar gewohnt geworden und ſich niemand weiter vor ihm gefürchtet hat, begann ein Küchenjunge es zu ſpotten und zu höhnen, mit Läſterworten zu hudeln und ſo oft er nur vermochte, mit Dreck aus der Küche auf es loszuwerfen, oder es mit Spülwaſſer zu begieſsen. Das verdroſs Hütchen ſehr, weshalb es den Küchenmeiſter bat, den Jungen abzuſtrafen, damit er ſolche Büberei unterwegen lieſse, oder er ſelbſt müſste die Schmach an ihm rächen. Der Küchenmeiſter lachte ihn aus und ſprach: „biſt du ein Geiſt und fürchteſt dich vor dem kleinen Knaben!“ Darauf antwortete Hütchen: „weil du auf meine Bitten den Buben nicht ſtrafen willſt, will ich nach wenig Tagen dir zeigen wie ich mich vor ihm fürchte;“ und ging damit im Zorn weg. Nicht lange darauf ſaſs der Junge nach dem Abendeſſen allein in der Küche und war vor Müdigkeit eingeſchlafen, da kam der Geiſt, erwürgte ihn und zerhackte ihn in kleine Stücke. Dann warf er ſelbige vollends in einen groſsen Keſſel und ſetzte ihn ans Feuer. Als der Küchenmeiſter kam und in dem Keſſel Menſchen-Glieder kochen ſah, auch aus den übrigen Umſtänden merkte, daſs der Geiſt ein fremdes Gericht zurichten wolle, fing er an ihn greulich zu ſchelten und zu fluchen. Hütchen, darüber noch heftiger erbittert, kam und zerdrückte über alle Braten, die für den

Biſchof und deſſen Hofleute zu Feuer gebracht waren, abſcheuliche Kröten, alſo daß ſie von Gift und Blut träufelten. Und weil ihn der Koch deßwegen wiederum ſchmähte und ſchändete, ſtieß er ihn, als er einſtens aus dem Thore gehen wollte, von der Brücke, die ziemlich hoch war, in den Graben. Weil man auch in Sorgen ſtand, er möchte des Biſchofs Hof und andere Häuſer anzünden, mußten alle Hüter auf den Mauern, ſowohl der Stadt, als des Schloſſes, fleißig wachen. Aus dieſer und andern Urſachen ſuchte der Biſchof Bernhard ſeiner los zu werden, und zwang ihn endlich durch Beſchwörung, zu weichen. Sonſt beging der Geiſt noch unterſchiedliche abentheuerliche Streiche, welche doch ſelten jemand ſchadeten. In Hildesheim war ein Mann, der ein leichtfertiges Weib hatte, als er nun verreiſen wollte, ſprach er zu Hütchen: „mein guter Geſell, gieb ein wenig Achtung auf mein Weib, dieweil ich aus bin, und ſiehe zu, daß Alles recht zugeht.“ Hütchen that es, und wie das Weib nach Abreiſe des Mannes ihre Buhler kommen ließ und ſich mit ihnen luſtig machen wollte, ſtellte ſich der Geiſt allzeit ins Mittel, verjagte ſie durch Schreckgeſtalten oder wenn einer ſich ins Bett gelegt, warf er unſichtbarer Weiſe ihn ſo unſauber heraus, daß ihm die Rippen krachten. So ging es einem nach dem andern, wie ſie das leichtfertige Weib in die Kammer führte, ſo daß keiner ihr nahen durfte. Endlich, als der Mann wieder nach Hauſe kam, lief ihm der ehrbare Hüter voller Freude entgegen und ſprach: „deine Wiederkunft iſt mir trefflich lieb, damit ich der Unruhe und Mühe, die du mir aufgeladen haſt, einmal komme.“ Der Mann fragte: „wer biſt du denn?“ Er antwortete: „ich bin Hütchen, dem du bei deiner Abreiſe dein Weib in ſeine Hut anbefohlen. Dir zu Gefallen habe ich ſie diesmal gehütet und vor Ehebruch bewahret, wiewohl mit großer und unabläſſiger Mühe. Allein ich bitte, du wolleſt ſie

meiner Hut nicht mehr untergeben, denn ich will lieber der Schweine in ganz Sachſen als eines einigen ſolchen Weibes Hut auf mich nehmen und Gewährſchaft vor ſie leiſten, ſo vielerlei Liſt und Ränke hat ſie erdacht, mich zu hintergehen."

Zu einer Zeit befand ſich zu Hildesheim ein Geiſtlicher, welcher ſehr wenig gelernt hatte. Dieſen traf die Reihe, daß er zu einer Kirchenverſammlung von der übrigen Geiſtlichkeit verſchickt werden, aber er fürchtete ſich, daß er in einer ſo angeſehenen Verſammlung durch ſeine Unwiſſenheit Schimpf einlegen möchte. Hütchen half ihm aus der Noth und gab ihm einen Ring, der von Lorber-Laub und anderen Dingen zuſammengeflochten war und machte dadurch dieſen Geſandten dermaßen gelehrt und auf eine gewiſſe Zeit beredt, daß ſich auf der Kirchenverſammlung jedermann über ihn verwunderte und ihn zu den berühmteſten Rednern zählte.

Einem armen Nagelſchmiede zu Hildesheim ließ Hütchen ein Stück Eiſen zurück, woraus goldene Nägel geſchmiedet werden konnten, und deſſen Tochter eine Rolle Spitzen, von der man immer abmeſſen konnte, ohne daß ſie ſich verminderte.

256. Die Gräfin von Orlamünde.

Otto, Graf von Orlamünde, ſtarb 1340 (nach andern 1275, 1280, 1298) mit Hinterlaſſung einer jungen Witwe, Agnes, einer gebornen Herzogin von Meran; mit welcher er zwei Kinder, ein Söhnlein von dreien und ein Töchterlein von zweien Jahren erzeugt hatte. Die Witwe ſaß auf der Plaſſenburg und dachte daran, ſich wieder zu vermählen. Einſtens wurde ihr die Rede Albrechts des Schönen, Burg-

grafen zu Nürnberg, hinterbracht, der geſagt hatte: „gern wollt ich dem ſchönen Weib meinen Leib zuwenden, wo nicht vier Augen wären!“ Die Gräfin meinte, er meinte damit ihre zwei Kinder, ſie ſtänden der neuen Ehe im Wege; da trug ſie blind von ihrer Leidenſchaft, einem Dienſtmanne, Hayder von Hager genannt, auf, und gewann ihn mit reichen Gaben, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Der Volksſage nach ſollen nun die Kinder dieſem Meuchelmörder geſchmeichelt und ihn ängſtlich gebeten haben: „lieber Hayder, laß mich leben! ich will dir Orlamünden geben, auch Plaſſenburg des neuen, es ſoll dich nicht gereuen“ ſprach das Knäblein; das Töchterlein aber: „lieber Hayder, laß mich leben, ich will dir alle meine Docken geben.“ Der Mörder wurde hierdurch nicht gerührt und vollbrachte die Unthat; als er ſpäter noch andere Bubenſtücke ausgerichtet hatte, und gefangen auf der Folter lag, bekannte er: „ſo ſehr ihn der Mord des jungen Herrn reue, der in ſeinem Anerbieten doch ſchon gewußt habe, daß er Herrſchaften auszutheilen gehabt: ſo gereue ihn noch hundert Mal mehr, wenn er der unſchuldigen Kinderworte des Mägdleins gedenke.“ Die Leichname der beiden Kinder wurden im Kloſter Himmelskron beigeſetzt, und werden zum ewigen Andenken der Begebenheit als ein Heiligthum den Pilgrimmen gewieſen.

Nach einer andern Sage ſoll die Gräfin die Kinder ſelbſt getödtet, und zwar Nadeln in ihre zarten Hirnſchalen geſteckt haben. Der Burggraf hatte aber unter den vier Augen die ſeiner beiden Eltern gemeint, und heirathete hernach ſie dennoch nicht. Einigen zufolge ging ſie, von ihrem Gewiſſen gepeinigt, barfuß nach Rom, und ſtarb auf der Stelle, ſobald ſie heimkehrte, vor der Himmelskroner Kirchthüre. Noch gewöhnlicher aber wird erzählt: daß ſie in Schuhen, inwendig mit Nadeln und Nägeln beſetzt, andert-

halb Meilen, von Plaſſenburg nach Himmelskron ging, und beim Eintritt in die Kirche todt niederfiel. Ihr Geiſt ſoll im Schloß umgehen.

257. Der Brennberger (erſte Sage).

Der Brennberger, ein edler Ritter, war zu Wien an des Herzogs von Oeſterreich Hofe, und ſah die auserwählte Herzogin an, ihre Wangen und ihren rothen Mund, die blühten gleich den Roſen. Da ſang er Lieder zu ihrem Preis: wie ſelig wäre, der ſie küſſen dürfe, und wie kein ſchöner Frauenbild auf Erden lebe, als die ſein Herr beſitze und der König von Frankreich; dieſen beiden Weibern thue es keine gleich. Als die Herzogin von dieſem Lobe vernahm, ließ ſie den Ritter vor ſich kommen und ſprach: „ach Brennberger, du allerliebſter Diener mein, iſt es dein Ernſt oder Scherz, daß du mich ſo beſingeſt? und wärſt du nicht mein Diener, nähm ich dirs übel.“ „Ich rede ohne Scherz — ſagte Brennberger — und in meinem Herzen ſeid ihr die Schönſte auf Erden; zwar ſpricht man von der Königin zu Frankreich Schönheit, doch kann ichs nicht glauben.“ Da ſprach die zarte Frau: „Brennberger, du allerliebſter Diener mein, ich bin dir hold, und bitte dich ſehr, nimm mein Gold und Silber und ſchaue die Königin, und ſieh, welche die Schönſte ſei unter uns zweien; bringſt du mir davon die Wahrheit, ſo erfreuſt du meinen Muth.“ „Ach edle Frau — ſagte der Brennberger — ich fürchte die Müh und die lange Reiſe; und brächte ich das zurück, das ihr nicht gerne hörtet, ſo wär mein Herze ſchwer; bring ich euch aber gute Mähr, daß ihr euch freuetet, ſo geſchäh's auch mir zu Lieb, darum will ich die Reiſe wagen.“ Die Frau ſprach: „zeuch hin und laß dir's an nichts gebrechen, an Geſchmeide noch an Gewändern.“

Brennberger aber ließ ſich ein Krämlein machen, darein that er, was Frauen gehöret, Gürtel und Spinnzeug, und wollte das als Krämerin feil tragen; und zog über Berg und Thal, im Dienſte ſeiner Frauen, bis er hin gen Paris kam. Zu Paris nahm er Herberg bei einem auserwählten Wirth, der unten am Berge wohnte, der gab ihm Futter und Streu, Speiſe und Trank auf's Freundlichſte. Brennberger hatte doch weder Ruhe noch Raſt, winkte dem Wirth und frug ihn um Rath, wie er es anfange, der Königin unter Augen zu kommen; denn um ihrentwillen habe ihn die Herzogin aus Oeſterreich hergeſandt. Der Wirth ſprach: „ſtellt euch dahin, wo ſie pflegt zur Kirche zu gehen, ſo ſehet ihr ſie ſicherlich.“

Da kleidete ſich Brennberger fräulich an, nahm ſeinen Kram und ſetzte ſich vor's Burgthor, hielt Spindel und Seide feil. Endlich kam auch die Königin gegangen, ihr Mund brannte wie ein Feuer und eilf Jungfrauen traten ihr nach. „Gott grüß dich Krämerin, ſprach ſie im Vorübergang; was Schönes haſt du feil?“ Die Krämerin dankte tugendlich und ſagte: „hochgelobte Königin, gnadet's anzuſchauen und kauft von mir ſammt euern Jungfrauen!

Abends ſpat ſprach die edle Königin: „nun hat ſich die Krämerin vor dem Thore verſpätet; laßt ſie ein, fürwahr ſie mag heute bei uns bleiben.“ Und die Krämerin ſaß mit den Frauen züchtiglich zu Tiſch. Als das Mahl vollbracht war, ſagte die Königin: „bei wem wollt ihr ſchlafen.“ Die Krämerin wär' gern daheim geweſen, antwortete: „Gott dank euch, edle Königin! geliebts euch, ſo laßt mich allein liegen.“ „Das wäre ſchlechte Ehre — verſetzte ſie — wohlan, ich hab zwölf Jungfrauen hier, bei der jüngſten ziemt euch zu liegen, da iſt eure Ehre gar wohl bewahrt.“ Alſo lag die Krämerin die lange Nacht bei der zarten Jungfrau, und hatte dreizehn Tage feil in der Burg,

und jede Nacht ſchlief ſie bei einer andern Jungfrau. Wie nun die letzte Nacht kam, ſagte die Königin: „hat ſie auch allen beigelegen, was ſollt ich's denn entgelten?" Da wurde dem Brennberger angſt, daß es um ſein Leben geſchehen wäre, wenn er bei der Königin liegen müßte; und ſchlich ſich des Abends von dannen zu ſeinem Wirth, ſetzte ſich alsbald zu Pferd und ritt ohn' Aufenthalt, bis er in die Stadt zu Wien kam.

„Ach Brennberger, allerliebſter Diener mein, wie iſt es dir gegangen, was bringſt du gute Mähr?" „Edle Frau — antwortete der Ritter — ich habe Lieb und Leid gehabt, wie man noch nie gehört. Dreizehn Tage hatte ich feil meinen Kram vor dem Burgthor; nun möget ihr Wunder hören, welches Heil mir wiederfuhr, jeden Abend wurde ich eingelaſſen, und mußte bei jeder Jungfrau beſonders liegen; ich fürchtete mich, es könne nicht ſo lange verſchwiegen bleiben, und die letzte Nacht wollte mich die Königin ſelber haben." — „Weh mir, Brennberger, daß ich je geboren ward — ſprach die Herzogin — daß ich dir je den Rath gab, die edle Frau zu kränken; nun ſag mir aber, welche die Schönſte ſei unter uns zweien?" — „Frau, in Wahrheit, ſie iſt ſchön ohn Gleichen, nie ſah ich ein ſchöner Weib auf Erden; ein leichter Schein brach von ihrem Angeſicht, als ſie das erſte Mal vor meinen Kram ging, ſonderliche Kraft empfing ich von ihrer Schöne." — „Ach Brennberger, gefällt ſie dir beſſer als ich, ſo ſollſt du auch ihr Diener ſein!" — „Nein edle Frau, das ſag ich nicht; ihr ſeid die Schönſte in meinem Herzen." — „Nun ſprachſt du eben erſt, kein ſchöner Weib habeſt du nie geſehen." — „Wißt Frau, ſie hatte einen hohen Mund, darum ſeit ihr ſchöner auch an Hals und Kinn; aber nah euch iſt die Königin das ſchönſte Weib, das ich je auf der Welt geſehen; das iſt meine

14*

allergrößte Klage, ob ich einen unrechten Tod an ihr verdient hätte!“

258. Der Brennberger (zweite Sage).

Als nun der edle Brennberger mannigfalt geſungen hatte, von ſeiner ſchönen Frauen, da gewahrte es ihr Gemahl, ließ den ſchönen Ritter fahen und ſagte: „Du haſt meine Frau lieb, das geht dir an dein Leben!“ Und zur Stunde ward ihm das Haupt abgehauen; ſein Herz aber gebot der Herr auszuſchneiden und zu kochen. Darauf wurde das Gericht der edlen Frau vorgeſtellt und ihr rother Mund aß das Herz, das ihr treuer Dienſtmann im Leibe getragen hatte. Da ſprach der Herr: „Frau, könnt ihr mich beſcheiden, was ihr jetzund gegeſſen habt?“ Die Frau antwortete: „nein, ich weiß es nicht; aber ich möcht es wiſſen, denn es ſchmeckt mir ſchön.“ Er ſprach: „fürwahr, es iſt Brennbergers Herz, deines Dieners, der dir viel Luſt und Scherz brachte, und konnte dir wohl dein Leid vertreiben.“ Die Frau ſagte: „hab ich gegeſſen, das mir Leid vertrieben hat, ſo thu' ich einen Trunk darauf zu dieſer Stund, und ſollte meiner armen Seele nimmer Rath werden; von Eſſen und Trinken kommt nimmer mehr in meinen Mund. Und eilends ſtund ſie auf, ſchloß ſich in ihre Kammer und flehte die himmliſche Königin um Hülfe an: „es muß mich immer reuen um den treuen Brennberger, der unſchuldig den Tod erlitt um meinetwillen; fürwahr er ward nie meines Leibes theilhaftig, und kam mir nie ſo nah, daß ihn meine Arme umfangen hätten. Von der Zeit an kam weder Speiſ' noch Trank über der Frauen Mund; eilf Tage lebte ſie, und am zwölften ſchied ſie davon. Ihr

Herr aber, aus Jammer, daß er ſie ſo unehrlich verrathen, ſtach ſich mit einem Meſſer todt.

259. Jungfer Eli.

Vor hundert und mehr Jahren lebte in dem münſteriſchen Stifte Frekenhorſt eine Abtiſſin, eine ſehr fromme Frau, bei dieſer diente eine Haushälterin, Jungfer Eli genannt, die war bös und geizig und wenn arme Leute kamen, ein Almoſen zu bitten, trieb ſie ſie mit einer Peitſche fort und band die kleine Glocke vor der Thüre feſt, daß die Armen nicht läuten konnten. Endlich ward Jungfer Eli todtkrank, man rief den Pfarrer ſie zum Tode vorzubereiten und als der durch der Abtiſſin Baumgarten ging, ſah er Jungfer Eli in ihrem grünen Hütchen mit weißen Federn auf dem Aepfelbaume ſitzen, wie er aber ins Haus kam, lag ſie auch wieder in ihrem Bette und war bös und gottlos, wie immer, wollte nichts von Beſſerung hören, ſondern drehte ſich um nach der Wand, wenn ihr der Pfarrer zureden wollte und ſo verſchied ſie. Sobald ſie die Augen ſchloß, zerſprang die Glocke und bald darauf fing ſie an, in der Abtei zu ſpuken. Als eines Tages die Mägde in der Küche ſaßen und Viehbohnen ſchnitten, fuhr ſie mit Gebraus zwiſchen ihnen her, gerade wie ſie ſonſt leibte und lebte und rief: „ſchniet ju nich in de Finger, ſchniet ju nich in de Finger!“ und gingen die Mägde zur Milch, ſo ſaß Jungfer Eli auf dem Stege und wollte ſie nicht vorbei laſſen, wenn ſie aber rieſen: „in Gottes Namen gah wieder her,“ mußte ſie weichen und dann lief ſie hinterher, zeigte ihnen eine ſchöne Torte und ſprach: „Tart! Tart!“ wollten ſie die nun nicht nehmen, ſo warf ſie die Torte mit hölliſchem Gelächter auf die Erde und da wars ein Kuhfladen. Auch die Knechte

ſahen ſie, wenn ſie Holz haueten, da flog ſie immer von einem Baumzweig im Walde zum andern. Nachts polterte ſie im Hauſe herum, warf Töpfe und Schüſſeln durcheinander und ſtörte die Leute aus dem Schlaf. Endlich erſchien ſie auch der Abtiſſin ſelbſt auf dem Wege nach Warendorf, hielt die Pferde an und wollte in den Wagen hinein, die Abtiſſin aber ſprach: „ich habe nichts zu ſchaffen mit dir, haſt du Uebels gethan ſo iſts nicht mein Wille geweſen,“ Jungfer Eli wollte ſich aber nicht abweiſen laſſen. Da warf die Abtiſſin einen Handſchuh aus dem Wagen und befahl ihr, den wieder aufzuheben und während ſie ſich bückte, trieb die Abtiſſin den Fuhrmann an und ſprach: „fahr zu, ſo ſchnell du kannſt und wenn auch die Pferde darüber zu Grunde gehen.“ So jagte der Fuhrmann und ſie kamen glücklich nach Warendorf. Die Abtiſſin endlich, des vielen Lärmens überdrüßig, berief alle Geiſtlichen der ganzen Gegend, die ſollten Jungfer Eli verbannen. Die Geiſtlichen verſammelten ſich auf dem Herren-Chor und fingen an, das Geſpenſt zu citiren, allein ſie wollte nicht erſcheinen und eine Stimme rief: „he kickt, he kickt!“ Da ſprach die Geiſtlichkeit: „hier muß jemand in der Kirche verborgen ſein, der zulauſcht;“ ſuchten und fanden einen kleinen Knaben, der ſich aus Neugierde drin verſteckt hatte. Sobald der Knabe hinausgejagt war, erſchien Jungfer Eli und ward in die Davert verbannt. Die Davert iſt aber ein Wald im Münſterſchen, wo Geiſter umgehen und wohin alle Geſpenſter verwieſen werden. Alle Jahr einmal fährt nun noch, wie die Sage geht, Jungfer Eli über die Abtei zu Frekenhorſt mit ſchrecklichem Gebraus und ſchlägt einige Fenſterſcheiben ein oder dergleichen und alle vier Hochzeiten kommt ſie wieder einen Hahnenſchritt näher.

---

260. Kryſtall-Schauen.

Eine ſchöne und adelige Jungfrau und ein edler Jüngling trugen heftige Liebe zu einander, ſie aber konnte von ihren Stiefeltern die Erlaubniß zur Verheirathung nicht erlangen, worüber ſie beide in großer Trauer lebten. Nun begab ſich, daß ein altes Weib, welches Zutritt im Hauſe hatte, zu der Jungfrau kam, ſie tröſtete und ſprach: „der, den ſie liebe, werde ihr gewiß noch zu Theil werden.“ Die Jungfrau, die das gern hörte, fragte, wie ſie das wiſſen könne? „Ei, Fräulein, ſprach die Alte, ich habe die Gnade von Gott, zukünftige Dinge vorher zu entdecken, darum kann mir dieſes ſo wenig, als viel anderes verborgen ſein. Euch allen Zweifel zu benehmen, will ich euch, wie es damit gehen wird, in einem Kryſtall ſo klärlich weiſen, daß ihr meine Kunſt loben ſollt. Aber wir müſſen eine Zeit dazu wählen, wo euere Eltern nicht daheim ſind; dann ſollt ihr Wunder ſehen.“

Die Junfrau wartete bis ihre Eltern auf ein Landgut gefahren waren und ging dann zu dem Lehrer ihres Bruders, dem Johann Rüſt, der hernach als Dichter berühmt geworden, vertraute ihm ihr Vorhaben und bat ihn gar ſehr, mitzugehen und dabei zu ſein, wenn ſie in den Kryſtall ſchaue. Dieſer ſuchte ihr einen ſolchen Vorwitz als ſündlich auszureden, der Urſache zu großem Unglück werden könne; aber es war vergeblich, ſie blieb bei ihrem Sinn, ſo daß er ſich endlich auf ihr inſtändiges Bitten bewegen ließ, ſie zu begleiten. Als ſie in die Kammer traten, war das alte Weib beſchäftigt, ihre Geräthſchaften aus einem kleinen Korbe herauszuziehen, ſah aber ungern, daß dieſer Rüſt ſie begleitete und ſagte, ſie könne ihm an den Augen abſehen, daß er von ihrer Kunſt nicht viel halte. Hierauf hub ſie an und breitete ein blauſeiden Tüchlein, darein wunderliche Bilder von

Drachen, Schlangen und anderm Gethier eingenäht waren, über die Tafel, ſetzte auf dieſes Tuch eine grüne gläſerne Schale, legte darein ein anderes goldfarbenes Seidentuch und ſetzte endlich auf dieſes eine ziemlich große kryſtallene Kugel, welche ſie aber mit einem weißen Tuche wieder bedeckte. Dann begann ſie, unter wunderlichen Gebärden, etwas für ſich ſelbſt zu murmeln und nachdem das geendigt war, nahm ſie mit großer Ehrerbietung die Kugel, rief die Jungfrau und ihren Begleiter zu ſich ans Fenſter und hieß ſie hineinſchauen.

Anfangs ſahen ſie nichts, nun aber trat in dem Cryſtall die Braut hervor in überaus köſtlicher Kleidung; eben ſo prächtig angethan, als wäre heut ihr Hochzeittag. So herrlich ſie erſchien, ſo ſah ſie doch betrübt und traurig aus, ja ihr Antlitz hatte eine ſolche Todtenfarbe, daß man ſie ohne Mitleid nicht betrachten konnte. Die Jungfran ſchauete ihr Bild mit Schrecken an, der aber bald noch größer ward, als gerade gegenüber ihr Liebſter hervorkam, mit ſo grauſamen und gräßlichen Geſichtszügen, der ſonſt ein ſo freundlicher Menſch war, daß man hätte erzittern mögen. Er trug, wie einer der von einer Reiſe kommt, Stiefel und Sporn und hatte einen grauen Mantel mit goldnen Knöpfen um. Er holte daraus zwei neublinkende Piſtolen hervor und indem er in jede Hand eine faßte, richtete er die eine auf ſein Herz, die andere ſetzte er der Jungfrau auf die Stirne. Die Zuſchauer wußten vor Angſt weder aus noch ein, ſahen aber, wie er die eine Piſtole, die er an die Stirne ſeiner Liebſten geſetzt, losdrückte, wobei ſie einen dumpfen fernen Schall vernahmen. Nun geriethen ſie in ſolches Grauſen, daß ſie ſich nicht bewegen konnten, bis ſie endlich zitternd und mit ſchwankenden Tritten zur Kammer hinaus gelangten und ſich etwas wieder erholten.

Dem alten Weib, welches nicht gedacht, daß die Sache

alſo ablaufen würde, war ſelbſt nicht ganz wohl zu Muthe; es eilte daher über Hals und Kopf hinaus und ließ ſich ſobald nicht wieder ſehen. Bei der Jungfrau konnte der Schrecken die Liebe nicht auslöſchen, aber die Stiefeltern beharrten auch bei dem Entſchluß, ihre Einwilligung zu verweigern. Ja ſie brachten es endlich durch Drohen und Zwang dahin, daß ſie ſich mit einem vornehmen Hofbeamten in der Nachbarſchaft verloben mußte, daraus erwuchs der Jungfrau erſt das rechte Herzeleid, denn ſie verbrachte nun ihre Zeit in nichts als Seufzen und Weinen, und ihr Liebſter wurde faſt in die äußerſte Verzweiflung geriſſen.

Inzwiſchen war die Hochzeit angeſetzt und, da einige fürſtliche Perſonen zugegen ſein ſollten um ſo viel herrlicher zugerichtet. Als der Tag kam, wo die Braut im größten Gepränge ſollte abgeholt werden, ſchickte dazu die Fürſtin ihren mit ſechs Pferden beſpannten Leibwagen ſammt einigen Hof-Dienern und Reitern, an welchen Zug ſich die vornehmſten Anverwandten und Freunde der Braut anſchloſſen, und alſo in ſtattlicher Ordnung auszogen. Dieſes alles hatte der erſte Liebhaber ausgekundſchaftet und war als ein Verzweifelter entſchloſſen, dem andern ſeine Liebſte lebendig nicht zu überlaſſen. Er hatte zu dem Ende ein Paar gute Piſtolen gekauft und wollte mit der einen die Braut, mit der andern hernach ſich ſelbſt tödten. Zu dem Ort der Ausführung war ein etwa zehn bis zwölf Schritte von dem Thor gelegenes Haus, bei welchem die Braut vorbei mußte, von ihm auserſehen. Als nun der ganze prächtige Zug von Wagen und Reitern, den eine große Menge Volks begleitete, daher kam, ſchoß er mit der einen Piſtole in den Brautwagen hinein. Allein der Schuß geſchah ein wenig zu früh, alſo daß die Braut unverſehrt blieb, einer andern Edelfrau aber, die im Schlag ſaß, ihr etwas hoher Kopfputz herabgeſchoſſen ward. Da dieſe in Ohnmacht ſank und jeder-

mann herbei eilte, hatte der Thäter Zeit, durch das Haus zur Hinterthür hinaus zu entfliehen und, indem er über ein ziemlich breites Waſſer glücklich ſprang, ſich zu retten. Sobald die Erſchrockene wieder zu ſich ſelbſt gebracht war, ſetzte ſich der Zug aufs neue in Bewegung und die Hochzeit wurde mit der größten Pracht gefeiert. Doch die Braut hatte dabei ein trauriges Herz, welche nun der Kryſtall-Schauung nachdachte und ſich den Erfolg davon zu Gemüthe zog. Auch war ihre Ehe unglücklich, denn ihr Mann war ein harter böſer Menſch, der das tugendhafte und holdſelige Fräulein, ungeachtet ihm ein liebes Kind geboren ward, auf das grauſamſte behandelte.

---

261. Das Hemdabwerfen.

Zu Coburg ſaßen am Weihnachtabend mehrere Mädchen zuſammen, waren neugierig und wollten ihre künftigen Liebhaber erkündigen. Nun hatten ſie Tags vorher neunerlei Holz geſchnitten, und als die Mitternacht kam, machten ſie ein Feuer im Gemach und die erſte zog ihre Kleider ab, warf ihr Hemd vor die Stubenthür hinaus, und ſprach bei dem Feuer ſitzend:

„hier ſitz' ich ſplitterfaſennackt und bloß,
wenn doch mein Liebſter käme
und würfe mir mein Hemde in den Schooß!"

Hernach wurde ihr das Hemde wieder hereingeworfen und ſie merkte auf das Geſicht deſſen, der es that; dies kam mit dem überein, der ſie nachher freite. Die andern Mädchen kleideten ſich auch aus, allein ſie fehlten darin, daß ſie ihre Hember zuſammen in einen Klump gewickelt hinauswarfen. Da konnten ſich die Geiſter nicht finden, ſondern huben an

Digitized by Google

zu lärmen und zu poltern, dermaßen, daß den Mädchen grauſete. Flugs goſſen ſie ihr Feuer aus und krochen zu Bette bis frühe, da lagen ihre Hemden vor der Thüre in viel tauſend kleine Fetzen zerriſſen.

262. Die Taube zeigt einen Schatz.

Als Herzog Heinrich von Breslau die Stadt Krakau erobert hatte, ging er in den Münſter daſelbſt, kniete als ein frommer Mann vor dem Altare unſerer Frauen nieder und dankte ihr, daß ſie ihm Gnade erzeigt und ſein Leid in Freud verwandelt hätte. Und als er aufgeſtanden war, erblickte er eine Taube, ſah ihrem Flug nach und bemerkte, wie ſie ſich über einem Pfeiler auf das Geſims eines Bogen ſetzte. Dann nahm er wahr, wie ſie mit dem Schnabel in die Mauer pickte und mit den Füßen Mörtel und Stein hinter ſich ſchob. Bald darauf lag unten ein Goldſtück, das herabgefallen war. Der Herzog nahm es auf und ſprach: „das hat die Taube herausgeſtochen, deß ſollte leicht noch mehr da ſein" Alsbald ließ er eine Leiter holen und ſchickte nach einem Maurer, der ſollt ſehen, was ſich oben fände. Der Maurer ſtieg hinauf, nahm den Meißel in die Hand und bei dem erſten Schlag in die Wand entdeckte er, daß da ein großer Schatz von Gold lag. Da rief er: „Herr, gebt mir einen guten Lohn, hier liegt des glänzenden Goldes unmaßen viel." Der Herzog ließ die Mauer aufbrechen und den Hort herabnehmen, den Gott ihm gab. Als man es wog, waren es fünfzigtauſend Mark.

263. Rebundus im Dom zu Lübeck.

Wenn in alten Zeiten ein Domherr zu Lübeck bald ſterben ſollte, ſo fand ſich Morgens unter ſeinem Stuhlkiſſen im Chor eine weiße Roſe, daher es Sitte war, daß jeder, wie er anlangte, ſein Kiſſen gleich umwendete, zu ſchauen, ob dieſe Grabes-Verkündigung darunter liege. Es geſchah, daß einer von den Domherrn, Namens Rebundus, eines Morgens dieſe Roſe unter ſeinem Kiſſen fand, und weil ſie ſeinen Augen mehr ein ſchmerzlicher Dornſtachel, als eine Roſe war, nahm er ſie behend weg und ſteckte ſie unter das Stuhlkiſſen ſeines nächſten Beiſitzers, obgleich dieſer ſchon darunter nachgeſehen und nichts gefunden hatte. Rebundus fragte darauf, ob er nicht ſein Kiſſen umkehren wolle? der andere entgegnete, daß er es ſchon gethan habe; aber Rebundus ſagte weiter: er habe wohl nicht recht zugeſchaut und ſolle noch einmal nachſehen, denn ihm bedünke es habe etwas Weißes darunter geſchimmert, als er dahin geblickt. Hierauf wendete der Domherr ſein Kiſſen um und fand die Grab-Blume; doch ſprach er zornig: das ſei Betrug, denn er habe gleich anfangs fleißig zugeſchaut und unter ſeinem Sitz keine Roſe gefunden. Damit ſchob und ſtieß er ſie dem Rebundus wieder unter ſein Kiſſen, dieſer aber wollte ſie ſich nicht wieder aufdrängen laſſen, alſo daß ſie einer dem andern zuwarf und ein Streit und heftiges Gezänk zwiſchen ihnen entſtand. Als ſich das Capitel ins Mittel ſchlug und ſie auseinander bringen, Rebundus aber durchaus nicht eingeſtehen wollte, daß er die Roſe am erſten gehabt, ſondern auf ſeinem unwahrhaftigen Vorgeben beharrte, hub endlich der andere aus erbitterter Ungeduld an, zu wünſchen: „Gott wolle geben, daß der von uns beiden, welcher Unrecht hat, ſtatt der Roſen in Zukunft zum Zeichen werde und wann ein Domherr ſterben ſoll, in ſeinem Grabe klopfen möge bis an den jüngſten

Tag!" Rebundus, der dieſe Verwünſchung wie einen leeren Wind achtete, ſprach freventlich dazu: „Amen! es ſei alſo!"

Da nun Rebundus nicht lange darnach ſtarb, hat es von dem an unter ſeinem Grabſteine, ſo oft eines Domherrn Ende ſich nahte, entſetzlich geklopft, und es iſt das Sprichwort entſtanden: „Rebundus hat ſich gerührt, es wird ein Domherr ſterben!" Eigentlich iſt es kein bloßes Klopfen, ſondern es geſchehen unter ſeinem ſehr großen, langen und breiten Grabſtein drei Schläge, die nicht viel gelinder krachen, als ob das Wetter einſchlüge oder dreimal ein Karthaunen=Schuß geſchähe. Beim dritten Schlag bringt über dem Gewölbe der Schall der Länge nach durch die ganze Kirche mit ſo ſtarkem Krachen, daß man denken ſollte, das Gewölbe würde ein= und die Kirche übern Haufen fallen. Es wird dann nicht blos in der Kirche, ſondern auch in den umſtehenden Häuſern vernehmlich gehört.

Einmal hat ſich Rebundus an einem Sonntage, zwiſchen neun und zehn mitten unter der Predigt geregt und ſo gewaltig angeſchlagen, daß etliche Handwerksgeſellen, welche eben auf dem Grabſtein geſtanden und die Predigt angehört, theils durch ſtarke Erhebung des Steins, theils aus Schrecken, nicht anders herabgeprellt wurden, als ob ſie der Donner weggeſchlagen hätte. Beim dritten entſetzlichen Schlag wollte Jedermann aus der Kirche hinaus fliehen, in der Meinung, ſie würde einſtürzen, der Prediger aber ermunterte ſich und rief der Gemeinde zu, da zu bleiben und ſich nicht zu fürchten; es wäre nur ein Teufelsgeſpenſt, das den Gottesdienſt ſtören wolle, das müſſe man verachten und ihm im Glauben Trotz bieten. Nach etlichen Wochen iſt des Dechants Sohn verblichen, denn Rebundus tobte auch, wenn eines Domherrn naher Verwandter bald zu Grabe kommen wird.

264. Die Pferde aus dem Bodenloch.

Richmuth von Adoch, eines reichen Burgermeiſters zu Cöln Ehefrau, ſtarb und wurde begraben. Der Todtengräber hatte geſehen, daß ſie einen köſtlichen Ring am Finger trug, die Begierde trieb ihn Nachts zu dem Grab, das er öffnete, Willens den Ring abzuziehen. Kaum aber hatte er den Sargdeckel aufgemacht, ſo ſah er, daß der Leichnam die Hand zuſammendrückte und aus dem Sarg ſteigen wollte. Erſchrocken floh er. Die Frau wand ſich aus den Grabtüchern los, trat heraus und ging geraden Schritts auf ihr Haus zu, wo ſie den bekannten Hausknecht beim Namen rief, daß er ſchnell die Thüre öffnen ſollte und erzählte ihm mit wenig Worten, was ihr widerfahren. Der Hausknecht trat zu ſeinem Herrn und ſprach: „unſere Frau ſteht unten vor der Thüre und will eingelaſſen ſein.“ — „Ach, ſagte der Herr, das iſt unmöglich! ehe das möglich wäre, eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden ſtehen!“ Kaum hatte er das Wort ausgeredet, ſo trappelte es auf der Treppe und dem Boden und ſiehe, die ſechs Schimmel ſtanden alle oben beiſammen. Die Frau hatte nicht nachgelaſſen mit Klopfen, nun glaubte der Burgermeiſter, daß ſie wirklich da wäre, mit Freuden wurde ihr aufgethan und ſie wieder völlig zum Leben gebracht. Den andern Tag ſchauten die Pferde noch aus dem Bodenloch und man mußte ein großes Gerüſte anlegen, um ſie wieder lebendig und heil herabzubringen. Zum Andenken der Geſchichte, hat man Pferde ausgeſtopft, die aus dieſem Haus zum Boden herausgucken. Auch iſt ſie in der Apoſtelkirche abgemahlt, wo man überdem einen langen leinenen Vorhang zeigt, den Frau Richmuth nachher mit eigener Hand geſponnen und dahin verehrt hat. Denn ſie lebte noch ſieben Jahre.

Digitized by Google

265. Herr Peter Dimringer von Staufenberg.

In Ortenau unweit Offenburg liegt Staufenberg, das Stammſchloß Ritter Peters Dimringer, von dem die Sage lautet: er hieß einen Pfingſttag früh den Knecht das Pferd ſatteln, und wollte von ſeiner Feſte gen Nußbach reiten, daſelbſt Metten zu hören. Der Knappe ritt voran, unterwegs am Eingang des Waldes ſah er auf einem Stein eine wunderſchöne, reichgeſchmückte Jungfrau mutterallein ſitzen; ſie grüßte ihn, der Knecht ritt vorüber. Bald darauf kam Herr Peter ſelbſt daher, ſah ſie mit Freuden, grüßte und ſprach die Jungfrau freundlich an. Sie neigte ſich vor ihm und ſagte: „Gott danke dir deines Grußes." Da ſtund Peter vom Pferde, ſie bot ihm ihre Hände und er hob ſie vom Steine auf, mit Armen umfing er ſie; ſie ſetzten ſich beide ins Gras und redeten, was ihr Wille war. „Gnade, ſchöne Fraue, darf ich fragen was mir zu Herzen liegt, ſo ſagt mir: warum ihr hier ſo einſam ſitzet und Niemand bei euch iſt?" — „Das ſag ich dir Freund auf meine Treue: weil ich hier dein warten wollte; ich liebe dich, ſeit du je Pferd überſchritteſt; und überall im Kampf und in Streit, in Weg und auf Straßen hab ich dich heimlich gepfleget und gehütet mit meiner freien Hand, daß dir nie ein Leid geſchah." Da antwortete der Ritter tugendlich: „daß ich euch erblickt habe, nichts lieberes konnte mir geſchehen, und mein Wille wäre, bei euch zu ſein bis an den Tod." „Dies mag wohl geſchehen, ſprach die Jungfrau, wenn du meiner Lehre folgeſt: willſt du mich lieb haben, darfſt du fürder kein ehrlich Weib nehmen, und thäteſt du's doch, würde dein Leib den dritten Tag ſterben. Wo du aber allein biſt und mein begehreſt, da haſt du mich gleich bei dir, und lebeſt glücklich und in Wonne." — Herr Peter ſagte: „Frau, iſt das alles wahr?" Und ſie gab ihm Gott zum Bürgen der

Wahrheit und Treue. Darauf verſprach er ſich ihr zu eigen, und beide verpflichteten ſich zu einander. Die Hochzeit ſollte auf der Frauen Bitte zu Staufenberg gehalten werden; ſie gab ihm einen ſchönen Ring, und nachdem ſie ſich tugendlich angelacht und einander umfangen hatten, ritt Herr Peter weiter fort ſeine Straße. In dem Dorfe hörte er Meſſe leſen, und that ſein Gebet, kehrte alsdann heim auf ſeine Feſte, und ſobald er allein in der Kemenate war, dachte er bei ſich im Herzen: wenn ich doch nun meine liebe Braut bei mir hätte, die ich draußen auf dem Steine fand! Und wie er das Wort ausgeſprochen hatte, ſtand ſie ſchon vor ſeinen Augen, ſie küßten ſich und waren in Freuden beiſammen.

Alſo lebten ſie eine Weile, ſie gab ihm auch Geld und Gut, daß er fröhlich auf der Welt leben konnte. Nachher fuhr er aus in die Lande, und wohin er kam, war ſeine Frau bei ihm, ſo oft er ſie wünſchte.

Endlich kehrte er wieder heim in ſeine Heimath. Da lagen ihm ſeine Brüder und Freunde an, daß er ſich ein ehelich Weib nehmen ſollte; er erſchrack und ſuchte es auszureden. Sie ließen ihm aber härter zuſetzen durch einen weiſen Mann, auch von ihrer Sippe. Herr Peter antwortete: „eh will ich meinen Leib in Riemen ſchneiden laſſen, als ich mich verehelichte.“ Abends nun, wie er allein war, wußte es ſeine Frau ſchon, was ſie mit ihm vorhatten, und er ſagte ihr von Neuem ſein Wort zu. Es ſollte aber zu damal der deutſche König in Frankfurt gewählt werden; dahin zog auch der Staufenberger unter vielen andern Dienſtmännern und Edelleuten. Da that er ſich ſo heraus im Ritterſpiel, daß er die Augen des Königs auf ſich zog, und der König ihm endlich ſeine Muhme aus Kärnthen zur Ehe antrug. Herr Peter gerieth in heftigen Kummer und ſchlug das Erbieten aus; und weil alle Fürſten darein redeten, und

die Urſache wiſſen wollten, ſprach er zuletzt: daß er ſchon eine ſchöne Frau und von ihr alles Gute hätte; aber um ihrentwillen keine andere nehmen dürfe, ſonſt müßte er todt liegen innerhalb drei Tagen. Da ſagte der Biſchof: „Herr, laßt mich die Frau ſehen.“ Da ſprach er: „ſie läßt ſich vor Niemand, denn vor mir ſehen.“ „So iſt ſie kein rechtes Weib — redeten ſie alle — ſondern vom Teufel; — und daß ihr die Teufelin minnet mehr denn reine Frauen, das verdirbt euren Namen und eure Ehre vor aller Welt.“ Verwirrt durch dieſe Reden ſagte der Staufenberger: „er wollte alles thun, was dem König gefalle;“ und alſobald ward ihm die Jungfrau verlobet unter koſtbaren königlichen Geſchenken. Die Hochzeit ſollte nach Peters Willen in der Ortenau gehalten werden. Als er ſeine Frau wieder das erſtemal bei ſich hatte, that ſie ihm klägliche Vorwürfe, daß er ihr Verbot und ſeine Zuſage dennoch übertreten hätte, ſo ſei nun ſein junges Leben verloren „und zum Zeichen will ich dir Folgendes geben; wenn du meinen Fuß erblicken wirſt und ihn alle andern ſehen, Frauen und Männer, auf deiner Hochzeit, dann ſollſt du nicht ſäumen, ſondern beichten, und dich zum Tode bereiten.“ Da dachte aber Peter an der Pfaffen Worte, daß ſie ihn vielleicht nur mit ſolchen Drohungen berücken wolle, und es eitel Lüge wäre. Als nun bald die junge Braut nach Staufenburg gebracht wurde, ein großes Feſt gehalten wurde, und der Ritter ihr über Tafel gegenüber ſaß, ſah man plötzlich Etwas durch die Bühne ſtoßen, einen wunderſchönen Menſchenfuß bis an die Knie, weiß wie Elfenbein. Der Ritter erblaßte und rief: „weh, meine Freunde, ihr habt mich verderbet, und in drei Tagen bin ich des T o d e s.“ Der Fuß war wieder verſchwunden, ohne ein Loch in der Bühne zurück zu laſſen. Pfeiffen, Tanzen und Singen lagen darnieder, ein Pfaff wurde gerufen, und nachdem er von ſeiner Braut Abſchied

genommen, und ſeine Sünden gebeichtet hatte, brach ſein Herz. Seine junge Ehefrau begab ſich ins Kloſter, und betete zu Gott für ſeine Seele, und in allen deutſchen Landen wurde der mannhafte Ritter beklaget.

Im 16. Jahrhundert, nach Fiſcharts Zeugniß, wußte das Volk der ganzen Gegend noch die Geſchichte von Peter dem Staufenberger und der ſchönen Meerfei, wie man ſie damals nannte. Noch jetzt iſt der Zwölfſtein zwiſchen Staufenberg, Nußbach und Weilershofen zu ſehen, wo ſie ihm das erſtemal erſchienen war; und auf dem Schloſſe wird die Stube gezeigt, da ſich die Meerfei ſoll unterweilen aufgehalten haben.

266. Des edlen Möringers Wallfahrt.

Zu Möringen an der Donau lebte vor Zeiten ein edler Ritter; der lag eines Nachts bei ſeiner Frau und bat ſie um Urlaub, weil er weit hin ziehen wollte in Sanct Thomas Land; befahl ihr Leute und Gut und ſagte, daß ſie ſieben Jahre ſeiner harren möchte. Früh Morgens ſtand er auf, kleidete ſich an und empfahl ſeinem Kämmerer, daß er ſieben Jahre lang ſeiner Frauen pflege, bis zu ſeiner Wiederkehr. Der Kämmerer ſprach: „Frauen tragen lange Haare und kurzen Muth; fürwahr nicht länger denn ſieben Tage mag ich eurer Frauen pflegen.“ Da ging der edle Möringer hin zu dem Jungen von Neufen und bat, daß er ſieben Jahre ſeiner Gemahlin pflege; der ſagts ihm zu und gelobte ſeine Treue.

Alſo zog der edle Möringer, und ein Jahr verſtrich um das andere. Wie das ſiebente nun ſich vollendete, lag er im Garten und ſchlief. Da träumte ihm, wie daß ein Engel riefe und ſpräche: „erwache Möringer, es iſt Zeit!

kommſt du heut nicht zu Land, ſo nimmt der junge von Neufen dein Weib.“ Der Möringer raufte vor Leid ſeinen grauen Bart, und klagte flehentlich ſeine Noth Gott und dem heiligen Thomas; in den ſchweren Sorgen entſchlief er von neuem. Wie er aufwachte und die Augen öffnete, wußte er nicht, wo er war; denn er ſah ſich daheim in Schwaben, vor ſeiner Mühle, dankte Gott, jedoch traurig im Herzen und ging zur Mühle. „Mutter — ſprach er — was giebts Neues in der Burg? ich bin ein armer Pilgrim.“ „Viel Neues — antwortete der Müller — der von Neufen will heut des edlen Möringers Frau nehmen; leider ſoll unſer guter Herr todt ſein.“ — Da ging der edle Möringer an ſein Burgthor und klopfte hart dawider. Der Thorwart trat heraus: „gehe und ſag deiner Frauen an, hier ſtehe ein elender Pilgrim; nun bin ich vom weiten Gehen müde geworden, daß ich ſie um einen Almoſen bitte, um Gottes und Sanct Thomas Willen, und des edlen Möringers Seele.“ Und als das die Frau erhörte, hieß ſie eilends aufthun, und ſolle er dem Pilger zu Eſſen geben ein ganzes Jahr.

Der edle Möringer trat in ſeine Burg, und es war ihm ſo leid und ſchwer, daß ihn kein Mann empfing; er ſetzte ſich nieder auf die Bank, und als die Abendſtunde kam, daß die Braut bald zu Bett gehen ſollte, redete ein Dienſtmann und ſprach: „ſonſt hatte ein Herr Möringer die Sitte, daß kein fremder Pilgrim ſchlafen durfte, er ſang denn zuvor ein Lied.“ Das hörte der junge Herr von Neufen, der Bräutigam, und rief: „ſingt uns, Herr Gaſt, ein Liedelein, ich will euch reich begaben.“ Da hub der edle Möringer an und ſang ein Lied, das anfängt: „eines langen Schweigens hatt' ich mich bedacht, ſo muß ich aber ſingen als eh u. ſ. w.“, und ſang darin, daß ihn der junge Mann an der alten Braut rächen, und ſie mit Sommerlatten (Ruthen) ſchlagen

ſolle; ehemals ſei Er Herr geweſen und jetzt Knecht, und auf der Hochzeit ihm nun eine alte Schüſſel vorgeſetzt worden. Sobald die edle Frau das Lied hörte, trübten ſich ihre klaren Augen, und einen goldenen Becher ſetzte ſie dem Pilgrim hin, in den ſchenkten ſie klaren Wein. Möringer aber zog ein goldrothes Fingerlein von ſeiner Hand, womit ihm ſeine liebſte Frau vermählt worden war, ſenkte es in den Becher und gab ihn dem Weinſchenken, daß er ihn der edlen Frau vorſetzen ſollte. Der Weinſchenk brachte ihn: „das ſendet euch der Pilger, laßt's euch nicht verſchmähen, edle Frau." Und als ſie trank und das Fingerlein im Becher ſah, rief ſie laut: „mein Herr iſt hier, der edle Möringer!" ſtand auf und fiel ihm zu Füßen. „Gott, willkommen, liebſter Herr, und laßt euer Trauern ſein! meine Ehr hab ich noch behalten, und hätt' ich ſie verbrochen, ſo ſollt ihr mich vermauern laſſen." Aber der Herr von Neuſen erſchrack, und fiel auf die Knie: „liebſter Herr, Treu und Eid hab ich gebrochen, darum ſchlagt mir ab, mein Haupt!" — „Das ſoll nicht ſein, Herr von Neuſen! ich will eueren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben; nehmt ſie und laßt mir meine alte Braut." Deß war der von Neuſen froh, und nahm die Tochter; Mutter und Tochter waren beide zarte Frauen, und beide Herren waren wohl geboren.

267. Die Zauberlampe.

Im Umfange der Herrſchaft Kammerburg im Kaurzimer Kreiſe, eine halbe Stunde von Kammerburg am linken Ufer der Sazawa im Walde Horzalka ſind auf einem anſehnlichen Hügel noch bis jetzt die mächtigen Ueberreſte der vormaligen Burg Dub zu ſchauen. Die Ruinen ſind ge-

genwärtig blos unter den Namen Stara Duba oder Hluſka bekannt.

Der Burgfrieden war von beträchtlichem Umfange. Er begriff vierzehn Ortſchaften, zwei Höfe, ſechszehn Dörfer, vier Mühlen und andere Realitäten.

Der Tradition nach, ſoll dieſe Burg von einem heidniſchen Wladiken zur Zeit der Regierung Libuſſens erbaut, und dem neuerbauten Schloſſe von einer naheſtehenden ungeheuern Eiche der Name Dub gegeben worden ſein. An dieſe Sage reiht ſich eine andere, im Munde des Volkes.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts beſaß dieſe Burg Milochnew, ein Abkömmling des erſten Erbauers. Als noch ſein Vater lebte, war er in fremden Landen umhergezogen, um ſich in der Ritterſchaft zu üben; war auch unter den Rittern die im Jahre 1217 den König Andreas von Ungarn auf ſeinem Kreuzzuge nach Paläſtina begleiteten. Er erwarb ſich in dem gleichwohl fruchtloſen Angriffe auf den Berg Tabor den Ruhm eines tapfern Kriegers, und blieb fortwährend in der Geſellſchaft des Königs, als dieſer über Kleinaſien, Conſtantinopel und die Bulgarei heimwärts eilte.

Während des Königs längerem, gezwungenem Aufenthalt in der Bulgarei bei dem dortigen Fürſten Johann Aſan, ging Milohnew mit einem vornehmen Bulgaren öfters auf die Bärenjagd. Immer war Milohnew glücklich, und dadurch ward er auch immer kühner, ſo daß ihm Borogis, ſein Jagdfreund ſeine Tollkühnheit verwies.

Einſt, als beide wieder der Jagdluſt nachgingen, und ſich im Waldes-Dickicht getrennt hatten, zeigte ſich ein ungeheurer Bär. Freudigen Muthes eilte der tapfere Böhme mit dem wohlgeſchärften Speere auf das Unthier los; aber nicht hinreichend war der Stoß, das wilde Thier zu erlegen, das nun ſich verwundet fühlend, alle Kräfte wider ſeinen

Verfolger zuſammen raffte. Sicher hätte er hier den Geiſt aufgegeben, wäre nicht Bogoris herbeigeeilt, der dem Ungethüm den Fang gab, und ſeinen Genoſſen rettete. Der große Blutverluſt hatte ihn ſo geſchwächt, daß er von den herbeigerufenen Dienern heimgetragen werden mußte. Der gaſtfreie Bogoris ließ den Verwundeten in ſein Haus bringen, und übergab ihn der Pflege ſeiner in der Heilkunde wohlerfahrenen Tochter Ladika. Eifrig war dieſe um ihn bemüht. Ganze Nächte hindurch wachte ſie an ſeinem Lager und innigſt freute ſie ſich als das heftige Wundfieber allgemach ſchwand, und Milohnew's volles Bewußtſein zurückkehrte. Hier gefeſſelt an ſein Siechbette, mußte der ſonſt wilde Jüngling mit den ſanfteren Tugenden des jungfräulichen Lebens bekannter werden. Die rührende Theilnahme, der rege, dienende Eifer, die erheiternde Vertraulichkeit und dennoch bei allem dem ein gewiſſer zarter Stolz, der ſich mit Sittſamkeit und Klugheit vereinigte. Die Stunde für ſein Herz ſchlug; die Dankbarkeit bahnte der Liebe den Weg. Noch ehe er das Siechbette verlaſſen hatte, hatten ſich beide die Gefühle des Herzens geſtanden.

Einſt als Abends Ladika bei ihm war, wies Milohnew auf die vor ihm ſtehende Lampe. Sie war von Erz, geſtaltet wie ein Becher. Der Stiel der Lampe ſtellte zwölf Männer vor, die mit ihren Händen eine Halbkugel hielten, deren Außenſeite, ſo wie jene des Randes mit allerlei verwunderſamen Charakteren bezeichnet war. Aber die Geſtalten der Männer waren verſchieden; das Antlitz des einen war hold und gütig, aber der folgende nimmer ſo hold anzuſehen, und ſo ſtieg die Häßlichkeit in den Geſichtszügen der Figuren, bis auf den letzten, deſſen ſchreckliches Antlitz Grauſen erregte. „Sage mir doch, Ladika!“ ſprach Milohnew zu ihr, „ſage mir doch, was bedeutet die wunderliche Form der Lampe? Als ich noch im Wundfieber lag und

manchmal dahin blickte, ſchienen dieſe Geſtalten zu leben und mich anzureden, ja ſogar ſchien es mir einmal, als ob ſie alle in ſinnverwirrenden Kreiſen getanzt, und ſo widerlich gelacht hätten, daß ich ohnmächtig vor Entſetzen auf das Bette zurückſank.“ — „Ach Lieber,“ entgegnete ſie: „frage doch nicht, was ich dir nicht ſagen kann; nur ſo viel wiſſe, daß ſie von meiner Mutter für ihren größten Schatz gehalten wurde. Dich wird die Lampe nicht mehr ängſtigen, wenn ſie es ja einmal gethan hat, ſo war es ein Verſehen von mir. Doch, Milohnew, wenn du mir wohl willſt, ſo frage nimmer nach der Lampe.“ Und alles gelobte der Böhme dem ſchönen innig bittenden Mädchen, das in heißer Liebesglut, bald alle Wünſche des ungeſtümen Jünglings gewährte. König Andreas war indeß mit Johann Aſan richtig geworden, und in ſein durch innere Unruhe bewegtes Königreich zurückgekehrt, während der böhmiſche Jüngling von ſeinen Wunden noch nicht hergeſtellt war. — Nun, da er geneſen, blieb er, ohnehin nicht mehr an den Dienſt des Königs gefeſſelt, noch einige Zeit bei Bogoris, mit dem er nach wie vor dem Waidwerke nachhing; obwohl Bogoris gegen ihn ſcherzhaft bemerkte, daß der frühere Muth etwas kühler geworden ſei, nachdem ihn jener Bär darüber gut belehrt habe. Bogoris hatte wohl recht, denn ſo ſehr viel Vergnügen, wie ehedem, fand Milohnew nicht mehr an der Jagd; er zog es nun vor, lieber in Ladika's Augen ſich zu ſpiegeln.

Einſt begleitete er Bogoris zu einem Schmauſe, den ein Jagdgenoſſe gab. Hier trank man aus einem ſilbernen Becher ſich einander zu, deſſen Schale jedoch aus einem menſchlichen Hirnſchädel beſtand. Als aber die Reihe an Milohnew kam, ergriff ihn ein Grauſen, und unwillkührlich wies er ihn von ſich hinweg. Alle andern zogen den Säbel, aber Bogoris ſtellte ſich wie ein Schild vor Milohnew. „Halt!“ rief er ihnen zu: „Vergeſſet nicht, daß er ein

Fremdling ſei, und ihm manche unſerer Sitten ungewöhnlich dünken; auch in ihm wohl Widerwillen erregen müſſen.“ Auf dies und dergleichen Zureden, beruhigten ſich wohl die Uebrigen, aber kein anderer Becher kam zum Vorſchein, und ſchwergekränkt kehrte Milohnew, dem während des Gelages kein Tropfen Weines ward, mit Bogoris zurück. Während des Weges, der durch dunkle Wälder führte, ſuchte ihm der Bulgare begreiflich zu machen, daß es dort zu Lande eine große Ehre ſei, Gäſte aus dem Hirnſchädel eines berühmten, aber beſiegten und erlegten Feindes zu bewirthen; daß er daher durch ſeine Weigerung, daraus zu trinken, eine große Ehrenbezeugung mit der größten Beleidigung vergolten habe. — „Sonderbar!“ erwiederte Milohnew: „doch des Sonderbaren habe ich zu vieles in eurer Heimath erlebt. Eben jetzt erinnert mich jener gräßliche Becher an eine Lampe, die mir in euerm Hauſe grauſame Fantaſien vor die Augen zauberte.“ — „Allerdings habt ihr Recht,“ entgegnete Bogoris: „ein ſeltſames Weſen iſt es mit dieſer Lampe! Weiß ich doch ſelbſt nicht, was die klug und ſeltſam gebildeten Figuren darauf zu bedeuten haben! Iſt es doch auch mein Eigenthum nicht, ſondern ein Vermächtniß meines verſtorbenen Weibes an Ladika, die ſich beſſer, denn ich mich, darauf verſteht.“ — „Es wolle ihm faſt bedünken,“ meinte der böhmiſche Ritter: „als ſei die Lampe noch viel unerhörter und grauſenbringender, als der Becher und könnte wohl gar eine Zauberlampe ſein.“ — „Das möcht ich faſt ſelbſt meinen,“ ſprach Bogoris; „ſtammt doch die Mutter meines Weibes von Asla, der alten großen Zauberfürſtin ab. Oft ſah ich ſie, wie ſie wunderſame und unverſtändliche Sprüche ausſprach, und dann in der Flamme der Lampe den Geiſt ihrer Mutter zu ſehen vorgab; thut es doch jetzt auch meine Tochter, die ſeitdem ſie dieſes ſeltſame Spiel treibt, dem Haushalte mit ſinniger Klugheit vorſteht, daß alles was ſie

will ihr gelingt!" — „Alſo Hexenbrut!" murmelte Milohnew in ſich hinein, bis zum Herzen erkaltend, aus dem es das Bild der ſchönen Ladika drängte, in der er ſofort nur eine Zauberin erblickte, die ihn durch des Teufels Macht bethört hätte.

Am andern Morgen ſchon nahm er Abſchied von Bogoris, der ſich nicht wenig über den ſchnellen Aufbruch wunderte, und ſich vergebens ihn zurückzuhalten bemühte. Schon hatte er das Roß beſtiegen, ohne ein Geleit anzunehmen, als Ladika weinend hervorſtürzte, und ihn flehend bat, nur einen Tag noch zu weilen. Ungern ſtieg er ab. Dankbarkeit, Zärtlichkeit und unnennbares Grauen ſtritten in ihm. Er weilte den Tag über noch bei Bogoris. Auf den wiederholten Wink Ladikens folgte er auf ihr Kämmerlein, wo ſie ihm unter den heftigſten Thränen Vorwürfe über ſeine Kälte und die Entdeckung machte, daß ſie ſich Mutter fühle. Die rührenden Bitten bewegten noch einmal den Ritter. Er ſchwor ihr, daß er ſie liebe, daß er gewiß wieder kommen und ſie als Braut heimführen werde. Sie ließ ſich beſänftigen. „Aber," ſagte ſie, „kommt Ihr nicht binnen zwei Monaten, ſo wißt, daß ich dem Zorne meines Vaters nicht entgangen bin, und Euch meine Rache, ſelbſt über das Grab hinaus, verfolgen werde." Er beruhigte ſie hierüber, und ſo ging der übrige Tag in freundlicher Vertraulichkeit vorüber, und am Morgen ſchied er, gelobend bald wieder zu kommen, mit herzlicher Innigkeit von dannen.

Glücklich kam Milohnew an dem Hof des Ungarnkönigs an; doch nicht lange weilte er daſelbſt; er eilte nach ſeiner Heimath zurück, wo er bald darauf nach ſeinem Vater den Beſitz der Burg Dub antrat. Schon als er die Bulgarei im Rücken hatte, war die noch einmal aufgeloderte Liebe in ſeinem Herzen erloſchen, und Abſcheu gegen Ladika hatte darin Platz genommen. In wenigen Wochen hatte er ſie beinahe

ganz vergeſſen; nur Träume mahnten ihn dann und wann an ſeinen Schwur; wenn er aber erwachte, ſo glaubte er jedes Mal nur ſeine Vermuthung beſtätigt, daß Ladika eine Zauberin ſei. Durch dies letztere tröſtete und beruhigte er ſich auch, als ihm in einer Nacht Ladika eine klaffende Wunde in ihrer Bruſt, ein todtes Kindlein in den Armen erſchien, und ihm ihre Lampe erloſchen mit den Worten hinreichte: „Da nimm, da du nicht mein Gatte werden wollteſt, mußt du mein Erbe ſein!“ Freilich war dies nur ein Traum, aber er wiederholte ſich drei Mal und ängſtigte ihn jedes Mal dergeſtalt, daß ihn der Morgen ſtets halbtodt wieder fand.

Indeß vergingen Jahre. Milohnew freyte nun die Tochter eines benachbarten Burgherrn und erhielt ſie zur Gattin. An dem Tage als er ſie in Dub einführte, fanden ſich alle ihre Geſpielinnen, Verwandte und Nachbarn in der Burg ein, von denen jede der neuen Burgfrau ein kleines Geſchenk darreichte. Unter andern Frauen trat auch eine andere ſchöne, bleiche Jungfrau zur Gattin Milohnews heran und überreichte ihr eine eherne, kunſtreich gearbeitete Lampe, und während Bertha, ſo hieß Milohnews Gemahlin, dieſe Gabe verwundernd beſah, war die Geberin verſchwunden.

Als Bertha wieder mit ihrem Gatten allein war, zeigte ſie ihm auch die Lampe; aber der muthige Milohnew ward bei dieſem Anblick faſt ohnmächtig. Es war Ladikas Lampe, er konnte nicht zweifeln. Bertha entſetzte ſich über die plötzliche Bläſſe ihres Mannes, und fragte ihn um die Urſache. „Es iſt nichts,“ entgegnete er: „als die häßlichen Figuren an der Lampe hier, die wohl verdient, weggeworfen zu werden.“ — „Ei, nicht doch!“ ſprach ſie: „ſah ich doch ſo bald nicht ſo etwas wunderbar künſtlich gearbeitetes; je mehr ich es anblicke, deſto mehr gefällt mir die gefällige Form.“ Milohnew bat, beſchwor ſie, die Lampe zu ver=

nichten, oder in den alten Schloßbrunnen zu werfen: aber eben dies beſtimmte ſie, die Lampe nur noch ſchöner zu finden; ja obgleich ſichtbarer Verdruß die Stirne Milohnews umwölkte, ſie füllte ſie Abends ſogar mit Oel und zündete ſie an. „Das iſt doch ſo ſchön, ſo erquickend für's Auge, die Farbenpracht, die in dem Flämmchen ſpielt," ſo ſprach ſie, in die Flamme hinein blickend. Zufällig blickte ebenfalls Milohnew hin und aus dem Flämmchen ſah er klein und größer werdend, das Schattenbild Ladikens und ihres Kindleins hervorſchweben, und dabei grinſ'ten ihn die eilf Männlein am Stiele der Lampe höhniſch und drohend an. Immer ſchien es ihm, als riefen ſie ihm zu: „Haſt uns fliehen wollen, da ſind wir und bleiben bei dir!" So quälte es ihn die ganze, ewig lange Nacht hindurch.

Am andern Morgen nahm er ſie heimlich ſeiner Gattin weg, und vergrub ſie; aber Abends ſtand ſie wieder vor ſeinem Bette. Bald warf er ſie in den Schloßbrunnen oder in den Weiher, bald gab er ſie dem Schmiede, ſie zu zerſchlagen, kurz, was er auch that, der Lampe ward er nimmer los; Abends ſtand ſie jedes Mal unverſehrt an ihrer vorigen Stelle, und jede Nacht quälten ihn die gräßlichen Geſichter.

Er vertraute nun ſeiner Gattin ſein Leiden, und die Urſachen deſſelben. So unglaublich ihr auch dies vorkam, ſo hatte ſie doch Mitleid mit dem Gequälten, und beide beriethen ſich, wie dieſem Unheil zu begegnen ſei? Aber nie konnten ſie Mittel finden, das Werkzeug ihrer Unruhe zu vernichten; endlich kamen ſie darin überein, das Gemach, wo die Lampe ſich befand, nicht mehr zu betreten.

Dies Mittel ſchien einige Zeit hindurch von guter Wirkung zu ſein, denn Milohnew fühlte ſich von allen Fantaſien und Geſichtern befreit: doch nicht lange dauerte es, ſo

begann die Plage neuerdings, aber es hatte eine andere Bewandtniß damit.

Bertha war ſehr herrſchſüchtig und ließ ihrem Gatten das Joch der Ehe immer merklicher fühlen. Oft raffte ſich wohl Milohnew zuſammen und wollte den Herrn im Hauſe ſpielen, aber Bertha eilte dann in das Zimmer, wo die Lampe ſtand, zündete ſie an, und dann ging für Milohnew wieder eine Qual an, der er zu erliegen glaubte. Allenthalben, wohin er ging, oder wo er ſtand, umſchwebten ihn dann die Geſtalten der zwölf Männlein wie Plagegeiſter, und dieß dauerte ſo lange, bis auf ſein Bitten ſie wieder die Lampe auslöſchte. So ward er allgemach ihr Sclave, bis er vor Gram und Verdruß erkrankte und ſtarb. Ehe er verſchied, hatte er geſagt: „von mir ſollſt du nun die Lampe zum Erbe haben.“

Nun kam die Reihe an ſie, bis ſie ſich in einem Anfalle von Wahnſinn von den Zinnen der Burg herabſtürzte. Das Schloß, beſonders aber jenes Zimmer ward nun ein von allen Nachbarn, ja ſelbſt von Schatzgräbern und Räubern geflohener Tummelplatz wilder Geſpenſter, in deren Mitte die Schattengeſtalten Ladikens, Berthens und Milohnews umherſchwebten. Erſt im Jahr 1420 befreite ein frommer Prieſter, den der Burgherr Wanke von Dub und ſeine Gemahlin Margareth von Richemburg zu dieſem Ende herbeiriefen, die Burg von dem argen Spuck. Der Prieſter ſchritt, fromme Gebete herſagend, an der Spitze der geſammten Burgbewohner durch die ſämmtlichen Gemächer des Schloſſes, zuletzt aber in jenes Gemach, wo die Lampe ſtand, und das man ſchon verſchiedene Mahle hatte zumauern laſſen, ohne von dem Spuck befreit zu werden. Die Lampe wurde mit Oel gefüllt, das Licht angezündet, und von dem frommen Manne beſchworen. Da erloſch urplötzlich das Licht

und es zerſprang die Lampe in tauſend und tauſend Trümmer. So erzählt das Volk bis auf den heutigen Tag.

Von dieſer Zeit an kehrte zwar die Ruhe zurück, doch noch lange ſcheuten ſich die Burgbewohner jenes Gemach zu beſuchen. Als Margarethe von Richemburg dieſes Schloß im Jahre 1429 an Berchta von Krawarz, Gemahlin Zdenkos von Sternberg, verkauft hatte, ließ letztere dieſes Zimmer in eine Kapelle umſtalten, und daſelbſt für die Ruhe Milohnews und Bertha's Meſſen leſen, — als aber im Jahre 1443 Bohuſch von Peſtupitz die Burg von den Brüdern Buzko, Mrakſſo, Przech und Zdebor von Bozegowitz erkauft hatte, zog er dieſe Stiftung ein; ſo wie auch bald darauf das Schloß ſelbſt ein öder Schutthaufen wurde, der noch vor wenigen Jahren von den Umwohnern für den Aufenthalt böſer Geiſter gehalten ward.

268. Prinz Olav, der Schneider.

In dem Städtchen Falkenau zwiſchen Eger und Elbogen in Böhmen lebte in den Tagen K. Wenzels des Faulen ein ehrſamer Schneider, gewöhnlich Meiſter Wolf geheißen, der ſich mit den Seinen nothdürftig nährte und die Achtung ſeiner Mitbürger genoß. Außer mehreren Töchtern war ihm ein Sohn geboren worden, den er Heinrich nennen ließ, und in dem er eine Stütze ſeines Alters zu ſehen hoffte. Der arme Vater! Er hatte ſich ſehr geirrt.

Der Knabe wuchs heran. Er galt bald zur Freude ſeiner Mutter für den ſchönſten Knaben in Falkenau. Sein zartes Geſicht mit ſanften Zügen, blauen Augen und lockigem Haupthaar zierte einen ſchlanken Körper, der, je älter er wurde, an Kraft und Wohlgeſtalt zunahm. Doch nichts weniger als dieſem gefälligen Aeußern entſprach ſein Inne-

res. In früher Jugend keimte das Samenkorn der Bosheit in ſeinem Herzen, und ſchoß darin üppig empor.

Den Vorzug, den ihm die alte Mutter überall gab, glaubte er von jedem andern auch fordern zu können, natürlich aber wurde der Sohn eines armen Schneiders mit ſeiner Anmaßung ſehr bald zurecht gewieſen. Der Spott ſeiner Mitgeſpielen laſtete auf ihm, ſie nannten ihn neckend den Schneiderprinzen, den Ziegen-Cavalier, Fürſt Gaisbock rc. rc. und ſchloſſen ihn von ihren jugendlichen Spielen aus, weil er darin immer den Ton hatte angeben wollen. Das verwundete ſein eitles Herz. Nie mehr ging er mit jenen Knaben um, ſondern ſchloß ſich an andere, bis auch dieſe aus gleichen Urſachen von ihm ſich trennten.

Der Vater hielt ihn nun an, die löbliche Kunſt der Schneiderei zu erlernen. Das behagte aber dem eitlen Heinrich nicht, eben ſo wenig wollte er unter die Kriegsknechte gehen weil er nicht ſofort Feldoberſter ſein konnte; es mochte ihm wohl auch an Muth dazu gefehlt haben. Der alte Wolf mußte nun ſehr oft zur Strenge ſeine Zuflucht nehmen, und ihn mittelſt die Nadel regieren lehren. Hierzu kam, daß Heinrichs Mutter ſtarb und ihm nicht mehr die Stange halten konnte.

Als Heinrich ungefähr zwanzig Jahre alt und bereits Geſelle war, drang er in ſeinen Vater, ihm ſein Häuschen abzutreten. Das war aber Wolfs Gedanke gar nicht. „Du biſt noch zu jung, Heinze,“ ſagte er dann zu ihm: „davon kann erſt in einigen Jahren die Rede ſein, übrigens habe ich nicht Luſt meinen Sterbekittel bei lebendigem Leibe anzuziehen.“ Heinrich faßte nun tiefen Groll gegen ſeinen Vater, den er aber ſorgfältig verbarg.

Um dieſe Zeit war es, daß er die Tochter eines reichen Mälzers, der in Falkenau wohnte, auf dem Tanzboden kennen lernte. Elsbeth, ſo hieß ſie, war zwar in Falkenau

geboren, doch in dem nicht weit entfernten Elbogen bei einer Verwandten erzogen worden, und nun, als eine heirathsmäßige Dirne in ihren Geburtsort zurückgekommen. Der ſchöne, wohlgewachſene Heinrich behagte ihr; doch ihrem Vater behagte ihr Umgang mit dem Schneiderprinzen, wie er jenen nannte, keineswegs. „Ich habe ſchon für dich gewählt," ſprach er zu ihr, „und du wirſt wohl thun, den Sohn des Schöppen Berndt als deinen Bräutigam zu betrachten." Elsbeth fügte ſich nach und nach, und beſchloß, ihre Gedanken auf Heinrich fahren zu laſſen.

Dieſer hatte nun ſeinem Vater die Abtretung des Häuschens abzutrotzen geſucht; vergebens. Der alte Wolf verweigerte ſie ſtandhaft, und erklärte ihm im feſten Tone, daß er ihn, wenn er ihm noch einmal mit dieſer Forderung käme, von dem einſtigen Kindestheil ausſchließen würde. Es kam nun zu einem lebhaften Wortwechſel mit dem Vater, der ihn endlich vor die Thüre ſtieß, und ihm ſein Brod anderwärts zu ſuchen gebot.

Fluchend ſtand Heinrich vor dem Hauſe. Tiefer Groll entwickelte ſich in ſeinem Herzen. Da beſchloß er erſt zu dem Mälzer zu gehen und dieſen um die Hand ſeiner Tochter zu bitten. Da bekomme ich Geld mit, dachte er, und dann kann ich ſchon meines Vaters lachen.

Er kam zu Elsbeths Vater und entdeckte ihm ſein Anliegen. Doch jener ſagte ihm geradezu, Elsbeth ſei mit des Schöppen Berndt Sohn verlobt, und er ſelbſt ſei nimmermehr gewillt einen Schneiderprinzen zum Eidam zu haben, der nicht nur noch kein Meiſter ſei, ſondern auch, wie es bekannt wäre, mit ſeinem eigenen Vater in Unfrieden lebe.

Schwer gereizt entfernte ſich Heinrich. Rachebrütend irrte er den übrigen Tag auf den Feldern umher. Endlich hatte er einen Plan gefaßt. „Nun gut," ſagte er zu ſich

ſelbſt, „darf ich in meines Vaters Haus nicht fürder wohnen, noch in Elsbeths Kämmerlein als Bräutigam eingehen, ſo ſoll dies auch kein Anderer können.“

Die Nacht kam heran. Mit brennbaren Sachen verſehen, legte Heinrich, ſowohl in dem Hauſe ſeines Vaters, wie in jenem des Mälzers Feuer an und ergriff die Flucht. Ehe er noch bei Egers Mauern angelangt war, zeigte ſich dem Zurückblickenden an dem glühenden Himmel, daß ſeine teufliſche Rache gelungen und Falkenau ein Raub der Flammen geworden ſei.

Ja wohl war ſein ſchwarzer Plan gelungen. Zwar hatte der alte Wolf ſich und ſeine Tochter aus den Flammen gerettet, doch Elsbeth unter deren Schlafkammer er das Feuer angelegt hatte, wurde ſo beſchädigt, daß ſie nach wenigen Tagen ſtarb. Ein großer Theil des Städtchens war am folgenden Morgen in einen Schutthaufen verwandelt. Man muthmaßte wohl wer der Brandſtifter ſein müſſe, allein ſeine ſchnelle Flucht hatte ihn dem Schwerte der Gerechtigkeit entrückt.

Heinrich irrte nun heimathlos und unſtät in der Fremde umher; bald wußte er, indem er ſich als Pilger ausgab, die Herzen Leichtgläubiger zu Gaben zu bewegen, bald durch andere ähnliche Mittel fortzukommen; doch nie verließ ihn die Furie des Gewiſſens, die ſein Inneres zerfleiſchte.

So kam er endlich nach Preußen. In der Herberge eines Dorfes bei Graudenz überfiel ihn eine ſchwere Krankheit. Seine Wirthe waren ſo gutmüthige Leute, daß ſie den armen Pilger, wofür er ſich ausgab, ſorglich pflegten, und hoch darüber erfreut waren, als ſie vernahmen, der vermeinte Pilger ſei wieder auf dem Wege zur Beſſerung.

In dieſen Tagen herrſchte die nordiſche Semiramis, die Königin Margareth, Witwe K. Hakons, über die Reiche Norwegen, Dänemark und Schweden. Die erſten beiden

Reiche hatte ſie zuerſt als Vormünderin ihres Sohnes Olav regiert, und war ihm als dieſer im Jahre 1381 geſtorben, in der Regierung gefolgt. Die Schlacht bei Fall=Köping in Weſtgothland (2. Sept. 1388), in welcher der ſchwediſche König Albert nebſt ſeinem Sohne Erich in ihre Gefangenſchaft gerieth, verhalf ihr zum Beſitze Schwedens. Doch die Stände dieſes Reiches ſträubten ſich gewaltig unter ihrem Scepter, ohne jedoch ihr Joch abſchütteln zu können. So war es denn auch natürlich daß manche ſonderbare Gerüchte von ihr unter den Schweden im Schwunge gingen. Beſonders hatte ſich die Sage ausgebreitet, ſie habe ihren Sohn Olav, um ſelbſt regieren zu können, zu Rothſchild hinrichten laſſen, wie denn wieder andere wollten, daß die gedungenen Mörder, von der herrlichen Geſtalt Olavs gerührt, ihm gegen das Verſprechen, daß er ſofort unbekannt bleiben und das Reich verlaſſen wolle, das Leben gelaſſen hätten, und der Prinz daher noch unter den Lebenden wandle. Gerüchte, die ſich modelten und änderten, und zuletzt trotz den mannichfaltigen Zuſätzen nicht nur in Schweden, ſondern auch in den beiden andern Königreichen Glauben fanden.

So ſtand es in Jahre 1402, als eines Abends einige Kaufleute von Niköping auf ihrer Rückreiſe aus Deutſchland in die Gegend von Graubenz kamen, und in dem Wirthshauſe, wo eben Heinrich krank darniederlag, Herberge nahmen. Mancherlei erzählten ſie dem neugierigen Wirthe, und dieſer wieder ihnen. Auch die ſonderbaren Gerüchte von Olav's Tod und ſeinem Leben wurden ein Stoff des vertraulichen Geſprächs. Da ſagte der Wirth auf einmal: „Da habe ich einen armen Pilgersmann im Hauſe, der ſiech von Rom zurückgekommen bei mir ſeine Wiedergeneſung abwartet. Es iſt ein eigenes Ding um dieſen Kranken, der iſt gewiß nicht was er ſcheint! — Ich hoffe gar ſeltſame Dinge zu hören wenn er wieder hergeſtellt ſein wird. Wenn

er in der Fieberhitze ohne Bewußtſein lag, ſprach er unter andern mir unverſtändlichen Reden auch die Worte: Prinz und Rache aus." — „Sehr ſeltſam" ſagte Swen, einer der Kaufleute: „ei, zeigt uns doch dieſen Mann." — Der Wirth führte ſie nun zu des Kranken Bette, der eben ſchlief. Ein Blick auf ihn und wie verſteinert ſtanden die Kaufleute da. „Himmel! das iſt ja Olav Hakonſon, der Dänen und Norwegens König," liſpelten ſie dem erſchrockenen Wirthe zu. Schweigend gingen ſie zurück, geboten dem Wirthe, Niemanden dieſe Entdeckung zu offenbaren, und begaben ſich eilends weiter, nachdem ſie dem Wirthe eine große Summe Geldes zur beſſeren Pflege des vermeinten Prinzen zurückgelaſſen und mit ihm mehreres abgeſprochen hatten.

Heinrich erholte ſich bei der ſorgfältigern Wartung zuſehends. Als er endlich geneſen war, fiel ihm der Wirth zu Füßen, und dankte ihm für das Glück, ſein Haus mit ſeinem Aufenthalte beehrt zu haben! — Heinrich ſtand da, wie aus den Wolken geworfen. „Da irrt ihr euch, guter Alter!" nahm er endlich das Wort: „ich bin ein armer Mann, der die heiligen Orte beſucht hat, um für ſeine Sünden Ablaß zu finden." Doch als der Wirth hieran nicht glauben wollte, ihm erzählte, er ſei bereits durch ſchwediſche Kaufleute erkannt worden, und die Großen des Reiches harrten nur ſeiner Ankunft, um ihn gegen ſeine Mutter zu ſchützen und ihn wieder auf den Thron zu ſetzen, bewog ihn endlich ſeine angeborne Eitelkeit und thörichte Hoffnung, die ihm aufgedrungene Rolle zu ſpielen.

Indeſſen hatte ſich durch die vorgenannten Kaufleute unter den däniſchen und ſchwediſchen Mißvergnügten der Ruf verbreitet, der König Olav ſei wiedergefunden. Schaarenweiſe kamen ſie zu ihm, und getäuſcht durch ſeine Aehnlichkeit und ſein Betragen, ehrten ſie in ihm den längſtver-

ſtorbenen Prinzen. Sie führten ihn nun nach Danzig, wo er durch ſie unterſtützt einen fürſtlichen Hof hielt, Räthe ernannte, Münzen prägen und ſich ein däniſches Reichsſiegel ſtechen ließ. Hierauf ſchrieb er mehrmals an die Königin Margareth, als an ſeine Mutter; durch ſonderbare Schickſale ſei er am Leben erhalten worden, und hätte gern ſein Verſprechen, unbekannt und dürftig zu bleiben, gehalten, wenn ihn nicht der Papſt von ſeinem Eide entbunden und ihm befohlen hätte, ſein väterliches Reich wieder zu erobern. Die Königin, hierüber aufs Höchſte verwundert, ſchrieb an Conrad von Jungingen, damaligen Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen: „er möchte ihr den Mann ſchicken, der ſich ihren Sohn nenne, indem ſie ihn, wenn ſie ihn dafür erkennen würde, mit Freuden aufnehmen wolle.“

Der Hochmeiſter, obgleich er mit ihr der Inſel Gothland wegen in Unfrieden lebte, weit entfernt, ſich dieſer Gelegenheit zu bedienen und ſeiner Feindin wehe zu thun, entſchloß ſich hierzu. Der Afterprinz ward nun auf ſeine Verfügung durch einige Ordensritter nach Calmar in Smaland gebracht, wo die Königin reſidirte. Hier löſ'te ſich das Räthſel, indem es ſich ergab, der vermeinte Prinz ſei nicht nur kein Däne, ſondern auch ſelbſt der däniſchen Sprache unkundig. So wie man dieß heraus hatte, zwang man ihm durch die Folter das Bekenntniß ab, er ſei eigentlich ein Böhme, und nur zu dieſem Abentheuer genöthigt worden, da ihn Jedermann, und endlich er ſich ſelbſt für einen König gehalten.

Margarethe ließ nun Gericht über ihn halten und genehmigte das Urtheil, als man ihn zum Feuertode verdammte. Nächſt dem Calmar-Sund ward ein großer Scheiterhaufen errichtet, an dem alle Briefe, die Heinrich an die Königin geſchrieben, angehängt wurden; er ſelbſt wurde endlich gekrönt mitten im Scheiterhaufen an einen Block geſchloſſen

und verbrannt, wie er Falkenau verbrannt hatte. — Alle Kleinodien, die er der Leichtgläubigkeit der ſchwediſchen Mißvergnügten abgewonnen, ſo wie alles Geld, das er mit ſich gebracht hatte, gab die Königin den Mönchen eines nahen Kloſters, damit ſie für das Heil ſeiner Seele beten möchten. Die Königin behielt nichts, als ſein Reichsſiegel, welches ſie zerſchlagen ließ.

269. Der geleimte Teufel.

Zu der Zeit, als Herzog Caſimir von Teſchen (in den Jahren 1523 — 1528) das Herzogthum Troppau von dem König Ludwig zum lebenslänglichen Genuſſe inne hatte, lebte zu Troppau ein armer Fiſcher, Hanns der Kurze genannt, der ſich und ſeine Familie, zu der ſieben Kinder gehörten, zwar ehrlich aber höchſt kümmerlich nährte; denn manchen Tag war eher die Sonne, als das liebe Brod in ſeiner Hütte zu treffen.

Im Jahre 1524, als Theurung im Lande herrſchte, ward es noch ſchlimmer mit ihm. Nicht nur die allgemeine Theurung drückte ihn, ſondern eine ſchwere Krankheit brachte ihn und ſeine Familie in das größte Elend. Bisher war ihm wohl von manchem Bürger Hilfe geſpendet worden; nun aber, als die Noth täglich zunahm und jeder kümmerlich für ſich ſelbſt ſorgen mußte, blieb er verlaſſen und wußte nicht, wie er der Seinigen Hunger ſtillen konnte.

Eines Abends, als Weib und Kinder noch aus waren, um eßbare Wurzeln zu ihrer Nahrung in den Wäldern zu ſammeln, ergriff ihn ſeine betrübte Lage ſo ſehr, daß er ſein Leben verwünſchte, und, nachdem er wiederholt den Himmel um ſeinen plötzlichen Beiſtand vergeblich angefleht hatte, zuletzt erbittert, ſogar den Fürſten der Hölle um Hilfe an-

rief. Nun kam ſeine Familie mit betrübten Geſichtern zurück, ſie hatten nur wenig gefunden; es reichte kaum hin, ihren Hunger auf einige Stunden zu befriedigen.

Die Mitternacht kam heran. Sein Weib und ſeine Kinder waren in feſten Schlaf verſunken; nur ihn ließ die Größe ſeines Kummers nicht mitſchlummern. Da ward ſeine Stube plötzlich von einem falben Licht erhellt, und ein Mann ſtand vor ihm da, in deſſen grinſenden Geſichtszügen er bald denjenigen ahnte, den er in der Verzweiflung um Hilfe angerufen hatte. Er irrte ſich nicht. Es war der Satan. Zwei Hörner guckten durch das dichte Haar hervor.

„Höre," ſagte der Teufel zu dem zitternden Fiſcher, „du haſt mich um Beiſtand gebeten. Er ſei dir gewährt, und morgen ſchon iſt alle Noth aus deinem Hauſe verbannt. Hier haſt du Geld, es wird hinreichen, dich und die Deinigen einige Wochen lang vor Mangel zu ſchützen. Noch mehr ſoll in der Folge dir werden, doch nur unter einer Bedingung. Morgen, ſobald du dich geſund fühlen wirſt, mache dich ohne Abſchied auf den Weg nach Sachſen. Was du dort zu thun haſt, wird dir von Leuten ſchon geſagt werden; was du nach Hauſe zurückbringſt, wahre wohl vor Waſſer. So wie es durch dieſes zerſtört, ja wenn es nur naß wird, wird mein deine Seele auf immer." Nach dieſen Worten verſchwand das Ungethüm, und die nächtliche Dunkelheit hüllte die Stube wieder in ihren Schleier ein. Erſchöpft ſank nun auch Hanns in einen tiefen Schlaf.

Geſtärkt erwachte er. Anfänglich hielt er Alles für einen ſchweren Traum; doch als er ſich jetzt ganz geſund fühlte und einen Beutel mit Geld neben ſich gewahrte, ſah er mit tiefer Reue ein, daß er mit Satan gehandelt habe. Mit dieſem — das wußte er — läßt ſich kein Scherz treiben. Er legte daher das Geld neben ſeine Gattin und machte ſich, ohne ſie zu wecken, auf den Weg nach Sachſen.

So ging er nun fort, ohne Abſicht oder Plan. Endlich erreichte er Sachſen. In Dresden und Torgau hörte er kein Wort, das er als einen Wink für ſich hätte halten können. Endlich kam er nach Wittenberg. Bei der St. Urſulakirche ſtand eine Menge Volkes verſammelt. Neugierig drängte ſich Hanns durch die Zuſeher. Da ſah er nun die Urſache des Zuſammenlaufs. Auf Luthers wiederholte Ermahnung wurden eben die geſchnitzten Heiligenbilder aus der Kirche geſchafft und dort ſpottend mit Aexten zerſpalten. Die Reihe kam endlich an ein kleines Standbild, die heilige Juliane vorſtellend, wie ſie den Teufel an einer Kette hält. Auch dieſe nebſt der Teufelsfigur wurde in kleine Stücke geſpalten. Da ſagte lachend Einer aus den Umſtehenden: „Da mag nun ein Papiſt kommen und den armen Teufel holen, damit er ihn zu Hauſe wieder zuſammen leime.“ — Das bezog der arme Fiſcher auf ſich. Er fand auch Gelegenheit, ſich, als die Menge ſich wieder zerſtreut hatte, der Trümmer der Teufelsfigur zu bemächtigen, worauf er ſofort nach Hauſe zurückeilte.

Indeſſen hatte ſich ſeine zurückgelaſſene Familie von der Beſtürzung, in die ſie das plötzliche Verſchwinden des Hausvaters geſetzt hatte, wieder erholt. Die früheren Wohlthäter der Familie waren an demſelben Tage wieder daheim gekommen und hatten die Zurückgelaſſenen nicht nur durch Geſchenke an Lebensmitteln, ſondern auch noch durch die Nachricht erfreut, man habe den Fiſcher am frühen Morgen, gleich als wäre er geſund, über den Ring gehen ſehen; man glaubte daher auch, er habe plötzlich ein einträgliches Geſchäft übernommen, und daher rühre auch das zurückgelaſſene Geld. Kurz der Fiſcher traf ſeine Familie in den beſten Umſtänden, froh und geſund wieder an.

Alles fragte ihn nun, warum er ſo ſchnell verſchwunden? woher das viele Geld? — „Ein fremder Kaufmann,“

entgegnete er, „hat mir ein wichtiges Kleinod zu retten aufgetragen. Die Reiſe hat mich geſund gemacht; der glückliche Erfolg derſelben wird mir Vortheile bringen. Daher meine ſchnelle Abreiſe, meine Geſundheit, das Geld.“

Man fragte nicht weiter. Die nächſte Nacht brachte Hanns damit zu, die Fragmente des Teufels zuſammenzuleimen. Einſam ſtand er beim Herde. Die Flamme, an der er den Leim kochte, zeigte ſonderbare verzerrte Geſtalten, die entſchwanden und wieder neuen Platz machten. Er leimte endlich die Figur zuſammen. Da bebte der Boden unter ſeinen Füßen, die Fenſter klirrten, wild praſſelte die Flamme; außen rollte der Donner. Der Gluth entſtieg nun ein dichter Rauch, der ſich zu ſeinen Füßen herabſenkte. Immer dichter und dichter ward er, in Wirbel ſich kreiſend; endlich ſtand vor ihm — Satanas.

„Du haſt deine Sache gut gemacht,“ ſprach er zu dem bebenden Fiſcher: „geleimt iſt mein Bildniß. Trage es immer bei dir, laſſe es aber nicht naß werden. Welche Summen du nur wünſcheſt, werden ſich dann, wenn du mein Bildniß küſſeſt, in deiner Taſche finden. Doch wie es naß wird und dadurch nur ein Glied von dem Bildniß getrennt wird, iſt deine Seele mein Eigenthum.“

Er verſchwand. Der Fiſcher ſchloß die geleimte Figur ſorgſam in eine Kiſte, in der mehrere Jahre hindurch nichts verſchloſſen geweſen ſein mochte. Das Knarren des Schlüſſels weckte die ſchlummernde Gattin. Sie ſah ihn die Kiſte verſperren, und neugierig eilte ſie herbei, das zu ſehen, was ihr Mann ſo ſorgſam aufbewahrt habe. Lange ſuchte Hanns ihrer Neugierde auszuweichen; endlich, als er ſah, daß dies vergebens ſei, erzählte er ihr, was er hier verwahre, wäre das Kleinod, das er habe für jenen fremden Handelsherrn ſichern müſſen; es ſei zwar ſcheußlich, doch ein Kunſtſtück ſeiner Art. Noch neugieriger gemacht, beſtand ſie darauf, es

zu ſehen. Hanns öffnete ihr endlich die Kiſte und zeigte ihr den geleimten Teufel. Entſetzt fuhr ſie zurück. „Ach!“ ſeufzte ſie: „lieber hätte ich den Hungertod in Ehren gewählt, als durch ſolch ein häßlich Geſchäft mein Leben gefriſtet. Du warſt nicht Vater, als du zum Wohle deiner Kinder um das Bildniß des böſen Feindes dich bemühteſt.“

Weinend ſank ſie auf ihr Lager zurück. Wie ein Echo tönten ihre Worte in ſeinen Ohren immer nach. Er ſah ſich bei aller Ausſicht auf Reichthum nicht glücklich. Seufzend kehrte er ſich auf ſeinem Lager um. Da drückte ihn etwas Hartes in die Seite. Er griff darnach; es war der geleimte Teufel. Er ſperrte ihn nochmals in den Schrank und fand ihn wieder bei ſich. Er wiederholte es mehrere Male, aber immer fühlte er die geleimte Figur wieder bei ſich. Er ſah nun endlich ein, daß er ſie immer bei ſich tragen müſſe. Zahlloſe Thränen der Reue fruchteten nichts. Immer blieb der geleimte Teufel bei ihm.

Inzwiſchen war der Morgen herangebrochen. Das Geld war alle. Die Kinder verlangten Brod. — Da ſah ſich Hanns genöthigt, auf der Seite heimlich die Figur zu küſſen. Schwer fühlte er ſeine Taſche. Er griff hinein. Gold ohne Maß.

Der Anblick des Goldes hat etwas Eigenes; der Menſch, läge er am Rande des Grabes, dreht gern noch einmal die Augen zu dieſem allgemein verehrten Metalle. Auch Hedwig, Hanſens Gattin, vergaß über dem Anblick deſſelben die Art, wie es erworben worden. Die Familie lebte nun wohlauf, in Freuden, ſo gut iſt ein beſchwertes Gewiſſen zuletzt.

Peinlich ward es dem, des Waſſers ſo gewohnten Fiſcher ſich des Berufsgeſchäfts zu entſchlagen, kaum wagte er das Haus zu verlaſſen, aus Furcht, ein Regen dürfte ihn durchnäſſen. Die plötzliche Wohlhabenheit über

die er nur falſche Kunde geben konnte, entfernte von ihm die Herzen ſeiner Freunde. Sie muthmaßten in ihm einen verſchmitzten Dieb und hörten auf, ihn durch ihre Beſuche zu zerſtreuen.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß dem Herzog ein goldener Becher von ungemeinem Werthe entwendet worden war. Lange forſchte man vergebens nach dem Thäter. Der Argwohn blieb endlich auf dem Fiſcher haften. Man zog ihn ein. Das Geld in ſeiner Taſche ſchien ein unwiderlegbarer Beweis. Die Schmerzen der Tortur erzwangen ihm das falſche Geſtändniß, er ſei der Thäter. Sofort ward er zum Rade verurtheilt und ihm zur Todesvorbereitung ein Mönch aus dem Jägerndorfer Minoritenkloſter beigegeben. Franziskus, ſo hieß dieſer, ſtand dazumal im Rufe der Heiligkeit. Auch Hanns hatte davon gehört, daher entdeckte er ihm am Abend vor dem, zu ſeiner Hinrichtung beſtimmten Tage reumüthig alles ohne Rückhalt; um ſo mehr, da ein ſehr regneriſches Wetter eingefallen war und Hanns befürchten mußte, ſelbſt während ſeiner Hinrichtung durchnäßt zu werden.

Lange wiegte der Mönch bedenklich das Haupt. Endlich wußte er Rath. Er brachte es bei dem Herzoge dahin, daß Hanns noch einmal gefoltert und zwar nach der gewöhnlichen böhmiſchen Tortur, mit Fackeln gebrannt werden ſollte. Nackend wurde Hanns ausgezogen, aber die Teufelsfigur blieb allen Bemühungen zum Trotze auf ſeiner linken Seite haften. Die Schergen hielten nun die Fackeln daran, viel litt der arme Fiſcher aber auch das Bild ward allgemach von der Flamme verzehrt. Kaum war dies geſchehen, als ein Kämmerling hereinſtürzte und mit der Marter einzuhalten und den Bezüchtigten frei zu laſſen befahl, weil ſich der vermißte Becher bereits wieder gefunden habe. Halb todt ward nun Hanns in ſeine Wohnung zurückge-

bracht, wo zwiſchen Freude und Leid getheilt ſeine Familie ihn empfing.

Er ward geheilt. Das Teufelsbild ließ ſich fürder nicht mehr ſpüren, und die lang entbehrte Gewiſſensruhe kehrte wieder in Hannſens reuevolles Innere zurück. Auch ſeine Geſundheit wurde feſter als ſie es früher geweſen war. Seine Umſtände beſſerten ſich und er ſtarb erſt nach vielen Jahren, als er ſchon ſeine ganze Familie wohl verſorgt wußte.

In der St. Johannespfarrkirche war ehedem ein Grabſtein zu ſehen auf welchem ein Mann war, der in der einen Hand einen Fiſch, in der andern aber eine Fackel hielt. Dieſer ſoll die Ruheſtätte dieſes Fiſchers bezeichnet haben.

270. Der Löwe.

Der vierzehnte Hornung des Jahres 1634 machte bekanntlich zu Eger dem kühnen Emporſtreben des berühmten Herzogs von Friedland, Albrecht von Wallenſtein, gewaltſam ein Ende. Jene Officiere und Kriegsoberſten, die ſich bisher eines vertraulicheren Umgangs mit jenem Machthaber erfreut hatten, ſo wie deſſen Hausbediente zerſtreuten ſich noch in jener verhängnißvollen Nacht und ſuchten eine ungewiſſe Sicherheit in der Flucht. Sie glückte nicht allen.

Der alte Johann Baptiſta Senni, deſſen aſtrologiſche Träumereien ſo viel Einfluß auf den Herzog gehabt hatten, entzog ſich gleichfalls durch eine ſchnelle Entweichung den Nachſtellungen Buttlers und ſuchte ſich durch die öſterreichiſchen Erblande nach Italien ſeiner Heimath, durchzuſtehlen. Durch Bayern oder den Pilsner=Kreis den Weg zu nehmen dünkte ihm gefährlich, da ihm wohl bekannt war, daß daſelbſt jene kaiſerlichen Truppen, die neuerlich wieder in

Eid und Pflicht genommen worden waren, kantonirten und ihm dem berüchtigten Sternſeher Waldſteins auf ſeiner Flucht eben nicht förderlich ſein würden. Er beſchloß daher, vorerſt ſeinen Weg durch Mähren zu nehmen, und ſich allenfalls in dieſem Lande ſo-lange verborgen zu halten, bis er mit mehrerer Sicherheit ſeinen Fuß weiter ſetzen können würde.

Auf dem Schloſſe zu Trebitſch wohnte dazumal Maximilian Graf von Waldſtein, der von der Ermordung ſeines Verwandten, des Herzogs von Friedland, bereits Kunde erhalten hatte, als Senni vor ihm erſchien und für einige Zeit um Schutz und Obdach bat. Freundlich nahm ihn Wallenſtein auf und ehrte ihn dankbar als den ehemaligen Vertrauten des Herzogs, der dem Hauſe Waldſtein ſo viel Glanz verliehen hatte, und nur durch ſein Beſtreben, das Anſehen desſelben zu ſteigern, gefallen war.

Graf Waldſtein war ein leidenſchaftlicher Jäger. Jeder ſeiner Nachbarn der an dem Weidwerk Geſchmack fand, war ihm willkommen; ſeine weitläufigen Forſten waren mit Wild reichlich verſehen; er ſelbſt ſehr gaſtfreundſchaftlich. Kein Wunder, daß er ſich immer von einem Kränzlein wackerer, wohlgemuther Jagdfreunde umgeben ſah.

Dazumal hielt ſich der Freiherr Carl von Würben bei ſeinem Freund und Lehrer, Wilhelm Chrauſtensky von Malowar in dem Schloſſe zu Deutſch-Roboletz auf. — Chrauſtensky war ein leidenſchaftlicher Weidmann, noch mehr aber ſein Zögling Carl. Beide fehlten nie, wenn Graf Waldſtein eine große Jagd veranſtaltete.

Eines Abends, als ſie nach einer Jagd im Schloſſe zu Trebitſch ihre Ausbeute frohen Muthes verzehrten, und der häufig genoſſene Wein die Zungen gelöſt hatte, begann man den anweſenden Senni darüber aufzuziehen, daß alles, was er früher dem Friedländer von Hoheit, Ruhm und Macht in den Kopf geſetzt habe, wohl nicht in den Sternen zu leſen

geweſen ſein müſſe, da ſich dieſe Verheißungen ſo gar ſchlecht bewährt hätten. Lange hörte Senni den leiſen Spott geduldig an, zumal da er ſah, daß ſein Beſchützer ſein Mißvergnügen über dieſe Wendung des Geſprächs ſichtlich merken ließ; doch als die Gäſte, ohne auf des Grafen Unmuth zu achten, in ihren Anſpielungen fortfuhren, und ihm ſogar merken ließen er möge allein Schuld an dem Tode des Herzogs ſei, den er, durch trügeriſche Prophezeihungen verblendet ſeinem Untergange näher gebracht habe, da konnte Senni ſich nicht mehr halten. Mit finſterm Ernſte erhob er ſich und warnte ſie, ſich der frevelvollen Aeußerung zu enthalten. „Ich habe," fügte er hinzu, „nie etwas anderes dem Herzog verkündet, was ich nicht aus der Sterne Fügung entnommen hätte; alles traf ein, denn meine Kunſt ruht nicht auf gebrechlichen Stützen. Ort und Zeit geſtalten des Sterblichen Schickſal wohl, aber nur die Form, nicht die Maſſe: dieſe bleibt unveränderlich und des Menſchen Bemühungen dieſe umzuſtalten werden nie durch Erfolg gekrönt. Der Geſtirne Lauf warnt nicht, er beſtimmt. Nur dem hellen unverſchleierten Auge iſt es lesbar; der Herzog aber glaubte alles zu ſehen, ohne den Schleier des Ehrgeitzes von ſeinen Augen abzunehmen: ſo konnte er nur zu ſehen glauben, was ſeine innern Wünſche ſprachen. Sein Unglück, ſein unabänderliches Schickſal wußte ich vorher, ich ſagt' es ihm, nicht warnend, nur bedauernd: denn Warnen hilft hier nimmer. Ich hieß ein alter Träumer dann, doch wenn ich den glücklichen Ausgang eines Treffens vorher verkündigte, ſo war ich der weiſe, kluge Senni."

Die meiſten Gäſte waren während Senni's Aeußerung nachdenkend geworden: nur der junge Würden nicht. „Pah!" rief er aus: „jetzt ſollen wir wohl glauben, was du über Geſchehenes ſagſt: das Geſchichtenerzählen paßt nicht für dich alter Lügenprophet! und biſt du wirklich ſo unfehlbar,

wie du vorgiebſt, ſo ſage mir doch einmal, wie und wann ich einmal aus dem Land der Lebendigen ſcheiden werde?" Unwillig winkte Chrauſtensky ſeinem Zöglinge, doch dieſer ließ nicht ab, in Senni zu dringen. Vergebens ſtellte dieſer ihm vor, wie wohlthätig die Vorſehung handle, indem ſie dem Menſchen die Zukunft verberge. Der junge Würben wurde nur kecker dadurch gemacht, und als Senni ſah, daß auch die meiſten Gäſte dem Junker beizuſtimmen begannen, und den Wunſch äußerten, der Aſtrolog möchte ſein Begehren erfüllen, ſo gab er endlich nach und verhieß es, ihm zu einer gewählten Stunde das Horoſcop zu ſtellen.

Getreulich, aber beſorgt, ſagte Chrauſtensky dem Sternſeher die Stunde, den Tag und das Jahr, wenn der Junker geboren wurde; muthig reichte dieſer ſeine Hand ihm dar, als Senni auch dieſe beſehen wollte. Bedenklich ſchüttelte Senni das Haupt; die Linien ſchienen ihm eben nicht zu gefallen. Indeß blieb er ſtumm, bis die gewählte Stunde kam, wo er in den Sternen leſen wollte. Stillſchweigend entfernte ſich nun Senni und ging allein. Nur von einem Diener begleitet beſtieg er den Schloßthurm, wo er die Geſtirne beſah und Verrichtungen vornahm, die dem unwiſſenden Diener Zauberceremonien ſchienen.

Endlich kam Senni wieder in den Speiſeſaal zurück. „Nun, was iſt es?" rief ihm Würben fragend entgegen, und zugleich mit ihm umringten auch die Uebrigen den Aſtrologen, deſſen düſterer Blick eben nichts Erfreuliches zu verkündigen ſchien. „Fragt mich nicht, Junker!" entgegnete bittend Senni dem jungen Würben, „das, was ich euch ſagen kann muß eure Ruhe vergiften." — „Nein!" fuhr Würben auf: „nicht umſonſt ſollſt du uns, alter Rabe, aufmerkſam gemacht haben! Sage nun gerade heraus was du in meiner Hand und in den Sternen geleſen haben willſt. Ich fürchte mich vor den fernen Geſtirnen nicht und wegen mei-

ner Ruhe magſt du vollkommen unbeſorgt bleiben.“ — Nach vielen vergeblichen Verſuchen, den Junker zu beſchwichtigen, ſagte er endlich: „Nun wohlan es ſei! So wiſſet denn, daß ihr keine vollen drei Jahre mehr leben, — und — ſo wunderbar mir auch ſelbſt dieſes vorkömmt — im dritten Jahre, hier in Mähren, euren Tod durch einen Löwen finden werdet.“

Kaum hatte es Senni ausgeſprochen, als faſt alle einſtimmig in ein lautes Gelächter ausbrachen. „Glaubt ihr denn, Senni,“ ſagte der Graf Waldſtein: „daß wir über das Meer ſchiffen und aus den Morgenländern einen Löwen herholen werden: nein, da irrt ihr euch: bei uns giebt es noch Wildſchweine, Hirſchen und Rehe und allenfalls Bären und Luchſe genug, als daß wir uns gelüſten ließen, erſt dort ein neues Wild aufzuſpüren. Wenn der Würben die Beute eines Löwen werden ſoll, ſo kann er ſich wohl ein hohes Alter verſprechen.“ — „Und ſollte uns auch ein Leu die Ehre ſeines Beſuches gönnen,“ ſetzte Würben hinzu: „ſo ſoll er es wohl erfahren, daß er es mit wackern Weidmännern zu thun haben wird.“ — Solche und noch mehr Sticheleien mußte nun Senni hören; er entfernte ſich endlich ſtillſchweigend. Schon am andern Tage ſetzte er ſeinen Wanderſtab weiter. Nie hat man wieder etwas von ihm gehört.

Indeſſen hatte dieſe Prophezeihung auf Chrauſtensky einen tiefen Eindruck gemacht. Er hatte viel in der Welt erfahren und manches erlebt, das ans Unglaubliche gränzte; immer beſorgter ward er für das Leben ſeines Zöglings, der ſeinerſeits bald ganz Senni und die Vorherſagung vergeſſen hatte und ſich nach wie vor mit der Jagd erluſtigte.

Das Jahr 1637 rückte heran. Chrauſtensky ſchrieb nun an den Vater ſeines Zöglings und theilte ihm auch jene Vorherſagung Senni's mit. Jener war ein Mann, der bei vielen Kenntniſſen dennoch Glauben an übernatürliche Künſte

nährte und daher durch dieſe Nachricht ſehr beunruhigt wurde: er beſchwor daher Chrauſtensky, ſeinem Sohne nicht nur für den Lauf dieſes Jahres alle Jagden zu unterſagen, ſondern ihn auch während dieſer Zeit nicht aus dem Schloſſe gehen zu laſſen. Würben war wüthend über den Entſchluß ſeines Vaters und verſuchte mehr als einmal, dieſen zu umgehen; doch der beſorgte Chrauſtensky war viel zu aufmerkſam, als daß er ihn hätte entſchlüpfen laſſen. Mit wundem Herzen — es that ihm weh, ſeinen geliebten Zögling hart zu behandeln — gebrauchte er Strenge gegen ihn, und um alle ſeine Verſuche, ſich zu einem ſonſtigen Jagdgenoſſen zu flüchten, ganz zu vereiteln, wies er ihm zwei wohl vergitterte Zimmer im Schloſſe zur Wohnung an, die von Außen verſperrt gehalten wurden.

Man hat zahlloſe Beiſpiele, daß, wo die Liebe zur Jagd einmal in dem Menſchen feſte Wurzel gefaßt hat, ſie zur unbezähmbaren Leidenſchaft wird, daß in Jagdfreunden, wenn ſie ſich gehindert ſehen ihrem Lieblingshange zu folgen, der bloße Anblick einer Flinte, eines Jagdgemäldes, das Geſpräch über das edle Weidwerk, ein gewiſſes wohlthuendes Gefühl erweckt.

Dieß wußte Chrauſtensky, ſelbſt ein leidenſchaftlicher Jäger, nur gar zu gut. Er hatte dafür geſorgt, daß ſolche Gegenſtände in das Zimmer des Junkers kamen. Jagdbücher lagen auf den Tiſchen umher, Jagdgemälde und Waffen aller Art hingen an den Wänden, und Hirſchköpfe mit ungeheuren Geweihen drängten ſich aus der Mauer hervor. Rüden und Windſpiele weilten ſtets bei ihm, und muntere Jäger erzählten dem armen Gefangenen bis tief in die Nacht hinein luſtige Jagdgeſchichten oder die Ereigniſſe auf ihrer letzten Jagd. So war alles bemüht, den Eingekerkerten in ſeiner Haft zu erheitern; doch Niemanden gelang dieſes ſo gut, als Kunigunden, einer Baſe Chrauſtensky's. Schon

früher hatte Karl das ſchöne Mädchen kennen gelernt; war oft an ihrer Seite in den Forſt gezogen und hatte Gelegenheit gehabt, ihre Gewandtheit zu bewundern. — Jetzt kam ſie öfters mit ihrem Vetter zu Carl, brachte manche Stunde bei ihm zu, und bei ihrem Anblicke ſchwand auch jede Spur von Gram aus ſeinem Antlitze.

Schon neigte ſich das Jahr 1637 ſeinem Ende zu, dem ſich Carl ſo ſehr entgegenſehnte, denn mit dem Ablaufe desſelben ſollte ihm wieder die Freiheit zurückgegeben werden; doch anders hatte es das Schickſal beſchloſſen; er ſollte ſich nicht mehr im Waldesdunkel erluſtigen!

Einſt, es waren noch zwei Monate bis zu ſeinem vierundzwanzigſten Geburtstage — weckte ihn am frühen Morgen ein fröhliches Jagdgeſchrei und Hörnerton. Er eilte an das Fenſter und erblickte ſeinen Freund Chrauſtensky in der Mitte mehrerer Jagdfreunde, die ihn Abends mit ihrem Beſuche überraſcht hatten. Man ſchickte ſich zu einer Treibjagd an und ſchrie den Tag nach alter Sitte jägerlich aus. „Wohlauf, wohlauf, wohlauf!" ſo hieß es, „die Faulen und Trägen, heut Zeit gern länger lägen; — wohlauf, wohlauf, wohlauf Herren und Frauen, laßt uns heut ein edlen Hirſch beſchauen ꝛc." Ungeduldig liefen die Rüden um die ſich heranſammelnden Jäger, endlich waren alle beiſammen, bis zuletzt auch jene, die einſt Carls Herz gerührt hatte, auf einem ſtolzen Schimmel heranritt; neben ihr ein ſtattlicher Jüngling, den er nicht kannte, beide folgten der Jagdgeſellſchaft in das Holz.

Carln hatte das Herz gepocht, als er die Anſtalten zur Jagd erſah; der Schmerz, von dieſem Vergnügen ausgeſchloſſen zu ſein, engte ſeine Bruſt; doch wie ward es ihm erſt, als er ſie, die er wie ſein Ich liebte, im fröhlich-vertraulichen Geſpräch mit dem Unbekannten dahin ſprengen ſah, ohne daß ſie nach ſeinem Fenſter aufgeblickt hätte. — Lange

lieh der Schmerz ihm keine Worte, er rannte wie unſinnig in ſeinem Gemache umher und fluchte über ſich und ſein Schickſal. Die Furien der Eiferſucht zernagten ſein Herz eben ſo ſehr, als ihn die Sehnſucht nach ſeiner Erlöſung quälte.

Wie er ſo mit dem Schickſal hadernd in ſeinem Zimmer mit ſtarken Schritten auf und ab ging, fiel ihm das große Wappenſchild unter dem an der Wand hängenden Portrait Maximilians von Waldſtein ins Auge. Vier Löwen waren hier im quadrirten Schilde einander gegenüber geſtellt. Bei dem Anblick dieſer Thiere brach er noch mehr in Wuth aus. Mit den Worten: „Verfluchtes Thiergeſchlecht, du biſt es, das mein Daſein ſo elend macht;" ſchlug er mit kräftiger Hand nach einem der gemalten Löwen; doch nicht ungerächt. Ein hinter dem Gemälde in der Wand befeſtigter Nagel, verwundete ihn tief in ſeine Hand.

Klein ſchien die Verletzung; Carl bemerkte ſie faſt nicht, und fuhr fort zu toben.

Endlich kam der Abend heran; die Jagdgeſellſchaft kam wieder, und mit ihr auch Carls Geliebte. Sie ſelbſt kam auf Carls Zimmer und brachte den Unbekannten mit, der ihr Bruder war. Carl beſchämt, verſtummend, lebte einige ſelige Tage und vergaß daß er noch drei Monate in ſeiner Haft zu bleiben habe.

Es mochten acht Tage vorüber ſein, als er des Vorfalls mit dem gemalten Löwen erwähnte und dabei erzählte, daß er, ſonderbar genug, erſt jetzt einen heftigen Schmerz an der verletzten Hand fühle; Niemand fand indeß dies ungewöhnlich. Kaum nahm man ſich die Mühe ihm einige Hausmittel anzurathen, die das unbedeutende Uebel bald verdrängen würden.

Der Schmerz vermehrte ſich von Tag zu Tage; die Hand ward ſchwarz; der Dorfbarbier, der jetzt zu Hilfe ge-

rufen wurde, als es ſchon zu ſpät war, ſalbaderte umſonſt. Der Brand, der die Hand ergriffen hatte, griff weiter um ſich und der Dorfbader geſtand endlich, nur Gott könne hier helfen.

Nach wenigen Tagen — erloſch der blühende Jüngling, von Allen beweint. Carls Vater konnte nach der erhaltenen Nachricht nie mehr ein Gemälde ſehen, wo ein Löwe abgebildet war, ohne daß ein heftiger Schmerz ſein Herz durchzuckte, und wenn Chrausſtensky in der Folge Jagdgelage hielt, erwähnte er des, durch eine ſeltſame Fügung ſo früh verblichenen Jünglings und ſeiner Jagdliebe nie, ohne daß eine Thräne des tiefſten Leides in ſeinem Auge glänzte.

271. Lirum Larum.

In dem erſten Viertheil des ſiebzehnten Jahrhunderts lebte zu Kaltenbach, einem Dorfe zu Schüttenhofen im Prachiner Kreiſe Böhmens, ein ehrlicher Schulmann, Liboſlaw Rakuſch geheißen. Er war der utraquiſtiſchen Glaubensmeinung zugethan, und, wie mancher ſeiner Vorfahren, ein Feind der Deutſchen, ungeachtet er ſelbſt meiſt und gerne deutſch ſprach. Weit cosmopolitiſcher dachte Fritzchen, ſeine Gattin. Sie war ehedem Zofe bei einer böhmiſchen Gräfin geweſen, mit dieſer in mehreren Ländern herumgekommen und hatte über manche Gegenſtände eine andere Anſicht angenommen. Dies hatte ihr über ihren Gatten, der ſein Vaterland nie verlaſſen hatte, ein Uebergewicht gegeben, wenigſtens entſchied in den meiſten Vorfällen in ihrer mehrjährigen Ehe ihr Wille und Meinung. Uebrigens konnte man die Ehe immer eine glückliche nennen: denn der Unfriede hatte noch nie die Wohnung Liboſlaws heimgeſucht, außer wenn man einen kleinen Zank ausnehmen wollte, der etwa ein Jahr nach ihrer Verheirathung unter ihnen ſtatt fand,

aber bald gütlich beigelegt wurde. Als ſie ihm dazumal ein Töchterlein geboren hatte — das erſte und einzige Kind — und es getauft werden ſollte, wollte Liboſlaw, daß es Libuſſa genannt werden ſollte; dieſer Name aber gefiel der Mutter keineswegs, und ſie begehrte ſchlechterdings daß ſie nach ihrer Großmutter Anna heißen ſollte. Liboſlaw beſtand nichts deſto weniger auf Libuſſa, ſeine Gattin auf Anna. Er beharrte diesmal feſt auf ſeinem Willen; ſelbſt dazu wollte er ſich nicht verſtehen, daß ſie — wie der Pfarrer von Wattietitz vorſchlug, Anna Libuſſa getauft werden ſolle, der böhmiſche Name ſolle auch der vordere ſein, wollte der Schulmeiſter haben. Die Gattin ſah ſich endlich genöthigt, in ſoweit nachzugeben, daß das Kind den Namen Libuſſa Anna erhalten könne; allein nichts deſto weniger nannte die Mutter von dieſer Zeit an ihr Töchterlein Anna, ſo wie ſie hingegen der Vater ſtets Libuſſa rief. Das Kind wuchs unter dieſer Doppelbenennung zu einem lieblichen Mädchen heran, ohne ſich um die Urſache zu bekümmern, daß ſie der Vater anders als die Mutter rufe; — hatte ſie dies früher nicht gethan, ſo that ſie es nun noch weniger, weil ein Gegenſtand ganz anderer Art ihre Aufmerkſamkeit beſchäftigte.

Es war im Jahre 1611, als die ganze Gegend ihres Geburtsortes in große Beſtürzung gerieth. Ludwig Graf von Sulz drang plötzlich aus dem Paſſauiſchen mit einer Anzahl Kriegsvolkes in Böhmen ein, und bemächtigte ſich theils mit Gewalt theils durch Liſt, der Stadt Piſeck und anderer Orte. Vor Schüttenhofen fanden die Paſſauiſchen Truppen einen ernſtlichen Widerſtand; eine beträchtliche Anzahl wurde getödtet, mehrere verwundet. So ward auch ein junger Cornet, der einen Säbelhieb über dem Kopfe erhalten hatte, bewußtlos nach Kaltenbach, und da bereits die meiſten übrigen Häuſer voll Verwundete lagen, in die Wohnung des Schulmeiſters gebracht. Der Schulmeiſter, ſo

ſehr er auch ſonſt für das Leiden ſeines Nebenmenſchen em=pfänglich war, ſah dies Mal einen ſolchen Gaſt eben nicht gerne, zumal da dieſer ein Feind war. Er ließ daher ge=ſchehen, was er nicht ändern konnte, der Verwundete von dem man blos erfuhr, daß er Ritz von Mattenfeld heiße, blieb in ſeinem Hauſe, ohne daß Liboſlaw vielen Antheil an ihm genommen hätte. Deſto mehr Güte und Theilnahme fand der Cornet bei der Schulmeiſterin, und noch mehr bei der eilfjährigen Libuſſa, die oft den ganzen, langen Tag bei ihm blieb, und durch ihre naiven Erzählungen den Kriegsmann erheiterte, während wieder die Nachrichten von den blutigen Auftritten in Prag, welche die dort eingerückten Paſſauer veranlaßt hatten, den Schulmeiſter mit innigem Grimm er=füllten. Er zählte die Stunden die der Cornet im Hauſe zubrachte, und konnte kaum den Augenblick erwarten, wo er wieder geſundet ſein würde; indeß ließ es ſein übrigens gutes Herz gerne geſchehen, daß ihm die weiblichen Hausge=noſſen die ſorglichſte Pflege angedeihen ließen. Selbſt die Nachricht von dem ſchimpflichen Abzuge der Paſſauer Völker aus Prag, ſo gern er auch als Böhme gegen ihn damit ge=prahlt hätte, verſchwieg er, um ihm nicht wehe zu thun.

Der Cornet, ein ſanfter biederer Jüngling, der, wie ſchon erwähnt, die Mutter und die Tochter, die ganz unzertrennlich von ihm waren, für ſich eingenommen hatte, erkannte dank=bar die Pflege und gewann das Haus ſo innig lieb, daß er ſich, als er geneſen war, und nach Budweis, das damals noch von den Paſſauern beſetzt gehalten wurde, abreiſen ſollte, nicht ohne ſchmerzliche Rührung trennte; Fritzchen, die Mutter, ſchied mit Thränen im Auge von ihm, Libuſſa war untröſtlich, und ſelbſt Liboſlaw konnte einige Rührung nicht unterdrücken. Mattenfeld ſchüttelte ihm die Hand, dankte der Mutter, ſchob Libuſſen, indem er ſie küßte, ſeinen Ring an den Finger und ſprengte davon.

Fünf Jahre vergingen; Libuſſa war zu einem ſechszehnjährigen Mädchen herangewachſen, ohne daß ſie Mattenfeld ganz vergeſſen hätte: wenn ſie den Ring erblickte dachte, ſie ſeiner und unwillkührlich hob ſich ihre Bruſt. Fragten andere Mädchen woher ſie den Ring habe, ſo ward ihnen jedes Mal eine ausweichende Antwort.

Einſt als ſie vom Schüttenhofner Jahrmarkte heimkehrte, ritt von den Anhöhen herab ein Reiter auf ihr Dörfchen zu. „Komm ich da recht nach Kaltenbach?" fragte der Reiter das blühende Mädchen. Sie bejahte dies, ſo wie auch ſeine zweite Frage, ob ſie denn eben nach Kaltenbach ginge und dort bekannt ſei? Sehr unruhig pochte Libuſſens Bruſt, der Reiter, ein ſchmucker, junger Mann, reich gekleidet, ſprang vom Roſſe und ging, das Pferd am Zügel führend, neben ihr einher. Die Schönheit dieſes Landmädchens fiel ihm auf; er konnte beinahe ſein Auge nicht von ihm abwenden; ſelbſt mit dem Reden ging es ihm nicht ſo ſchnell, wie ſonſt. Auch ſie betrachtete durch die ſeidnen Wimper den ſtattlichen Mann. Sie dachte an Mattenfeld und war er's? Es ſchien ihr ſo, und doch war ſein Bild, wie es ſich in ihrer Erinnerung erhalten hatte, dieſem nicht ſo ganz gleich; aber als er zufällig bei einer alten Denkſäule vorüberging, und nach der Katholiken frommer Weiſe den Hut abnahm, entdeckte Libuſſa eine Schmarre an ſeiner Stirn, die ihr keinen Zweifel mehr übrig ließ, wer ihr Gefährte ſei? Hoch klopfte ihr das Herz, kaum wagte ſie es mehr aufzublicken. Mattenfeld fragte ſeinerſeits nach allerlei, bald ernſt, bald ſcherzend. Endlich fragte er auch nach dem Kaltenbacher Schulmeiſter und ſeiner Gattin: Libuſſa gab liſpelnd Auskunft. „Und was macht denn ſein Töchterlein, die holde Libuſſa, ſie muß ja nun ſchon recht groß ſein?" — Hoch erglühte Libuſſens Geſicht; ſie reichte ihm ihre Hand hin, und ihm den Ring zeigend, liſpelte ſie:

„Sie geht ja mit euch, edler Herr!“ — Mattenfeld blickte das ſchüchterne Mädchen, das in ihrer vollen Schönheitsblüthe neben ihm herging, mit pochendem Herzen an; ſo vertraut und koſend mit ihr zu reden, wie er es einſt als Siecher gethan, verbot ihm der Anſtand, — die Erinnerung an die Anhänglichkeit an ihn, ihre Schönheit, ihr Weſen, alles erfüllte ſein Herz mit inniger Liebe, wenigſtens geſtand er ſich dies ſelbſt, nachdem er wieder von Kaltenbach, wo er den Schulmeiſter und deſſen Gattin beſucht und ihnen für die Pflege ein namhaftes Geſchenk aufgedrungen hatte, wieder heimkehrte. Es hatte ihn nämlich irgend ein Geſchäft aus Bayern wieder nach Böhmen gerufen, bei welcher Gelegenheit er ſeinen Wohlthätern dankbar zu ſein gedachte.

Auch in Libuſſens Herz hatte die Liebe Eingang gefunden; ſie dachte nur an Mattenfeld und dieſer an ſie. Weder er noch ſie dachten an die Scheidewand, die ſie trennte; Stand, Vorurtheil, Religion. Vergebens warben mehrere, ſelbſt anſehnliche Bewohner Kaltenbachs um ihre Hand, ſie wies alle unter mancherlei Vorwänden ab. Der Vater ahnte die Urſache nicht und ließ ſie gewähren. Als aber dies fortdauerte, Libuſſa jeden Umgang mit ihres gleichen floh, und ſelbſt des Erbvoigten Sohn, einen ſchmucken jungen Mann, verſchmähte, ward er unwillig, die Mutter, die eben auch ſehr entfernt war, die eigentliche Urſache zu errathen, war nicht minder über den Eigenſinn ihrer Tochter ungehalten, indem ſie ſo gerne mit der Erbvoigtin, der Vornehmſten des Orts, in Verwandtſchaft geſtanden hätte. So ſah ſich nun Libuſſa von beiden Seiten beengt, und konnte ihr Geheimniß nicht in den Buſen ihrer Mutter ausſchütten.

So gingen mehrere Wochen hin, als Mattenfeld abermals bei Liboſlaw erſchien. Dies Mal brachte er mehrere

Geſchenke für den Schulmeiſter und deſſen Gattin mit; keines aber für Libuſſen. Nichts deſto weniger war Libuſſa, die bisher stets ſo einſam, ſtill und ſchwermüthig geweſen war, auf einmal wie umgewechſelt, ſie ergriff den alten Ton, ſcherzte vertraut wie einſt mit Mattenfeld, und benahm ſich ſo, als wenn er ſeit ſeinem Siechbette das Haus nie verlaſſen hätte. Dies alles fiel nun den Aeltern gerade nicht auf, deſtomehr aber ihre ſchnelle Umwandlung, ihr ſchneller Uebergang aus Schwermuth in Frohſinn. Die Mutter errieth, der Vater ahnte die wahre Urſache. Als dies Mal der Cornet wieder Abſchied nahm, bat ihn der Vater, der ihn ohnehin ſehr kalt aufgenommen hatte, ihn nicht mehr zu beſuchen, da ſie in mehr als einer Urſache nicht gleich und gleich wären. Verdrießlich ging Mattenfeld weg, und ſuchte ſeine immer wachſende Liebe zu bekämpfen. Umſonſt; die Liebe ſiegte über den Verdruß. Es dauerte einige Wochen, ſo fand er ſich wieder in der Gegend von Kaltenbach ein, ohne jedoch ſich zu zeigen. Es gelang ihm, Libuſſen wiſſen zu laſſen, daß er ihrer hier harre, — und Libuſſa, die nun wieder allen Troſt nöthig hatte, folgte der Einladung nur zu gern. Ein nahes Wäldchen war der Ort ihrer Zuſammenkunft.

So fanden ſich die beiden Liebenden öfters im Jahre, ohne daß man in ihres Vaters Hauſe etwas geahnt hätte. Ihre Zärtlichkeit nahm immer zu, und bald konnte Libuſſa dem Lieblinge ihres Herzens keinen Wunſch mehr verweigern.

Einſt ſaß an einem Sonntage Liboſlaw in der Schenke, als des Erbvoigts Sohn hereintrat und erzählte: er habe eben einen Fund gemacht. Man befragte ihn von allen Seiten darum, endlich zeigte er einen Ring. „Das iſt ja der Ring meiner Tochter!“ ſagte Liboſlaw; „ſie mag ihn heute bei dem Heumachen auf der Wieſe verloren haben.“ —

Da warf ihm der junge Erbvoigt lachend den Ring hin: „Gehört er der, ſo mag ich ihn nicht mehr haben, obgleich ich gern gewußt hätte, was wohl das Lirum ſagen will, was man innen im Ringe lieſt.“ Ueber dieſes Wort lachten die Bauern, der Schulmeiſter ſah hinein in das Innere des Reifens und brachte ebenfalls das Wort Lirum heraus. „Nun weiß ich doch,“ fuhr des Erbvoigts Sohn fort, „wie Libuſſens Bräutigam heißt; doch ſagt mir lieber Nachbar, was zuerſt ſein wird? Kindtaufe oder Hochzeit?“ Schwer beleidigt hob nun der Schulmeiſter an, diejenigen für niederträchtige Schelme zu erklären, die ohne Grund den guten Namen ſeiner Tochter angetaſtet hätten; denn was den Ring beträfe, ſo wäre es, wie ihm wohl bewußt, blos ein Andenken, das ſie in ihrem eilften Jahre erhalten habe. — „Laßt den Ring gut ſein, Nachbar!“ ſprach nun der eine Schöppe: „daß Jemand eurer Tochter ſeit Kurzem ein curioſes Lirum Larum vorgemacht haben müſſe, das werdet ihr doch unſern Augen nicht abſtreiten wollen, wenn ihr ſelbſt durchaus blind ſein wollt.“ — Liboſlaw ſprach kein Wort; aber man ſah den Kampf des Zornes und der Scham auf ſeinem Geſichte. Vernichtet wankte er nach Hauſe.

Kaum angekommen, fragte er nach Libuſſen. Sie war nicht da. Nachdem man ſie lange genug vergebens geſucht hatte, kam ſie endlich. — „Wo warſt du?“ — Sie erzählte, daß ſie im Heu ihren Ring verloren und dieſen geſucht hätte. Liboſlaw reichte ihr ihn hin und ſah ſie lange an. „Weißt du was man von dir ſpricht?“ Libuſſa erſchrack, und warf ſich ſchluchzend zu ſeinen Füßen nieder. „So iſt es denn wahr,“ jammerte der Vater; „durch dich iſt meine Ehre, meine Ruhe vergiftet. Sprich, wer iſt der Elende?“ — Laut jammerte die Tochter, laut jammerte die Mutter. Libuſſa geſtand, daß ſie Mutter ſei, aber ſie betheuerte auch, daß ſie niemand nennen dürfe. Wüthend

ſtieß ſie der Vater zur Thüre hinaus; die Mutter ergoß ſich in einen Strom von Verwünſchungen und dieſe brachten den Vater wieder zur Beſonnenheit zurück. Er rief die Tochter herein, ſprach wehmüthig und gelaſſen mit ihr, und beſchwor ſie ihr den Vater ihres Kindes zu nennen. Weinend verſicherte Libuſſa, daß ſie dieß nimmer thun würde. Da ſprach der Vater: „Bei mir darfſt du nicht länger weilen, ich erkenne dich nimmer für meine Tochter; gehe und komme mir nicht mehr oder als ehrliche Frau wieder vor die Augen.“ Er drang ihr ſein weniges Geld auf, und ohne der Mutter zu ſagen wohin, führte er ſeine Tochter nach Bergreichenſtein; hier erklärte er ihr nochmals, daß ſie nun gehen und nimmer ohne Mann wieder zu ihm kommen ſollte. Er ging heim und ließ Libuſſen jammernd zurück.

Nichts von dem Unfrieden der nun in Liboſlaws Hauſe herrſchte; kein Freudenblümchen keimte mehr daſelbſt auf; weinte ſeine Gattin nicht, ſo ſchalt ſie. Vier lange Jahre vergingen, und nie hörten ſie etwas von Libuſſen.

Inzwiſchen hatten die in ihrer National- und Glaubensfreiheit gekränkten Böhmen die Waffen erhoben; Friedrich von der Pfalz ward zum Könige gekrönt, um bald darauf als geächteter Flüchtling herumzuirren. Das Unglück des Vaterlandes beugte den armen Schulmeiſter eben ſo tief, als der Verluſt ſeiner Tochter. Er ſollte thätigen Antheil an der Rebellion genommen haben, indem er, wie ihm dann zur Laſt gelegt wurde, der Jugend ſchädliche Begriffe beigebracht, und zugleich mit dem Pfarrer alles aufgeboten, um in der Umgegend die Bewohner der Partei Friedrichs getreu zu erhalten. Nach der Schlacht am weißen Berge ward auch er feſtgenommen und nur in Rückſicht ſeines Alters zur Landesverweiſung verurtheilt. Liboſlaw ſchnürte in ſtillem Gram ſein Bündel und machte ſich mit ſeiner ganz niedergebeugten Gattin auf den Weg nach

Pirna, wohin die akatholiſchen Böhmen zahlreich auswanderten.

Müde, ohne Geld und ohne Ausſicht, ganz in Gram verſunken, waren die beiden Auswandernden in Auſſig angekommen. Troſtlos ſetzte er ſich auf die Schwelle eines Gaſthofes, während vor dem gegenüberſtehenden, ſchönen Hauſe eine frohe Muſik ertönte. Aus den Reden der Vorübergehenden entnahm er, daß ein Gaſtmahl gehalten werde. Da trat Liboſlaw in das Haus und bat einen der in geſchäftiger Eile herumeilenden Diener um etwas Speiſe. Der Diener, den das elende Ausſehen des Schulmeiſters rühren mochte, brachte bald darauf Speiſe für die Beiden, und zugleich einen ſilbernen Becher Weins; der Bediente erzählte: ſeine ſchöne und engelmilde Frau, laſſe nie einen Dürftigen unerquickt vorübergehen, zudem ſei heute ein feſtlicher Tag, der Geburtstag ihres alten Vaters; „der Vater," erzählte der Bediente weiter: „wohnt ziemlich weit von hier, ſie wollte ſchon früher ihren Vater hierher abholen und mit ihm das Geburtsfeſt feiern, allein ein Siechthum ihres Sohnes hielt ſie bisher ab. Nun befindet ſich das junge Herrlein beſſer und darum ſoll ſie denn morgen ihre Reiſe antreten. Sie hat euch darum den Prunkbecher geſchickt, auf daß auch ihr auf das Wohl ihres Vaters trinken möchtet." — Liboſlaw trank mit Thränen im Auge: es war ja auch ſein Geburtstag; und im Stillen ſegnete er die gute Tochter, die ihres Vaters Andenken alſo ehrte. — Wie er nun den Becher auch ſeiner Gattin gereicht hatte, bemerkte er eine Schrift auf dem Becher. Mit Staunen las er in einem Kranze von Myrthen:

LIRVM.
LARVM.

„Um des Himmels Willen," rief er dem Diener zu:

„woher kömmt denn dieſer Becher — und dieſe Buchſta=ben?“ — „Ei ſie bedeuten die Namen des geſtrengen Rit=ters und ſeiner Hausfrau, ſie heißen Ludwig Johann Ritz von Mattenfeld und Libuſſa Anna Rakuſch von Mattenfeld.“ — „Und ihr Vater?“ fiel ihm Liboſlaw dringend ins Wort. — „Soll ein armer Schulmeiſter ſein,“ entgegnete jener, und ſah die beiden Alten, halb ohnmächtig, betend und ſtammelnd niederſinken. Auf das Geſchrei, das er erhob, kamen nun die Gäſte, der Ritter und ſeine Hausfrau herbeigeeilt. Kaum erblickte die Letztere — es war Libuſſa — ihre Aeltern, als ſie ihnen zu Füßen ſtürzte. Alle Anweſenden ſtanden erſtaunt, und wußten ſich dies Räthſel nicht zu erklären; noch räthſelhafter war es ihnen, als der Alte, nachdem er ſich erholt, finſter auf ſie herabſah und mit den Worten: „Wenn du die Gattin eines meiner Feinde biſt, ſo biſt du den=noch auf immer für mich verloren!“ ſeinen Stab ergriff, und die weigernde Gattin zum Fortgehen anhielt. Während dem brachte Ritz ſein ſiebenjähriges Söhnlein herbei, der bittend die Hände faltete. Das tilgte den Unwillen des Alten weg; er nahm den Kleinen auf ſeine Arme, indem er zu ihm ſagte: „Sage deinen Aeltern, daß ich verzeihe, und nun gerne mein Vater=land verlaſſe, da ich meine Tochter wieder habe!“ Sie deckte ſeine Hände mit Küſſen und führte ihn gleichſam im Trium=phe in den Speiſeſaal. Hier erzählte er, wie er hergekom=men, und warum er das Land ſeiner Väter verlaſſen müſſe. „Das ſoll nimmer geſchehen,“ rief Ritz: „und wenn ich den Statthalter knieend um eure Begnadigung bitten ſollte.“ Das waren Freudentöne in des Alten Ohr; — er blieb nun in Auſſig, während Ritz nach Prag eilte. Während der Ab=weſenheit ſeines Eidams erfuhr nun Liboſlaw von ſeiner Tochter wie ſie vier Jahre in der größten Noth umhergeirrt und nur durch Almoſen ihr Leben gefriſtet habe, bis ſie Ritz, dem Tode nahe zu Paſſau gefunden, worauf er für ihre Her=

ſtellung und für ihren Knaben geſorgt, ſie dann mit Widerſpruch ſeiner Anverwandten geheirathet, und ſich in Auſſig das Freihaus angekauft habe. — Ritz kam und brachte die Begnadigung, — und Liboſlaw hatte das Glück, ſein Leben im Lande ſeiner Väter zu beſchließen.

272. Der Schmied zu Mrakotin.

Es waren bereits zwei Jahre vorüber, ſeit die Schlacht am weißen Berge das Schickſal der böhmiſchen Utraquiſten entſchieden hatte. In allen Gegenden Böhmens und Mährens zogen ſpaniſche, italieniſche, walloniſche und deutſche Kriegsvölker in verſchiedenen Richtungen umher, um die hier und da wieder emporglimmenden Funken zeitig genug zu unterdrücken und das durch mannigfache Bedrängniſſe gereizte Volk nieder zu halten.

Eines Morgens frühe ſtand, wie gewöhnlich, in dem zur Herrſchaft Teltſch gehörigen Flecken Mrakotin, Meiſter Bureſch, der Schmied vor ſeinem Amboß, mit gewaltigen Schlägen dem glühenden Eiſen beliebige Formen aufzwingend. Da trat ſeine ſiebzehnjährige Tochter, die ſchöne Anezka, heraus aus der Stube in die an der Straße gelegene Werkſtätte. „Habt ihr, Vater!" ſprach ſie haſtig: „habt ihr die Trompetenſtöße vernommen; mich dünkt, als ziehe ſo eben ein ſchmucker Reiterhauſe durch unſern Ort. Ja, ja," fuhr ſie, hinaus auf den Markt ſehend fort: „ſeht nur hin, dort oben kommen ſie herangeſprengt. Wie heiter und erfriſchend tönt nicht ihr Jubel zu dem Schmettern der Trompete!" Da blickte auch der Meiſter, auf ſeinen Hammer geſtützt, hinaus. „Wie ſie da jubeln," ſprach er vor ſich hin: „wie ſie da jubeln, während Verzweiflung unſere Hütten heimſucht." — „Seht nur Vater," ſprach Anezka,

„das ſind die Reiter die wir unlängſt in Teltſch geſehen, des wilden Torquato Conti Reiter; ſie mögen wohl jetzt nach Böhmen ziehen.“ — „Gott genade dem ſchwer heimgeſuchten Lande,“ ſeufzte der Vater. — „Seht, Vater!“ ſprach jetzt Anezka, „da trennt ſich ein ſtattlicher Reiter von dem Haufen, er ſpricht mit Nachbars Friedrich. Seht mal, ſeht, der zeigt nach unſerer Wohnung, — ſeht, da kömmt er hergeſprengt.“

„Wo iſt der alte Ketzer?“ tönte auf einmal eine barſche Stimme zur Werkſtatt herein, und der Stimme folgte ein ſchlanker Jüngling in glänzender Reiterstracht, das Pferd am Zügel haltend. „Da Schmied!“ fuhr der Reiter zu Bureſch gewendet barſch fort, während ſich Anezka in einen Winkel zurückzog: „da, beſchlage meines Roſſes rechten Vorderhuf und mache ſchnell, wenn du nicht willſt, daß mein Säbel ſich zum Frühſtück röthe!“ Mit entblößtem Haupte, ſprachlos beinahe, nahte ſich der Schmied dem Roſſe, den Huf zu beſichtigen. Da erblickte der Reiter die ſchüchterne im Hintergrunde ſich bergende Anezka: „Ei ſieh da!“ rief er mit freundlicherer Stimme, „hätt' ich doch nimmer geglaubt, in der ſchwarzen Halle ſolch eine holde Dirne zu finden. Komm heran, ſchmuckes Ding, möcht' ich doch beinahe deinem Vater gut ſein um deinetwillen!“ Erſchrocken ſuchte Anezka die Stubenthüre zu gewinnen, doch raſcher war der Reiter, er fing die Bebende auf, drückte einen Kuß auf ihre Roſenwange; dann blickte er ſie, die hocherröthend, geſenkten Auges, von ihm gehalten daſtand und blickte ſie wieder an. — „Wer könnte dir Leides thun, du liebliches harmloſes Geſchöpf!“ ſprach nun mit ſanfterer Stimme der Jüngling und ließ es geſchehen, daß ſie ſich ſeinen Armen entwand und in die Stube eilte. Da ſtand ſchon mit dem erhobenen Hammer der Schmied vor ihm und mit funkelnden Augen rief er ihn an: „Herr Soldat, laſſet die Dirne in Ruh, ſonſt

zerſchmettert der Hammer eure Hirnſchale.“ — Da lachte der Jüngling laut auf. „Geh, Alter, beſchlage ruhig mein Roß; ſo ich etwas thun will, magſt du mich doch nicht daran hindern!“ — Nun ging der Schmied, der ſeine Tochter in die Stube eilen geſehen hatte, wieder an die Arbeit, doch weniger auf dieſe, als auf die Bewegungen des Reiters achtend, deſſen Blick bald an der Stubenthüre hing, bald lächelnd die argwöhniſchen Blicke des Schmiedes maß. Endlich war das Pferd friſch beſchlagen und der Reiter ſchwang ſich leicht hinauf. „Nun, Alter!“ rief er dem Schmiede zu, „noch einen Liebesdienſt. Du ſelbſt befehle deiner Tochter, mir einen friſchen Morgentrunk zu bringen. Das biſt du dem durſtigen Kriegsmann ſchuldig.“ Halb verſöhnt blickte Bureſch zu dem Jüngling herauf. — „Das mag geſchehen,“ ſagte er und rief der Tochter zu, eine Schale Milch herbeizubringen. „Gute, ſchmucke Dirne,“ ſagte freundlich ſich herabneigend der Reiter, als ſie zitternd die Milch ihm reichte, „ſo wohl iſt es mir lange nicht geworden. Iſt es mir doch ſo ſchwer, mich von dir zu trennen, der ich dich doch kaum erſt erblickt.“ Sie blickte ſchüchtern, aber mit einem halben Lächeln auf und in die großen, ſchwarzen Augen des Jünglings tauchte ſich ihr Blick. Noch ein Mal ſah er mit einem hörbaren Seufzer die Jungfrau an. Auffordernd blieſen die Trompeter. Da rief er „Ade!“ wandte ſein Roß und ſprengte dem langſam ſich fortbewegenden Heerhaufen nach. Lange verfolgte des Mädchens Blick den Reiter, bis er ſich in der Ferne verlor.

„Ein wilder Junge!“ ſprach der Vater. „Ein ſchmucker Jüngling!“ ſagtk Anezka, als die Reiter aus dem Orte waren. „Schade um das junge Blut, daß es ſich zum Verderben eines wackern Landes brauchen läßt,“ meinte Bureſch. Anders lautete die Meinung der Tochter: „Ach Schade, daß die wilde Kriegsfluth ihn hinreißt zum frühen

Tode.“ Noch viel und manches ſprachen ſie hierüber und ſelbſt nach Monaten gedachte Bureſch mitunter des ſchönen, kühnen Reiters: aber Anezka gedachte früh und ſpät, an jedem Tage ſeiner. Sie ward ſtiller, einſamer, blieb faſt nur für ihren Vater geſprächig, wo ſie denn ſtets hoch erröthete, wenn dieſer mitunter zufällig des Reiters erwähnte. Sie wußte nicht, wie das ſo alles anders war. Sie, die ſo gerne ſonſt bei Nachbars Röschen zu weilen pflegte, die nicht böſe ward, nur böſe ſchien, wenn Nachbars Friedrich ſie neckte, zog ſich zurück und blieb feſt am Fenſterchen der eigenen Stube ſitzen. Schallte ein Hufſchlag auf der Straße, ſo ſah ſie hinaus; ließ ſich des Hirten Horn hören, ſo hielt ſie es oft für Trompetentöne und eilte flugs an das Fenſterlein, den vermeintlichen Zug Reiter zu ſchauen. Mit einem Wort, ſie liebte den unbekannten Reiter, ohne daß ſie ſich es ſelbſt geſtand.

So vergingen mehrere Monate und noch immer gedachte Anezka des Reiters. Eines Abends war ſie in der kleinen Küche beſchäftigt, um ein kleines Imbiß für ihren Vater zu bereiten, der nach Teltſch gegangen war, dort Eiſen zu kaufen und den Schmiedepacht an den Rentſchreiber zu erlegen. Da tönte ein Hufſchlag in ihre Ohren; ſie blickte hinaus zum Fenſterlein, und ſiehe! ein Reiter ſtieg vor der Werkſtätte vom Roſſe und ging gerade auf die Stube zu. Es war der rechte Reiter. Hoch pochte das Herz des Mädchens; ſie wußte nicht ob ſie ſich in der Küche verborgen halten, oder ob ſie ſich nach ſeinem Begehren erkundigen ſollte? Theils die Nothwendigkeit, theils der Trieb des Herzens hieß ſie das Letztere thun. Der Reiter erblickte ſie kaum, als er, ohne ein Wort zu ſprechen, in ihre Arme ſank, die ſich unwillkührlich öffneten. „Mädchen,“ ſagte er endlich, als ſie zitternd ſeinen Kuß erwiedert hatte, „hätte ich es doch nimmermehr geglaubt, daß dein Bild ſo ſehr in meinem

Herzen haften werde; nun ich es weiß, könnte ich es nicht mehr über mich gewinnen, ohne dich zu ſehen dieſe Gegenden zu verlaſſen. Wir ſollen nach dem fernen Mecklenburg aufbrechen; harre meiner und ſei meiner Liebe und Treue gewiß.“ Und nun erſt gewann Anezka wieder Worte. Sie gelobte ihm Treue bis übers Grab. „So nimm denn dieſes Unterpfand,“ ſprach er, „indem er einen prächtigen Ring an ihren Finger ſchob, daß nur du und keine andere dereinſt meine Ehegenoſſin wirſt. Noch wenige Worte ſprachen ſie, doch jedes war hinreichend ihre Herzen enger an einander zu feſſeln. Noch ein Abſchiedskuß, ein Händedruck, und der Cornet Gherardi ritt weiter. Mit thränenden Augen, im Herzen Wonne und Trauer, kehrte Anezka an den Heerd zurück. Der für den Vater beſtimmte Imbiß war indeſſen angebrannt und verdorben.

Ehe Bureſch noch ſein Haus erreicht hatte, war ihm bereits von ſeinen Nachbarn erzählt worden, ein Reitersmann ſei vor ſeinem Hauſe abgeſtiegen, habe darin einige Augenblicke verweilt und ſei dann ſpornſtreichs wieder fortgeritten. Ihm ward ſonderbar dabei zu Muthe und als er ſeine Stube betrat, war ſeine erſte Frage, was denn der fremde Reitersmann hier gewollt habe? Da mußte denn Anezka erzählen, ſo gut es ſich thun ließ; indeß ließ ſie manchen Kuß als unwichtig aus ihrer Erzählung weg. Der Alte wußte nicht, ob er ſchelten oder ſtaunen ſollte, er ließ ſich den Ring zeigen und kaum hatte er ihn erblickt, als er ihn halb außer ſich anfaßte und an eine verborgene Schließe drückte. Da öffnete ſich die Faſſung des großen Amethyſten und Bureſch ließ ſeiner Tochter hinter demſelben das Bildniß eines engelſchönen Frauenzimmers, in fremde Tracht gekleidet, ſchauen. — „Wie nannte ſich der Reitersmann?“ fragte der Vater. „Antonio Gherardi, glaube ich,“ antwortete die Tochter. „Wo iſt er hin? wann kommt er wieder?“ dieſe und eine

Menge ähnlicher Fragen ſtrömten nun in einem fort aus dem Munde des ſichtbar bewegten Vaters, nur leider konnte die erſtaunte Tochter die wenigſten davon beantworten. „Vater!“ ſagte ſie, „ihr ſcheint ſo viel Antheil an ihm zu nehmen, ſeid ihr ihm noch gram?“ — „Was dir nicht einfällt, Dirne! wenn er nur bald herkäme, der Herzensjunge!“ erwiederte der Vater. Die freudigſten Hoffnungen erblühten in Anezkens Seele. „Ach, Vater! ſo wär' es denn möglich,“ ſagte ſie nun, „daß ich Antonio's Gattin würde?“ — „Nie — Nein, in Ewigkeit nicht!“ ſprach der Vater und erzählte ihr, was für eine Bewandniß es mit ihm und dieſem Ringe habe.

Etwa vier und zwanzig Jahre früher, befand ſich Bureſch, als ein lediger junger Schmiedegeſell auf der Wanderſchaft. Er hatte das Reich und die Schweiz bereiſet und kam nun nach Wälſchland, das er ſtaunend und verwundernd nach allen Richtungen durchſchritt. So langte er endlich in Neapoli, dieſem „auf die Erde gefallenen Stück Himmel“ an, fand daſelbſt bei einem deutſchen Meiſter Arbeit und Unterkunft und lebte guter Dinge. Einſt ging er Abends einſam die herrliche Strada di Toledo herab und betrachtete die ſtolzen Paläſte die ſie zierten. Da trat eine alte Matrone heran und winkte ihm, ihr zu folgen, indem ſie ihn zugleich durch Geberden zum Stillſchweigen ermahnte. Bureſch, der ſich nicht vorſtellen konnte, was die Alte haben wolle, folgte ihr, von Neugier getrieben nach. So ward er denn nach vielen Umwegen in einen ſtattlichen Palaſt geführt, wo er ſich die Augen verbinden laſſen mußte, und von wo er neuerdings, nicht nur durch lange Gänge, ſondern auch, wie es ihm ſchien, durch Straßen geführt wurde. Endlich wurde ihm die Binde abgenommen und er ſah ſich allein in einem erleuchteten, prächtigen Gemache vor einer jungen Dame von außerordentlicher Schönheit. — „Wun-

dere dich nicht Fremdling!" redete ſie ihn mit ihrer Silberſtimme an, „daß ich dich auf eine ſo ſeltſame Weiſe einführen ließ. Die äußerſte Noth drängt mich, dich zu ſprechen, den ich, wenn ich nach der Kirche des heiligen Januarius zur Meſſe gehe, ſtets rüſtig am Ambos arbeiten ſehe. Sage mir auf deine Ehre, biſt du ſchon an irgend ein Weib gebunden?" „Nein!" entgegnete Bureſch, den der Anblick des holden Weſens ganz verwirrt hatte. — „Wohlan! ſo ſage mir," ſprach ſie, „ob du mich zur Gattin nehmen möchteſt, wenn auch in dieſem Falle große Gefahren deiner harren?" Bureſch war mit dem Jawort ſogleich fertig. Da hätte ſie ihm geſagt, ſie ſei eines armen Schmiedes Tochter von Roſſano, wo ſie ein alter vornehmer Neapolitaner geſehen, ſie ihren Aeltern abgekauft, ſie erzogen und vor einigen Monden zum größten Mißvergnügen ſeiner Verwandten ſie gar geehelichet habe. „Höre noch mehr, fuhr ſie fort, mein Gatte ſchied vor zehn Tagen von dieſer Welt, nachdem er mich förmlich zur alleinigen Erbin ſeines ganzen Vermögens erklärt hatte. Hatte ſchon die Heirath mit mir die Gemüther der Verwandten wider mich aufgeregt, ſo wüthen ſie jetzt. Ich erbot mich wohl, um ſicher zu ſein, gegen einen geringen Witwengehalt auf das geſammte Vermögen zu verzichten, allein damit ſcheinen ſie eben ſo wenig einverſtanden. Meine Aeltern und Geſchwiſter ſind erſt unlängſt zu Roſſano das Opfer einer heftigen Peſtilenz geworden und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden ſoll, um den Dolchen zu entgehen, die allenthalben auf mich lauern und beſtimmt ſind, eine Schmieds-Tochter aus den ſtolzen Reihen der Caſſignani hinwegzutilgen. Wenn du mich ſchützend ins Römiſche geleiteſt, ſo will ich gern die Mühen des Lebens mit dir tragen. Entſchließe dich ſchnell, jeder Augenblick iſt koſtbar; was geſchehen muß, muß jetzt geſchehen." — „Ich bin bereit, euch bis ans Ende der Welt zu geleiten," entgegnete

Digitized by Google

Bureſch. Nun hieß ſie ihn ihrer warten und kam nach einer kleinen Weile in der Tracht eines gemeinen Weibes wieder hervor. Zum Unterpfande ihres Verſprechens ſteckte ſie ihm jenen Ring mit ihrem Bildniß an den Finger und ein Käſtchen mit Juwelen mit ſich nehmend, verließen beide zur ſelben Stunde den Palaſt. Kaum waren ſie zehn Schritte weit vorwärts auf der Straße fortgegangen, als ein Bravo hervorſprang, Dianoren ins Geſicht blickte und ſofort nach dem Dolche griff; doch ehe er ihn noch gezückt hatte, lag er ſchon von des Schmiedegeſellen Stoßdegen durchbohrt am Boden. Die dunkelnde Nacht ſchützte die Fliehenden. Erſt als ſie Averſa erreicht hatten, wagten ſie die erſten Laute. Ein Vetturin führte ſie nach Frascati. Hier fiel Dianore ihrem Begleiter, der ſie in der erſten ſchrecklichen Nacht, bald ſie führend, bald ſie tragend, nach Averſa gebracht hatte, zum erſten Mal liebend in die Arme. „Wiſſe,“ ſagte ſie, „wie wohl es mir thun muß, mich in Freiheit zu ſehen; denn noch ſagte ich dir nicht, daß die Bosheit der Caſſignani, um mich deſto ſicherer zu verderben, den Abend vor unſerer Flucht, wie ich von einer getreuen Freundin erfuhr, unter dem Vorwande, als hätte ich meinen Gatten vergiftet, um einen Verhaftsbefehl wieder mich anſuchte, den ſie am nächſten Morgen erhalten ſollten.“

Die Liebe hatte unter ihnen, die das Schickſal zuſammengeführt hatte, ſchon während der Reiſe hinlänglich Wurzel gefaßt. Noch zu Frascati traute ſie ein Prieſter, worauf ſich Bureſch unter dem Namen Gherardi in Spoleto niederließ und hier an der Seite ſeiner ſchönen Dianore ſtill, aber höchſt glücklich die Stunden dahin eilen ſah. Drei ſelige Jahre, während denen ihm Dianore einen Knaben, wie der Tag ſo ſchön geboren hatte, waren vorüber, als Dianore den Wunſch äußerte, lieber, nachdem ſie nicht ſo leicht mehr Nachſtellungen zu befürchten hätten, nach Rom zu überſie-

beln. Bureſch ſtimmte um ſo lieber in dieſen Wunſch, da er ohnehin längſt Sehnſucht nach dem einzigen und ewigen Rom, der Stadt der Gnaden und der Wunder fühlte. Die Ehegatten machten denn ihr ſämmtliches Vermögen zu Gelde und fuhren wohlgemuth nach Rom ab. Es war ein herrlicher Abend als ſie die Campagna die Roma erreicht hatten; beide ſahen freudig in das prachtvolle Glühroth, das die ſinkende Sonne am Himmel verbreitete. Antonio, der Knabe Gherardi's hatte hingegen Dianorens Ring an des Vaters Hand erblickt und mühte ſich mit den kleinen Händchen, ihn los zu kriegen. Bureſch bemerkte die fruchtloſen Bemühungen und die ſteigende Ungeduld des Kindes, zog ihn vom Finger und band ihn mit einer Schleife an die Jacke des Knaben. In demſelben Augenblicke fiel ein Schuß; er traf Dianoren in die Bruſt; Räuber umgaben plötzlich den Wagen, und bemächtigten ſich vorerſt des Schmieds, der gleich einem wüthenden Löwen, aber vergebens, ſich zur Wehre ſetzte und nun die Juwelen und Koſtbarkeiten von der Seite ſeiner ſterbenden Gemahlin hinwegnehmen ſah. Darauf ſchleppten ihn die Räuber, unter denen auch Gherardi's Fuhrmann war, ins Gebirge, wo er unter ihnen Wochenlang ſchmachten mußte.

Endlich, nachdem er lange hier geweilt hatte, fand er Mittel zu entkommen. Ohne Geld, ohne Wegweiſer fand er den Ort wieder, wo er ſeine Gattin verloren hatte, in der nächſten Villa erfuhr er auch, ſie ſei im nächſten Dorfe zur Erde beſtattet worden. Hier weinte er an ihrem Grabe, doch nichts weiter erfuhr er von ſeinem Sohne, als daß ihn ein fremder Herr mit ſich genommen habe. Er ging nach Spoleto und Frascati und wieder nach Rom zurück, durchirrte bald als Pilger, bald als Bettler und Bänkelſänger ein ganzes Jahr hindurch Italien nach allen Richtungen, ohne die geringſte Spur von Antonio aufzufinden.

So, ſchwer gebeugt, von Gram gebleicht, verließ er ein Land, wo ihm die ſchönſte Blüthe des Lebens ſo herrlich ſchnell erwuchs, aber auch furchtbar ſchnell verwelkte und ihn alles nur an ſeinen Verluſt erinnerte. Er kehrte des Reiſens müde nach ſeinem Vaterlande ärmer als er gekommen war, zurück, nichts deſto weniger war er in Mrakotin willkommen. Der Schmied in dieſem Orte war vor Kurzem geſtorben, und die Witwe, ein junges friſches Weib, nahm den Heimgekehrten nicht nur ſofort in die Arbeit, ſondern nach Jahresfriſt auch zur Ehe. Die einzige Frucht war Anezka, die ihre Mutter ſchon im dreizehnten Jahre verlor.

„Nun ahnſt du," ſprach Bureſch zu ſeiner Tochter, „wer Antonio iſt? War es mir doch dazumal ſchon ſo ſonderbar zu Muthe, als er mich den Huf ſeines Roſſes zu beſchlagen zwang. Wie keck mir der Junge, als ich im Ernſt drohend den Hammer wider ihn erhob, ins Geſicht lachte!" Der Alte war außer ſich vor Freude, doch weit gemäßigter benahm ſich Anezka. Sie wußte nicht, ob ſie ſich freuen, daß ſie einen Bruder gefunden, oder ob ſie weinen ſollte, daß ſie einen Geliebten verloren hatte? Aber trotz dem, daß ſie ihn nun in ihren Geſprächen mit dem Vater nur Bruder nannte, ſo brannte doch die Liebe, die einmal dort Wurzel gefaßt, fort. Sie hatte in kurzem ſchon fühlen gelernt, wie ein Bräutigam geliebt werden könne! Daß Geſchwiſterliebe andere Triebe hege, ahnte ſie nicht.

Jahre vergingen, das Haupthaar Bureſchs ward immer weißer und weißer; die Sehnſucht und der Gram zehrten mächtig an den Reizen der blühenden Jungfrau. Nie hörten ſie etwas von Antonio, nur ſo weit glaubten ſie gewiß zu ſein, daß er in Friedland's mächtigem Heere diente, das in ganz Deutſchland von den adriatiſchen Meeresküſten bis an den Belt zerſtreut war.

Digitized by Google

So war der Sommer 1631 herangekommen. Die Gegend von Teltſch war ganz von Kriegsvölkern entleert, nur ſelten ließen ſich Krieger ſehen, theils um Neugeworbene abzuholen, theils um die Einlieferung der repartirten Lebensmittellieferung zu betreiben. In den letzten Tagen des Auguſtmonats kamen einzelne verſprengte Truppenabtheilungen in dieſe Gegend, mit der niederſchlagenden Kunde, der alte nie beſiegte Tilly habe bei Leipzig eine gänzliche Niederlage erlitten und die Schweden näherten ſich den Gränzen des ihnen überall offenen Böhmens. Endlich kamen Transporte Kranker und Verwundeter, die im Herzen Oeſterreichs in Sicherheit ihrer Geneſung entgegen ſehen wollten. Es waren meiſt Officiere, und an einem Sonntage Mittags hielt ein ſolcher, durch Mrakotin führender Transport während des Mittags einige Stunden Raſt. „Es iſt," ſagte der Schmied zu ſeiner Tochter, „als wäre es unſerem Pfarrer heute von Gott eingegeben worden, das Evangelium vom barmherzigen Samariter zum Text ſeiner Predigt zu wählen. Das Weitzenkorn ſoll bei uns nicht auf dürren Boden gefallen ſein. Schaffe herbei, was das Haus vermag, bereite kräftige Brühen und laß uns dann die Kranken laben." Anezka dachte an Antonio und beſſer und ſchneller als je war das Nöthige bereit. Nun ging der Schmied mit ihr zu den Wägen und vertheilte Suppen und nahrhafte leichte Speiſen unter die Kranken und Verſtümmelten. Da erblickte Anezka einen Officier, der an den meiſten Orten des Körpers verbunden in todtenähnlicher Bewußtloſigkeit auf der Strohſchütte lag. „Antonio!" rief Anezka und ſtürzte ohnmächtig auf den Verwundeten hin. Es war Antonio. Der Schmied, ſchmerzlich und doch auch froh überraſcht, behielt doch ſo viel Beſinnung, den Commandanten des Transports zu bitten, den verwundeten Officier bei ihm in Mrakotin zu laſſen, wo er ihm alle Pflege

angedeihen laſſen wollte. — „Sehr gerne, wackerer Meiſter!“ war des Commandanten Antwort, „ſehr gerne überlaſſe ich dieſen tapfern Krieger eurer Pflege, denn ich fürchtete bereits ihn nicht lebendig an den Ort ſeiner Beſtimmung zu bringen. Antonio war, da ſich inzwiſchen Anezka erholt hatte, um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen, in das Haus des Schmiedes gebracht, und Vater und Tochter boten alles auf, um den Theuren, Wiedergefundenen wieder zu ſich zu bringen. Dieß gelang ihnen zwar; aber der herbeigerufene Bader des Orts ſchüttelte bedenklich den Kopf, als er ihn einige Male beſucht hatte, indeſſen unterließ er nicht die jammernde Anezka zu tröſten.

Ein Wiederſchein von Freude röthete das Geſicht des Kranken, als ſeine Beſinnung zurückgekehrt war und er Anezka mit ſich beſchäftigt ſah. Er wollte reden; aber der Arzt verbot es. Erſt nach dreien Tagen erlaubte er ihm einzelne Worte, und dieſe waren hinreichend, die Familie von dem Schickſale ihres Pfleglings zu unterrichten, und zu erfahren, daß er wirklich Antonio Gherardi, Bureſch und Dianorens Sohn ſei.

Kaum hatten ſich die Räuber, mit Bureſch, für den ſie noch ein anſehnliches Löſegeld zu erhalten hofften, in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen, als Marcheſe Landerini von einer großen Anzahl Diener begleitet, des Weges daher zog und die Kutſche traf. Dianore lebte noch, er erfuhr aus ihren abgebrochenen Worten das vorgefallene Unglück, und nahm ſie ſammt ihrem Sohne mit ſich. Doch ſchon im nächſten Orte hatt ſie ausgelebt, und wurde dem dortigen Pfarrer zur Beerdigung übergeben. Landerini nannte ſich zwar, aber der Pfarrer vergaß den Namen und konnte Gherardi'n, als er ſich erkundigte, nur Dianorens Grab zeigen und die Nachricht geben, daß ſein Sohn gerettet ſei. Antonio, dem man den Ring zum Andenken aufbewahrte, und

erſt dann gab, als er das Jünglingsalter erreicht hatte, begab ſich auf den Rath des Pflegevaters in öſterreichiſche Kriegsdienſte, und ward auf Verwendung deſſelben in dem Corps des Torquato Conti als Cornet aufgenommen. In der letzten Zeit hatte er ſich vergebens, auf baldigen Frieden hoffend, unter Tilly bis zum Rittmeiſter emporgeſchwungen, wurde aber in der Schlacht bei Leipzig gefährlich verwundet.

Buresch gab ſich ihm als Vater zu erkennen. Antonio äußerte innige Zärtlichkeit und wahre Freude über dieſe Eröffnung. Als aber der Schmied von ſeiner zweiten Heirath ſprach und Anezken als ſeine Tochter, als Antonio's Stiefſchweſter vorſtellte, als Anezka's Augen überſtrömten, da ſchien die heftigſte Bewegung ihn zu ergreifen. Doch immer ſchwächer und ſchwächer wurden die Bewegungen, die ſichtbar ſein Inneres aufregten. Er ſchien ſich ſogar in das neue Verhältniß zu finden; er nannte Anezka mit dem zärtlichſten Ausdrucke Schweſter, ſie ihn Bruder.

Der Arzt gab ſchon Hoffnung einer baldigen Beſſerung, die Wunden heilten, aber eine neue Krankheit feſſelte den Rittmeiſter noch ferner ans Siechbette. In ſeinen bewußtloſen Phantaſien nannte er Anezken ſeine Braut, drohte jedem, der ſie ſeine Schweſter nennen würde, den Tod, — bald aber führte ihn ſeine Phantaſie in das Kampfgewühl; ſterben wolle er, rief er da aus, weil das Schickſal ihn geäfft, — ſterben! — Thränen ohne Zahl vergoß Anezka, die Tag und Nacht ſeiner pflegte. In ſtummer Verzweiflung wandelte der Schmied umher, zu jeder Arbeit untüchtig.

So waren vierzehn Tage vergangen, als eines Nachmittags plötzlich mit aller Anſtrengung, Antonio nach Anezken rief, die in der kleinen Küche Umſchläge bereitete. Sie kam herein. Mit ſchwacher Stimme eröffnete er ihr, er

fühle, daß er nicht länger leben werde, er bat ſie, ſein Andenken in ihrem Herzen, wie das eines Geliebten zu bewahren; er habe, ſeit er ſie das erſte Mal geſehen, ſtets nur ihrer Liebe gelebt, der Gedanke an ſie habe ihm mitten unter dem Kugelregen Muth gegeben, ihr Name habe ihm zum Loſungsworte gedient, wenn er in Feindeshaufen geſprengt. — Schluchzend ſank Anezka an die Bruſt des Geliebten. Sie ſuchte ihn zu tröſten, aber lächelnd verlangte er noch den letzten Kuß. Mit dieſem floh auch ſein Leben dahin.

Nichts von der Verzweiflung Anezkens, nichts von den Schmerzen des Vaters. Die Troſtgründe des Predigers reichten blos dahin, daß ſie den Schmerz in die Tiefen ihrer Bruſt verſchloſſen. Es wurden die Anſtalten zum Begräbniſſe gemacht; ſechs Junggeſellen aus dem Ort ſollten ihn zu Grabe tragen, ein Kranz ſollte ſeinen Sarg zieren. Anezka, obgleich durch den tiefſten Schmerz zu allem unfähig gemacht, ließ es ſich nicht nehmen, den Kranz ſelbſt zu winden. Unter Thränen, die den halberſtorbenen, rothgeweinten Augen entſtrömten, wand ſie Myrthen, Ringelblumen und Immortellen zu Kränzen; in der Betäubung wand ſie deren zwei. Die Stunde war da, den Leichnam zum Grabe zu befördern. Nachbarn kamen der Leidenden beizuſtehn. „Zu was zwei Kränze?“ fragten ſie. — „So? — habe ich denn zwei Kränze gewunden? Ich wußt es nicht!“ ſprach Anezka mit ungewöhnlicher Faſſung. „Nun denn,“ fuhr ſie fort, „er wird wohl friſch bleiben, bis er meinen Sarg deckt.“

Antonio ward begraben. Der Schmerz raſ'te zu tief in dem Mädchen, als daß ſie ihren Bruder zur Ruhe hätte begleiten können. Als ihr Vater, von ſeinen Verwandten begleitet, von dem traurigen Gange zu Haus kam, fanden ſie todtenähnlich die Tochter am Boden hingeſtreckt. Sie kam nicht mehr zu ſich. — Am andern Morgen war ſie

Leiche. Sie hatte den zweiten Kranz nicht umſonſt gewunden. — Bald folgte auch der kinderloſe Vater ſeinen Geliebten. Er ruht in ihrer Mitte.

273. Der Tyroler Jäger und die erwiſchte Hexe.

Ein Jäger, welcher Zauberei verſtand, ging eines Tages mit drei Genoſſen vor die Stadt Hall, im tyroliſchen Innthal, wo reicher Segen im Salz aus Steinkammern und Quellen ſprießt, um Wildgänſe zu ſchießen. Sie ſahen ſechs Stück, ſchoſſen mehrmals darnach, fehlten aber immer, obgleich ſich die Gänſe, wie neckend, ſtets in ihrer Nähe hielten. Da rief der Jäger gereizt: „jetzt will ich gewiß eine treffen!“ lud etwas in ſein Gewehr, ſchoß und traf eine Gans, welche herab ins Gebüſch fiel. Als er hinkam, fand er ſtatt der Gans eine nackte Frau unverwundet darin ſitzen, in der er die ſogenannte Haarſchneiderin aus der Stadt erkannte. Er warf ihr ein Schnupftuch zur Bedeckung zu; ſie aber bat ihn, ſie ja nicht zu verrathen und ihr aus ihrem Hauſe Kleider herbringen zu laſſen. Beides ſagte er zu und erfüllte es richtig. Am nächſten Morgen waren ſeine vielen Tauben, an denen er große Freude hatte, alle kreuzlahm. Sogleich that er eine in ſeinen Büchſenſack und ging damit in Begleitung eines Studenten auf einen freien Platz tief im Walde. Hier machte er einen Kreis und in deſſen Mitte ein Feuer, ſteckte die Taube, welche noch lebte, an einen Spieß und ſagte ſeinem Begleiter, er möge dieſelbe über dem Feuer wenden, bis er wieder komme, auch ſich durch nichts in ſeiner Arbeit ſtören laſſen. Nachdem er ſich im nahen Dickicht verſteckt hatte, fing der Student an, den Spieß zu wenden. Alsbald kam die Frau haſtig herbei, lief um den Kreis herum und bat den Studenten dringend

und immer dringender, das arme Thier vom Feuer zu thun und nicht ſo zu martern. Dieſer aber kehrte ſich nicht an ihr Bitten, ſondern fuhr fort, die Taube zu braten, wodurch das Weib eben ſo gebraten wurde, welches endlich heulend davon rannte. Hierauf trat der Jäger aus ſeinem Verſteck und ließ die Taube vom Feuer nehmen, damit nicht, wie er ſagte, die Frau daraufgehe. Den andern Morgen konnte er nicht aufſtehen und fühlte ſich im Kreuze gelähmt. Unverweilt ſchickte er ſeine ältere Tochter zu der Haarſchneiderin, die wie er ſagte, allein ihm zu helfen vermöge, und ließ ſie bitten, herzukommen. Dieſe lag ganz verbunden im Bett und erwiederte, ſie ſei ſelbſt krank und könne nicht ausgehen. Kaum war dies dem Jäger ausgerichtet, ſo kam deſſen jüngere Tochter zu ihr und ſagte: ihr Vater laſſe ſie bitten zu kommen und ihm zu helfen, um Gotteswillen, um Gotteswillen, um Gotteswillen. Auf dieſes mußte die Hexe nachgeben, daher ſie unwillig ſprach: „es iſt nicht nöthig, daß ich hingehe; dein Vater ſoll ſich von zwei Männern in die Scheuer tragen und dreimal durch die Leiter ſchieben laſſen, ſo wird ihm geholfen ſein.“ Der Jäger befolgte dies genau, und kaum war er das dritte Mal durch die Leiter geſchoben, ſo war alle Lähmung verſchwunden. Von nun an ließ er die Hexe und ſie ihn unangefochten.

Als dieſer Jäger dem Tode nahe war, ſagte er ſeiner Frau, ſie ſolle nach ſeinem Abſterben alle ſeine Zauberbücher auf freiem Feld verbrennen, damit durch ſolche keine Seele mehr zu Grunde gehe, wie jetzt die ſeinige; unterlaſſe ſie es, ſo drehe er ihr den Hals um. Sie verſprach hoch und theuer, ſeinen Willen zu erfüllen, ließ ſich aber ſpäter durch das viele Geld welches ihr für die Bücher geboten ward, zu deren Verkaufe verleiten. Da wurde ſie am folgenden Morgen im Bette todt, ganz ſchwarz, mit umgedrehtem Hals gefunden.

274. Der ſchöne Herr Corporal mit ſeinen Eilfen und die zwölf verwunſchenen Prinzeſſinnen.

Ein Corporal und eilf Soldaten, welche von einem Poſten mit einander ausgeriſſen, kamen auf ihrer Flucht zu einem ſtattlichen Schloſſe, das einſam im Walde lag. Sie gingen hinein, ſahen und hörten aber keinen Menſchen. In dem erſten Zimmer, welches ſie betraten, ſtand nichts als ein Tiſch, umgeben von zwölf Stühlen, auf die ſie ſich ermüdet ſetzten. Während des Sitzens gewahrte der Corporal ein kleines Horn, das unter dem Tiſche hing, und blies daraus einige Töne. Da fragte eine unſichtbare Frauenſtimme: „was beliebt, meine Herren?“ Weil ſie großen Hunger hatten, baten ſie um Nachteſſen, worauf die Stimme ſprach: „gleich, meine Herren,“ und augenblicklich der Tiſch voll köſtlicher Speiſen und Getränke ſtand. Als die Männer ſich daran gelabt, wünſchten ſie ein Spiel zu machen. Der Corporal ſtieß ins Horn, die Stimme fragte wie das erſte Mal, und ſobald ſie, auf das Begehren von Karten, „gleich, meine Herren“ geſagt hatte, lagen jene nebſt zwölf Häuflein Geld auf dem Tiſche. Nach dem Spiel blies der Corporal wieder, die Stimme fragte wie gewöhnlich und eröffnete den um Nachtlager Bittenden, daß in dem anſtoßenden Saale zwölf gute Betten, das mit dem ſchönen Umhang für den Corporal, bereit ſtänden. Kaum hatten ſich die Soldaten in die Betten gelegt, ſo ſchliefen ſie ein; der Corporal aber, welcher der Sache nicht recht traute, zwang ſich, wach zu bleiben. Um zwölf Uhr hörte er in dem Saale Schuhgeſchlürfe, und ſah eine weiße Frau, die zu ihm ans Bett kam und ſich darüber legte, indem ſie ſprach: „fürchte dich nicht, es geſchieht dir kein Leid!“ Sie ſagte hierauf, daß ſie eine Prinzeſſinn und mit zwölf ihres Gleichen in dieſes Schloß verwünſcht, wo ſie in dem Springbrunnen des Gar-

tens als Fiſche ſich aufhalten müßten. Weil er und ſeine Gefährten zu zwölfen von einem Poſten mit einander ausgeriſſen, könnten ſie ſie erlöſen, wenn ſie ein Jahr lang ohne Unterbrechung im Schloſſe blieben und während deſſen von allen unreinen Begierden nach Frauen ſich frei hielten. Fehlen würde es ihnen hier an nichts, da ſie nur in das Horn ſtoßen dürften, um alles was ſie wollten zu erhalten. Wenn ſie die Erlöſung vollbrächten, bekämen ſie das Schloß mit all ſeinen unermeßlichen Schätzen und jeder diejenige Prinzeſſin, welche er erlöſt habe, der Corporal ſie ſelbſt zur Ehe. Dies Alles ſolle er ſeinen Genoſſen eröffnen und ihr in der nächſten Nacht, wo ſie wiederkommen werde, Antwort ſagen. Als die Soldaten die Sache erfahren, erklärten ſich Alle zu dem Unternehmen bereit, was der Corporal der Prinzeſſin zu ihrer großen Freude kund that. Drei Vierteljahre lebten die Männer im Schloſſe zufrieden und vergnügt, und die Prinzeſſinnen hatten im Brunnen ſchon bis zu den Knien hinab ihre menſchliche Geſtalt erhalten; endlich aber fühlte einer der Soldaten unreine Begierden nach Frauen und als er dies äußerte, theilten alle, außer dem Corporal, ſein Gelüſte. Hierüber erſchrack dieſer ſehr und klagte, daß nun die Prinzeſſinnen um ihre nahe Erlöſung, ſie ſelbſt aber um ihr Glück gebracht ſeien. In der folgenden Nacht kam die Prinzeſſin kohlſchwarz an ſein Bett nnd jammerte, daß ſie und ihre Genoſſinnen nun noch lange nicht erlöſt werden könnten, da ſie wieder auf zwölf Mann, die ſo mit einander ausgeriſſen, warten müßten, das Holz zu deren Wiegen aber noch nicht einmal gehauen ſei. Die Soldaten, ſagte ſie ferner, müßten am nächſten Morgen das Schloß verlaſſen, ſonſt würde jeder von der Prinzeſſin, zu deren Befreiung er beſtimmt geweſen, umgebracht; ihm, dem Reingebliebenen, könne ſie nichts anhaben, und weil er ſich ſo gut und wohlmeinend benommen, ſolle er reichlich belohnt werden. Wenn

er mit den Soldaten aus dem Schloſſe gegangen, möge er allein in daſſelbe zurückkehren, wo ſie im Gang an einer Zimmerthüre ſtehen und einen Bund Schlüſſel auf den Boden werfen werde; mit demjenigen, welcher gegen ihn gerichtet ſei, ſolle er das Zimmer öffnen und von den Schätzen darin ſo viel nehmen, als er nur könne. Nachher müſſe er den Bund vor ſie hinwerfen und ſich aus dem Schloſſe fortbegeben. Als er dieſes in der Frühe mit den Soldaten verlaſſen hatte, ſagte er am Garten, er müſſe ſich nun von ihnen trennen und in eine gewiſſe Stadt gehen, wo ſie, wenn ſie einmal hinkämen, in dem beſten Wirthshauſe ihn treffen würden. Die Soldaten zerſtreuten ſich darauf hier- und dorthin, er aber eilte zurück, wo er alles fand und that, wie die Prinzeſſin ihm geſagt, und gelangte nachmals, mit Reichthümern beladen, in die bezeichnete Stadt. Dort kaufte er das vorzüglichſte Gaſthaus und heirathete des Wirthes einzige Tochter, mit welcher er in aller Liebe und Freude lebte. Nach Verlauf mehrerer Jahre kamen die eilf Soldaten in großer Armuth zu ihm und verlangten, daß er ſie in das Schloß begleite, wo ſie diesmal die Erlöſung der Prinzeſſinnen gewiß vollbringen wollten. So ſehr er ſich auch dieſem Vorhaben widerſetzte, waren dennoch die Soldaten nicht davon abzubringen, weshalb er endlich mit ihnen ging. Im Schloß fanden ſie im erſten Zimmer ſtatt der zwölf, nur einen Stuhl; derſelbe ſtand am Tiſche, worauf auch nur ein Gedeck lag. Der Corporal blies ins Horn, welches noch am alten Platze hing, worauf die frühere unſichtbare Stimme fragte, — „was beliebt mein Herr?“ — Er bat um Nachteſſen, die Stimme erwiederte: „gleich, mein Herr!“ — und alsbald erſchien auf dem Tiſche Speiſe und Trank, aber für den Corporal allein. Ebenſo kam, als er ſpäter Karten begehrte, nur für ihn ein Häuflein Spielgeld. Dieſer ſchlimmen Vorzeichen und der wiederholten Warnung des Corpo-

rals, ungeachtet beharrten die Soldaten auf ihrem Vorſatz, im Schloſſe zu bleiben. Nachdem jener wegen eines Nachtlagers geblaſen, ſagte die Stimme, er möge nur wieder in den anſtoßenden Saal gehen, dort werde er ſein voriges Bett bereit finden. Dieſes allein war in dem Saale noch vorhanden; der Corporal legte ſich darein, jeder Soldat aber auf den Platz des Bodens, wo früher ſein Bett bereit geſtanden. Um Mitternacht kam die ſchwarze Prinzeſſin wieder mit Geſchlürfe, legte ſich, wie jedesmal, quer über das Bett des Corporals (der, während die andern ſchliefen, abſichtlich wachte) und ſagte ihm, die Soldaten müßten heute Nacht alle ſterben, ihm aber geſchehe kein Leid, ja er könne, ehe er morgen aus dem Schloſſe gehe, ſich einen zweiten Schatz holen, wenn er alles, wie das erſte Mal thun würde. Der Corporal bat, ſo ſehr er konnte, für ſeine Gefährten, allein die Prinzeſſin entgegnete, daß deren Tod unabwendbar ſei, worauf ſie ihn verließ und er augenblicklich einſchlief. Als er am Morgen erwachte, lagen die Soldaten todt, den Kopf vom Rumpf getrennt, auf ihren Plätzen und ihr Blut bedeckte den ganzen Boden. Entſetzt eilte er hinaus, holte jedoch, ehe er das Schloß verließ, ſich noch den Schatz und kam damit glücklich nach Hauſe.

XI.

Der Sandwirth Andreas Hofer in Mantua.

Es blickt der lieben Sonne
Glührother Flammenſchein
Durch mein vergittert Fenſter
So wonnig warm herein.
Nun wehet wohl erquickend
Die laue Abendluft,
Bald hauchen Thal und Wieſe
Den ſüßen Blumenduft.
Bald wird ein leiſes Säuſeln
Durch Blüthenbäume zieh'n,
Bald werden in der Heimath
Die Jöcher roſig glüh'n.
Hoch wirbelt bald die Lerche
Ihr angenehmes Lied
Und von erfriſchter Weide
Die Heerde heimwärts zieh't.
Dann füllt ſich Thal und Hügel
In dämmernd trüben Flor,
Es wagen auf die Matten
Sich Rehe dreiſt hervor.
Der müde Winzer kehret
Von ſeiner Rebenhöh'
Zu ſeiner trauten Hütte
Im Tannenhayn am See,

Digitized by Google

Deß Spiegelfläche ferne
Schon zeigt ihr gaſtlich Licht —
Doch zu den Kindern kehret
Der arme Vater nicht!
Nicht ſtreut auf frohe Pfade
Ihm Licht ein ſanfter Stern,
Er ſitzt im engen Thurme
Von ſeinen Lieben fern!
Er wird das Abendleuchten
Der heimathlichen Höh'n,
Den Sand und ſein Paſſeyer
Wohl nimmer wiederſeh'n!?
Dort ſtürzt der Wildbach brauſend
Zur fernen Etſch hinab, —
Doch raſcher drängt die Woge
Der Zeit zu meinem Grab!
Der Keim im Schoß' der Erde
Dringt auf zum goldnen Licht;
Auch dir wird Frucht es bringen,
Wenn treu mein Herz nun bricht:
Du unterm Fremdlingsjoche,
Du liebes, deutſches Land —
Könnt' ich mit Blute löſchen
In Dir der Zwietracht Brand!

Miesbach, 12. Juli 1838.

K. W. Vogt.

XII.

Dalibor, der blinde Geiger.

(Hiſtoriſche Balladen).

I.

„Bruder Janko, Bruder Janko,
Nimm die Geige, nimm den Bogen,
Böſe Träume, blut'ge Träume
Haben meinen Geiſt umzogen.“

„Spiel mir wieder deine Weiſen,
Die noch ſtets den Bann gebrochen,
Daß die grimmen Stürme ſchweigen
Die an's Thor des Herzens ſteigen.“

Alſo ſpricht der blutig finſtre
Dalibor, der wilde Räuber,
Auf den Knauf des Schwerts ſich ſtützend,
Zu dem alten Schmerzbetäuber.

Und der Geiger gern erbötig
Nimmt die Geige, nimmt den Bogen,
Und wie Friedensengel kommen
All' die Klänge angezogen.

Digitized by Google

Dringen ſchmeichelnd in das wilde
Räuberherz, wie milde Schimmer,
Die der Mond aus Wolken ſendet
Auf verbrannte öde Trümmer.

II.

„Wehe mir, ſo werden nimmer
Deine Klänge mich umſchweben!
Janko, ach, ſie ſind verklungen,
Klanglos, troſtlos iſt mein Leben!“

Alſo ruft, das Haar ſich raufend,
Dalibor, mit bittren Klagen,
Denn es hat der Ploskowitzer
Seinen Geiger ihm erſchlagen.

Ach, den Geiger, der ſo ſüße
Klänge aus der Bruſt gewecket,
Hat des Freundes Haupt, das theure,
Auf das Thor der Burg geſtecket.

Darum in des Räubers Herzen
Lodern wild der Rache Flammen,
Und ſchon ſchaaren die Getreuen
Um den Führer ſich zuſammen.

Ploskowitz, du ſtolze Veſte,
Mußt die blutge Schuld bezahlen,
Trümmer ſollen nur erblicken,
Wo du ſtandſt, die Abendſtrahlen.

Horch ſchon tobt das Kampfgetümmel,
Ploskowitz, es nahn die Gäſte,
Und durch Blut, durch Rauch und Flammen,
Dringt der Dalibor zur Veſte.

Bricht ſich Bahn durch hundert Lanzen,
Bricht ſich Bahn durch hundert Herzen,
Bis er vor des Janko Mörder
Stehet, mit der Bruſt voll Schmerzen.

„Feiler Henker!“ ruft der Grimme,
„Was mir ward zum Troſt gegeben,
Raubteſt du, des Janko Töne,
Gib dafür nun auch dein Leben!“

Und ſein Schwertſchlag ſchmettert nieder,
Niederklirrt die Pickelhaube,
Und geſpalt'nen Schreitels wälzet
Sich der Ploskowitz im Staube.

Doch in ſelbem Nu auch ſauſet
Fernher eines Pfeils Gefieder,
Und getroffen ſtürzt der Rächer
Auf des Feindes Leiche nieder.

III.

Am Hradſchin im Kerkerthurme
Sitzt geblendet jetzt der Ritter,
Frühlingslüfte koſen linde
Um ſein Haupt am Eiſengitter.

Ein gefang'ner Königslöwe
Liegt er dort mit dumpfem Brüten,
Auf ſein blut'ges Ende harrend
Nun zur Ohnmacht ward ſein Wüthen.

„Nur vergönnt, daß man zum Troſte
Mir des Freundes Geige reiche,
Und mein Haupt will ohne Murren
Neigen ich dem Todesſtreiche.“

Und man reicht ihm Janko's Geige,
Und er faßt ſie mit Frohlocken,
Und verſucht des Meiſters Töne
Aus dem todten Holz zu locken.

Horch, wie tönt es, leiſe, leiſe,
Wie im Traum die Vöglein ſingen,
Bis von den geübtern Händen
Kühner ſtets die Töne klingen.

Und ſo läßt der blinde Geiger,
Täglich an den Fenſterſtäben,
Seine luft'gen Liederboten
Zu dem todten Freunde ſchweben.

Alles lauſcht den ſüßen Weiſen,
Horcht mit linden Wehmuthsthränen,
Und ein Jeder fühlt des Blinden
Namenloſes Weh und Sehnen.

Sieh, da baut man ein Gerüſte,
Nachts, beim Schein der Fackelbrände,
Dalibor, du blinder Geiger,
Ahneſt du's, es naht dein Ende!

Aber während jene zimmern,
An der grauſen Todespforte,
Dringen Janko's alte Weiſen
Aus dem Thurm wie Liebesworte.

Dringen aus den engen Gittern
Wie entfeſſelte Gedanken,
Wie ein Geiſt der ſchmerzlich lächelnd
Eben brach die ird'ſchen Schranken.

Horch, da ruht mit Eins der Hammer,
Da erſterben Janko's Klänge,
Und die Nacht umſchließt mit Schweigen
Blutgerüſt und Kerkerenge.

Doch als in den Thurm die Büttel
Treten mit des Morgens Helle,
Finden ſie den blinden Geiger
Immer noch an alter Stelle.

Lächelnd ſitzt er, in den Händen,
Janko's Geige, Janko's Bogen,
Aber längſt ſchon mit den Klängen
War ſein Geiſt zum Freund gezogen.

Johann N. Vogl.

Digitized by Google

XIII.

Attila am Meere.

Hiſtoriſche Ballade.

Attila der Hunnenkönig
Zieht durch Welſchlands heitre Fluren,
Blut'ge Leichen, Schutt und Flammen
Zeugen ſeiner Wandrung Spuren.

Doch ſein Herz es ſchwillt vor Freude,
Mitten in des Kampfes-Toben,
„Keiner lebte der zu ſolcher
Größe ſich, wie ich erhoben!“

Und durch Blut und Flammen ſchreitet
Weiter er mit ſeinem Heere,
Als er aufgelöſt in Staunen
Eines Morgens ſteht am Meere.

Unabſehbar vor den Blicken
Dehnen ſich die blauen Wogen,
Nur begrenzt in fernſter Ferne
Von dem weiten Himmelsbogen.

Digitized by Google

Lächelnd ſchau'n die flüchtgen Wolken
In den ungeheuren Spiegel,
Wimpel flattern, weiße Segel
Schwellet rings des Windes Flügel.

Und von Sonnengold und Schimmer
Iſt das Rieſenbild umfloſſen,
Und der Schöpfung Größtes iſt ihm
Jetzt mit Einmal aufgeſchloſſen.

Ha, wie nichtig läßt ihm dieſer
Anblick alles rings erſcheinen,
Nur ein Häuflein Motten dünkt ihm
Das gewalt'ge Heer der Seinen.

„Wie, und biſt du wirklich jener
Große Attila, der König,
Der die halbe Welt erobert,
Dem ſie knirſchend unterthänig?"

Alſo fragend ſtarrt der Hunne,
Wilden Blick's zum Meere wieder,
Keine Antwort, finſter, ſchweigend
Sinkt ſein Haupt zum Panzer nieder.

Denn ihm dünkt, die Brandung ſpräche
Wie ſie ſchäumend näher dringet:
„Thor, du biſt ja bloß die Geißel,
Die der Herr im Zorne ſchwinget!" —

Johann N. Vogl.

XIV.

Die Gründung vom Kloſter Schlegel.

(Oberöſterreichiſche Sage).

Es hat der Ritter **Falkenſtein**
Verirrt ſich in dem Wald,
Als wieder ſank auf Forſt und Hain,
Die Nacht gar rauh und kalt.

Es wob ſich, wo er hin nur trat,
Zum Gitter Aſt und Dorn,
Das Schlingkraut hält auf ſeinem Pfad
Ihn feſt an Fuß und Sporn.

Nicht konnt' er aus, nicht konnt' er ein,
„Hilf Gott, was iſt zu thun?
Und kann es ſchon nicht anders ſein,
Muß ich im Wald hier ruh'n."

Und einen Schlegel *) ſucht er aus
„Sei du mein Kiſſen mir,

*) Die Benennung eines Baumſtrunkes in der **Ob der Ennsiſchen** Mundart.

Find' wohl in dieſem luſt'gen Haus
Zum Pfühl nichts Beſſ'res ſchier."

D'rauf kniet er ſich voll Andacht hin
Und ſpricht noch ſolches Wort:
„Maria, ſei du Schützerin
Mir heut' an dieſem Ort."

„Zwar beb' ich nicht in Angſt und Pein,
Kommt mir ein Feind heran,
Doch möcht' ich nicht gefreſſen ſein
Von eines Bären Zahn."

„D'rum ſchütze mich, du Jungfrau mild,
Mit deiner ſtarken Hand!"
Er ſprach's und bald umſchlungen hielt
Ihn drauf des Schlummers Band.

Mit Eins kam's da dem Ritter vor
Als käm' ein Wolf gerannt,
Wild brach er durch Geſtrüpp und Rohr,
Von heißer Gier entbrannt.

Schon ward ihm nah' der ſchlimme Gaſt,
Mit glüh'ndem Augenring,
Als vom Gezweige dicht umfaßt
Erwürgt das Unthier hing.

Und wieder kam's dem Ritter vor
Als ſtürzt' durch's Waldgefild,
Urplötzlich ſich auf ihn hervor
Ein Bär gar zottig wild.

O weh', ſchon naht er ſich voll Wuth,
Wer hilft nun, Armer, dir?
Da ſtürzt ein Baum, und ſieh — in Blut
Zerſchmettert liegt das Thier.

Sacht ſchlief hierauf der Rittersmann,
Wie Bett und Pfühl auch rauh,
Bis niederſchien vom Himmelsplan
Die Sonn' auf Thal und Au.

Hui, ſprang er auf, wie froh und riſch,
Erquickt an Leib und Sinn,
Doch ſtarrt im Nu auch auf's Gebüſch
Sein Blick voll Staunen hin.

Denn dort noch hing, das Aug' voll Grimm,
Der Wolf erwürgt am Aſt,
Zur Seit', das Bärenungethüm,
Zerſchellt von Baumeslaſt.

„Ja traun du haſt mich recht beſchützt,
O Jungfrau, dieſe Stund',
D'rum will ich auch ein Haus anitzt
Dir bau'n auf dieſen Grund."

Er ſprach's, und ſieh', ein Kirchlein fein
Hob bald den Knauf in's Blau,
Und ſelber trug Herr Falkenſtein
Den erſten Stein zum Bau.

Und weil er dort in Einſamkeit
Schlief auf dem Schlegel hart,
Das Kirchlein auch ſeit jener Zeit
Darnach genennet ward.

Johann N. Vogl.

XV.

Der Kreuzritter.

Hiſtoriſche Ballade.

Dicht geſchaart vor Arſuffs Mauern, Helm an Helm, und Speer an Speer,
Drüber hoch die Kreuzesfahne ſteht der Franken tapfres Heer,
Raimund von Avesne*), der Führer, ſchaut hinauf voll Kampfesmuth,
„Arſuff deine Sterbeſtunde naht heran und fordert Blut."

Und die Schlachttrompete tönet und zur Leiter klimmt's hinan,
Blut und Staub und Waffenblitze zeichnen rings der Helden Bahn,
Doch Avesne nennt ſich der Kühnſte, denn zu retten gilt's den Sohn,
Den der Feind ihm hält gefangen, trotzend nun auf ihn voll Hohn.

Und die Mauern geh'n in Trümmer, nieder donnert Schutt und Stein,
„Hei, nun vor ihr Kreuzesbrüder, unſer muß die Veſte ſein!"
Und mit neuem Jubel ſtürmen ſie hinauf durch Glut und Brand,
Einen Sturm noch und die Veſte iſt geliefert ihrer Hand.

Seht da hebt am letzten Thurme ſich ein Kreuz aus Staub und Rauch,
Wie, erblickt ihr an dem Stamme nicht ein Chriſtusbildniß auch?

---

*) Wird Avenn ausgeſprochen.

Digitized by Google

Ausgeſpannt in Schmerz die Glieder, blickt's herab vom Marterpfahl,
Locken um die Schultern wehend, und das Antlitz bleich von Qual.

Und die Ritter fragen zürnend: „Thut uns das der Heid zum Spott?"
„Nein, — kein Bild iſt's — ein Lebend'ger, ein Lebend'ger iſt's bei Gott!! —
Seht, wie unterm Strick die Senne ſeines Arms im Krampfe bebt!
Sagt, o ſagt, wer iſt das Opfer, das man dort am Kreuz erhebt?"

„Weh' es iſt" — wer wagt's zu ſagen? — jede Bruſt iſt ſchwer beklemmt,
„'s iſt des Führers Sohn" — und reglos ſteht das Heer — im Sieg gehemmt,
Starr zum Tod erblaßt der Vater, Schwert und Schild entfiel der Hand,
Und ſein Aug' weit vorgequollen, iſt nur auf den Sohn gewandt.

Von dem Thurme aber neiget ſich ein Sarazen und ruft
Zu dem Greiſe: „Kreuzesritter, raſch den Pfeil jetzt durch die Luft,
Muthig, ſchleud're Stein' und Brände, biſt ja deines Sieg's bewußt,
Sieh, dem erſten Pfeile bietet kühn dein eigner Sohn die Bruſt."

Reglos aber ſteht der Ritter, wie ein ſtarrend Bild aus Erz,
Hörbar nur an ſeinen Panzer pocht das grimmzerriſſ'ne Herz,
Doch der Sohn am Kreuze rufet: „Vater, ſprich, was muß ich ſeh'n?
Wie magſt du ſo lang' in Zweifeln an des Ruhmes Pforten ſteh'n?"

„Auf! — Du biſt des Ew'gen Streiter, der dort oben ſitzt zu Thron,
Jauchze, daß ſo ſchönes Sterben ward zu Theile deinem Sohn,
Stürme! — Laß nicht erſt dich's mahnen, was dir jetzt befiehlt die Pflicht,
Stürm'! — Ein Kreuzesritter bebet vor dem Tod am Kreuze nicht!"

Und zum Sohn' am Kreuze ſtarret einmal noch der Greis hinauf,
Rafft dann wild und wie verzweifelnd Schwert und Schild vom Boden auf,
„Stürmt!" — So ruft er, die Trompeten ſchmettern laut und furchtbar d'rein,
Und die Heiden all erblaſſen, jedem ſchaudert's durch's Gebein.

Pfeile ziſchen, Bolze pfeifen — ha, welch ſchmerzensvoller Ton! —
Ach, am Kreuze ſchwer verwundet blutet ſchon des Führers Sohn,

Doch im tiefſten Ingrimm ſtürzet ſich der Vater in den Kampf,
Achtet nicht die Zahl der Feihde, nicht auf Mauerſturz und Dampf.

„Rache!“ ruft er, ruft's und würget, „Rache!“ brüllt das ganze Heer,
Er voran, der erſte Rächer, hundert Rächer hinterher,
Ha, wie thürmt ſich Leich' auf Leiche, hingemäht von ihrem Arm,
Ha, wie viel der Sühnungsquellen ſprudeln da ſo roth und warm.

Seht, der Roßſchweif liegt im Staube, hoch die Kreuzesfahne weht,
Ernſt und baarhaupts knien die Sieger unter Trümmern im Gebet,
Auf dem Kreuz, dem hingeſtürzten, aber liegt erbleicht der Held,
Er — der jüngſte Kreuzesritter — der den Tod am Kreuz erwählt.

Ach, und auf des Helden Leiche, Wang' an Wange angeſchmiegt,
Sieh', den greiſen Heldenvater, der zum letzten Mal geſiegt,
Denn ſein Herz hat ausgeſchlagen ſeit er ſo umfing den Sohn,
Beider Heldenſeelen ſchwangen ſich zu des Vergelters Thron.

Johann N. Vogl.

XVI.

Züge der Sitten, des Luxus, der Feſte, Gebräuche und Händel der Vorzeit.

1. Erbhuldigung nach Mar II. Tod, an ſeinen Sohn Rudolph II., 1577. — 2. Verhandlung zwiſchen dem alten Erzherzog Sigmund von Tyrol, den Tyroler Ständen und dem Anwarter Maximilian, römiſchen König, Erzherzog und Herrn der Niederlande, 1490. — 3. Das Haſenhaus in der Kärnthner Straße zu Wien, die Burg und der Todesort Mathias Corvins, 1490. — 4. Des Marſchalls Katzianer Tod, 1537. — 5. An die vollen Brüder im deutſchen Laude geſchrieben, 1555. — 6. Alte Rechtspflege. — 7. Fehdebrief der Maria von Wallenrode, verehlichten Schwendi, wider ihre beiden Schweſtern, Kunigund und Maria von Wallenrode, vom 18. May 1565. — 8. Majeſtätsbeleidigung und Civilliſte. — 9. Die Prokopsſichten, des Huſſitenkrieges Grabmahl. — 10. Böhmen unter Wenzel IV. — 11. Altdeutſches Univelſalrecept weiblicher Reizesfülle. — 12. Die Uniformen ſind alt. — 13. Ahnenprobe der Nastücher und Muſterkarte der Moden und Hofſitten. — 14. Allerlei Arten kaiſerlichen Humors. — 15. Reglement für Gott Vater und Chriſtus, die Hohenprieſter, Rieſen und Teufel. — 16. Heinrich von Landshut und die bayeriſchen Juden. — 17. Kurz und bündig. — 18. Augustana. — 19. Schätzlers Gruppe. — 20. Das Vortanzen und die Farben der Jahrzeit.

---

1. Erbhuldigung nach Max II. Tod, an ſeinen Sohn Rudolph II., 1577.

Den Erſten Octobriß Ao. x 77.

(S.) Heut den Erſten tag Octobris nach Chriſti vnſers Herrn vnd Seligmachers geburt Im eintauſent fünff-

hundert Siebenvndſiebenzigſten Jar haben den Allerdurch=leuchtigiſten groſsmechtigiſten Fürſten vnd Herrn Herrn Ru=dolphen den andern erwelten Römiſchen Khaiſer auch zu Krain Hungern vnd Behaimb Khunig x. Erzherzog zu Öſter=reich x vnſsern Allergenedigiſten Herrn vnd Landtſs Fürſten ſeiner Kay. Mt. gehorſamiſt vnd gethreuen vier Ständt einer Erſamen Lanndtſchafft in Öſterreich vnder der Ennſs, Alls Prelaten. Herrn Ritterſtandt vnd der Stett Jr Erbhuldigung vnd ſchuldigiſte Pflicht gethan, wie folgt.

Erſtlich ſein Jr Khay: Mt x. ſamt hernach benannte Erzherzoge als Erzherzog Karl Erzherzog Ernſt Erzher=zog Maximilian und Erzherzog Benezeſslaw zu Öſter=reich x vngeuerlich vmb die Acht Uhr vor Mittag gehn Sanct Stefhan in die Thumb oder Pharkhirchen gerit=ten, vnd von dem Herrn Ritterſtanndtt auch der Stett Ab=geſante Plaidt worden, ſein Alweis drey neben einannder gangen, d. Burgermaiſter, Richter vnd Rath zu Wienn ha=ben wegen die negſt Abgeleibt Röm. Kh. Mtx Khaiſer Ma=ximilian hochſeligiſten vnd löblichiſten gedechtnuſs ain gannz Jar in clag Claidern getrautt, vnd der clainen Stett Abge=ſante ſich zu dieſem Act inſonderhait mit Clagmäntln vnd huett beclaidt, Jſt auch die Burgerſchafft zu Wienn von der Kaiſerlichen Burgkh an biſs zu S. Stephans Freythoff auf beeden ſeitten ordenlich in der Rüſſtung geſtannden, vnd ha=ben die SPull alls Trumel vnd Pheiffen gehn laſſen vnd hat der Reichs Marſchalk Herr Conrad v. Pappen=haimb Jr Mt Das Schwert vorgefuert.

Jn dem Chor in bemelter Pharkhirchen ſein die Stuell beederſeitts mit Schwarzen Tuechern bedeckht, vnd der Kay apst. Jr Mt Stuel in ſonderhait gar herrlich Ja auch mit Schwarzem Tuech zuegericht geweſen. alls Jr Mt. ſambt hochernennte Erzherzogen Jre Stuel im Chor eingenommen, hat man das hoch Ambt, welches geſungen, angefanngen,

Jr Mt. Capellen Synphoniſten oder Singer alle geſanng gar herrlich lieblich vnnd wolgeſungen vnd die Puſauner vnd Zinckher Plaſſten Jre Instrumenta darzue braucht, alſo hat man auch die Argl herrlich gehn, drein ſingen, auch Puſaunen vnd Zinckhen darzue hören laſſen.

Nachdem das Hoch Ambt volbracht geweſen, ſein Jr Mt. ſambt den Erzherzogen mit voriger Solenitet widerumb in die Burgkh geritten, Alda die vier Ständt ainer Erſamen Lanndſchafft in der Alten Tafflſtuben in den obern Zimern Zuſamen khumen, vnnd Jr Mt ankhunfft gehorſamiſt erwart haben.

Alls Jr Mt ſambt mer hochermelte Erzherzogen in dieſelbig Stuben zu den Landſtänden khumen, und an dem gewendlichen ortt ſo auch mit ſchwartzen Tuechern herrlich zuegericht geweſen, geſeſſen, hat herr Sigmund Viehauſer beeder Rechten Doctor. Jr Mt Gehaimen Rath vnd Reichshoff vize-Canzler anfanngen zureden, dſs Jr Mt. derſelben getreuen gehorſamen Lanndleuthen Jr Mt genadt vnd alles gueth vermelden laſſen, die wellen auch mit genadt bedennckhen, das die Lanndleut auf die beſchehene erforderung ſo gehorſamblich erſchienen ſein, vnd darneben ganz Zierlich vnd wol außgefurt, waſsmaſſen ſich Jr Kay Mt mit derſelben geliebten an Jezo gegenwärttig vnd Abweſenden Brüedern, wegen der N. Ö. Lanndt veraint vnd dahin verglichen haben, damit Jr Frl. Drl. gar wol zu Friden vnnd Jr Mt. ain ainigen Erbherrn des Erzherzogthums Öſtſtreich ſein vnd bleiben laſſen, vnd weil dan nach Jr Mt geliebten Herrn vnd vatters Khaiſer Maximilian des anndern, hoch vnd gottſeligiſter gedechtnuſs Ableiben, das Erzherzogthumb Öſterreich allein auf Jr Mt alls ain Ainigen Herrn khumen vnd gefallen, werden die gehorſamen vnd die getreuen ſtenndt Jr

Mt alls Iren Ainigen Herrn vnd Landsfurſten huldigen vnd ſchweren.

Darüber Herr Landmarſchalch Herr Hanns Wilhalbem von Rogendorf freyhern zu Molnburg in namen der vier Stenndt vermelt, weil Ir Mt ſich mit derſelben geliebten herrn vnd Brueder dahin verglichen haben das Ir Mt allain Regierender Herr des Erzherzogthumb Öſterreich vnder der Enns nit Ir Mt gebrüeder vnnd gemelten willen ſein vnd bleiben mögen vnd derohalben Brief vnd Sigl aufgericht worden. wellen ſy Ir Mt vndertheniggiſt willig vnd gern huldigen doch wollen ſie ſich entgegen verſehen. wie Ihnen denn voraus zuegeſagt worden. Ir Mt werden ſie bey Irn Priuilegien vnd alten herkhomen bleiben laſſen, Ihnen die ſelbigen auch genedigiſt Confirmirn vnd beſtätten.

Welches in Ir Mt. hierauf nochmallen Allegencdigiſt vermelt vnd zuegeſagt haben.

Vber ſoliches iſt durch wolernenten Herrn Reichshoff vice Cannzler den vier Stennden. was maſſen ſie huldigen vnd ſchweren ſollen, vngeuerlich auf volg vnd Maynung für gehalten worden.

Nach ſolichem Fürhalten, haben Erſtlich die Prelaten, hernach die Herrn, volguces die vom Ritterſtandt vnd zu Lezt der Stett Abgeſante, ain Jeder inſonderheit Ir Mt mit geburlicher Reverenz die Hannd botten vnd gehuldiget.

Als ſolches für vber iſt geweſen, hat man das deum Laudamus geſungen, vnd auf der Paſteyen groß Geſchuz Abgehn laſſen.

2. Verhandlung zwiſchen dem alten Erzherzog Sigmund von Tyrol, den tyroler Ständen und dem Anwärter Maximilian, römiſchen König, Erzherzog und Herrn der Niederlande, 1490.

Hernach haben die Landſtändt durch den Gerſtl zu Bozen dem Erzherzog fürgehalten, da Er Sich von ſeinen Räthen, ſo das Regiment geführt, alſo verlaithen laſſen, daß Er wider Völkher Recht, denen Venezianiſchen Kaufleuthen zu Bozen daß Gelt und Gueth ohn Verſchuldt hinwegh nehmen laſſen, und andurch wider Venedig einen unnöthigen Krieg angehöbt, und über 500,000 Fl. ſchulden gemacht, welche man von den Ländern bezahlen wolle, wann Er die Laſtſachen, ſo daran ſchuldig, und die machendte Ordnung guet-heiſſen wolle, und als der Erzherzog ſolches verſprochen, hat man einen Ausſchuß gemacht von hereinigen Landen aus 16 und von der heraußigen aus 8. Perſonen beſtehend, dieſer Ausſchuß hat darnach mit Genembhaltung des Kayſer und Königs gemacht noch folgendte;

Ordnung.

Primo, alle Wochen ſollen dem Erzherzog zu ſeiner Diſpoſition 200 Fl. gegeben werden, jedoch ſolle Er in keinem Ambt eingreiffen;

2do Die Hofſtatt auf 12. Edelleuth reduciert werden;

3tio Doctor Stürzl ſoll Kanzler ſein;

4to Es ſoll kein Brieff Kraft haben, wann Er nit in offnen Rath beſchloſſen und verſiglet iſt.

5do Es ſollen 16. Räth von inneren und 8. von auſſeren Aembtern, niemandt anderer, als Landleuth gebraucht werden, und dieſe ſollen dem Landtsfürſten und der Landtſchaft geſchwohren ſein.

Die Räth ſeyn geweſſen von inneren Landten: Herr Dom Dechant zu Brixen, Herr Dom Probſt zu Trient, Hr. Barthlmer v. Lichtenſtein, Hr. Jacob v. Spanr, Hr. Ulrich von Freindtſperg, H. Degenfuchs, Hr. Leonharde Felſer, H. Sigmundt Neudegger, H. Chriſtoph Firmian, Paul Lichtenſtainer. Von Städten Leonhardt Jöchl von Störzing und Sigmund Zwickhauer. Von Gerichten Hans Ruger v. Schwaz und Lamprecht Wacht. Räthe von außern Landten, Herr Fridrich Rappler, H. Chriſtoph v. Habſtett, H. Ludwig v. Reinach, Herr Fridrich v. Pfirth, Walther v. Stadion, Antoni von Muſtroll, Wilhelm v. Lichtenföls, Melchior Panner genannt Gibel. Herr Sigmundt v. Wolkenſtain ſoll Landt=Marſchall ſeyn, Herr Martin Neudegger Obriſt=Hoffmeiſter, Hanns Ainich Obriſt Ambtmannn, Caspar Lachſenfeller Obriſter Cammermeiſter. Peter und Rudolph Horber, Sigmundt von Welsberg und Michael v. Freyberg Cämmerer. Sigmundt Neudegger Obriſt Schenkh, Hanns Höttinger Unterſchenkh, Hanns Diebaltkircher Kuchenmaiſter. Veit Ainich Stallmaiſter.

Hauptleuth in Landt Seyn verordnet worden:

Herr Hannß v. Wolkhenſtain Hauptmann an der Etſch. Herr Jacob v. Spaur und Thoman v. Freindtſperg im Ynnthall Hanns Wolkhenſtain und Heinrich Hörber am Eiſsackh.

Herr Ulrich v. Schlandersſperg im Vinitſchgau, Herr Niklaus v. Firmian Triendt und Valsugana. Pangraz Kneen und Simon v. Thunn auf dem Nonß. Hr. Jacob v. Podmann und Jakob v. Embß in Vorarlberg. Jakob v. Podmann der ältere und Caſpar v. Kinnenberg in Schwaben.

Weilen aber zwiſchen denen Räthen und Erzherzog Sigmundt Sich irrungen zugetragen, als iſt mit deren Einſtimmung anno 1490. in gegenwarth König Maximilian, als erbettenen Schild=Richter ain Landtag gehalten

worden, in welcher anſtath der Räth Dr. Fieger, Thum=Dechant zu Brixen geklagt.

Primo. Der Erzherzog halte die Ordnung de ano 1487 nit, greiffe in die Gefähl, und ohneracht man demſelben allen Wochen 400 Fl. anſtath der bedungenen 200. Fl. gegeben, ſo verthue er doch alles und gebe es oft liederlichen Leuthen.

2do Der Erzherzog wolle diſſer Ordnung zuwider aigne Räth und Secretairen haben.

3tio wolle der Fürſt auf ihnen aine ungnad werffen, weillen Sye die Ordnung haben, wie dann

4to der Fürſt geſagt, er wolle bald Fleiſch machen und die Handt in Bluet waſchen

5to der Forſt laſſe keinen Straffen, ſo dem Regiment zuwider handlet, ſondern thue Selben beyſtandt.

6to Er habe zu dem Ende zu Yhnſprugg haimbliche Gäng laſſen machen.

7mo und wolle auch ain Urfer yber der Yhn richten laſſen, ſo ihnen Räthen bedencklich.

8vo habe der Fürſt yber den Ferner hinaußraiſſen wollen, Sye Räthe aber hätten Ihne noch eingeholt und zurückgekehrt, dann Sye glauben, wann der Fürſt auſſer Landt raiſſen wölle, ſolle es mit Wiſſen und Willen den Räth geſchehen.

9mo Seine fürſtlicher Gnaden haben nach Hocher=Freyberg, Hohenſchwangau und nach Waldeck damahls gefährliche Leuth beſchriben, und ainen Landtag außer Landt haben wollen, woraus leicht zu erachten, daß dem Hauß Oeſterreich und dem Landt groſſer Schaden beſchehen Seyn wurde.

Hierauf hat auch Seine Fürſtliche Gnaden ihre Beſchwerden und Antworth vorgebracht, ſo in volgenden beſtanden.

1mo Die Räthe laſſen meinandt zu ihm gehen, außer Sye ſeyen darbey, mithin ſeye er nit, wie ain freyer, ſondern wie ain gefangener Fürſt.

2do die Räth entſetzen und

3tio beſetzen die Aembten ohnet ſeinen Willen, und hätten andere darvon, und ihre Freindt darzue gethan.

4to Seine fürſtliche Gemahlin und das löbliche Frauenzimmer werde nit gehalten, wie es fürſtlich hergebracht ſeye.

5to Seinen natürlichen Sohne laſſe man Abgang, daß ſeye Seiner fürſtlichen Gnaden ſpötlich, dann Seye es, wie es wolle, dieſe Kinder ſeyen doch ſein Fleiſch und Blueth.

6to Die Räth laſſen ihme keine Secretary oder Schreiber zue, daß Er in gehaimb Ihre Kaiſerl. Majeſtät, oder Seinen guethen geſellen ſchreiben könnte.

7mo habe man ihm ainen Hoffmaiſter geſetzet.

8vo Die zwey Biſchöff zu Triendt und Brixen ſo Ihro fürſtlichen Gnaden zuwider in Rath geſetzet.

9mo haben die Räthe etliche, und erſt ain vor ſeiner ſeithen, wegkh gefangen genommen, mit erſuchen die königl. Würde, und aine Ehrſambe Landſchafft möchte einſehen wider die Räthe haben.

Hernach haben die Räthe replicirt.

ad 1 mum ſeye wahr, das weillen der Erzhörzog ihnen gedrohet, Sye liederlichen Leuthen den Zutritt ohne ihren Beyſein nit bewilliget, hingegen keinen Ehrlich und tapfern mann abgeſchlagen.

ad 2dum und 3tium ſeye in allen pflichtmäßig beſchehen.

ad 4tum. Die Fürſtin und Frauenzimmer habe von denen Räthen 2000 Fl. und noch mehr wehrend Ihrer fürſtlichen Gnaden Adminiſtration aber niemals mehr als jährlich 1000 Fl. bekommen.

ad 5tum Der ledigen Kinder halber, deren Seine Fürſtliche Gnaden yber 40. Sohn und Töchter haben, habe man theils verſechen, und den mindſten 1000 Fl nnd ein geliegert Roß göben, die aber noch nit verſehen, haben Sye Räth ſchon zum öftern außgeriſt mit pferdten und Harniſch, ihnen Zöhr-gelt in Söckhl geben, und umb herrn umbgeſechen, auch zugeſagt jeden jährlich 30. Fl. zu geben, damit Sye an andern Höfen deſto boß bleiben mögen, diß haben Sye güethlich angenommen, und Seyen darvon geritten, haben das gelt, und ihr Haab verthann, ſeyen widerkommen und haben noch viel haben wollen, füertten allzue groſſe Iberpracht und trügen ſeiden Strümpf. Göbe ſich auch jeder, dem das Geld zu kurz, für ein Kind J. fürſtlich Gnaden aus.

ad 6tum Der aignen Secretary halber laſſen Ihro fürſtliche Gnaden ſolche Leuth zue, wodurch vill ſchaden erfolgen konnte.

ad 7mum Den Hoffmaiſter aufzunemmen und zu beſtellen, ſeye nuz — und höchſt nöthwendig geweſen.

ad 8vo Die Biſchöff ſeyen von der Landtſchaft als Räth erbitten worden, mit Wiſſen Ihro fürſtliche Gnaden.

ad 9num. Die Drohworth unter denen Leuthen auch von den jüngſt gefangenen zu erregen geſuchte Aufſtandt habe es erfordert, ſich deſſen zu verſichern.

Duplic des Erzherzogs.

ad 1mum Seine Fürſtliche Gnaden müſſen Schlimme und guethe Leuth vor ſich laſſen, wiſſen ſchon zu entſcheiden, was Schlimm oder ſchad ſeye.

ad 2dum et 3tium Die Entſetzung der Aembter halber habe mann den Stadion, ſo ihr fürſtlich Gnaden ſunders treu und lieb aus dem Rath gethann, und anſtath deſſen,

den maiſter Ulrich hineingenommen, der Seiner fürſtlichen Gnaden gar zu wider, den Rudolph Hörber habe man von dem Cammer-Ambt geſtoſſen und Herrn Sigmundt von Welſperg auf der Cammer gethann, dem von Spaur habe man die pfleg genommen, und Herrn Jacob von Spaurs Vetter gegeben, den Pfleger von hochen Freyberg verſtoſſen und daß wollen dem Horber geben, auch Seiner fürſtlichen Gnaden natürlichen Sohn Ruprecht von der pfleg verſtoſſen.

Conclusion der Räth

ad 1mum Seye jedermann bekanndt, wie ſich Jhro Fürſtlichen Gnaden den wehrend Jhrer Regierung durch liederliche Leuth verfiehren, und anjetzo wid daß jetzige Regiment und Rath aufhetzen laſſen.

ad 2dum et 3tium habe man den maiſter Ulrich als ainen Landtmann ſo vorhero Jhro fürſtlichen Gnaden Canzler und frommer mann geweſſen, genommen. Den Welſperg habe mann von der Cammer entlaſſen, weillen ihme die pfleg gelegener geweſen, der Horber ſeye der Bergwerksſach ohnerfahren, und habe ihne alſo um ſo mehr entlaſſen mieſſen, als er auch kein Landtmann. Des Spaurs halber ſeye billichen geweſt des Herrn Jacobs Brueders, als Schweſters Söhn anzuſehen.

Seine Fürſtliche Gnaden Sohn betreffend habe diſſer Rubrecht der Regierung ſich zuwider erwieſen, groſſe Unkoſten in Raittungen gelegt und nit gehorſammben wollen, dahero ihme allen Unkoſten und 2000 Fl Steyr geben, damit Sye ſeiner loß worden. Ybrigens haben ſeine Fürſtliche Gnaden vill Ehrliche Piedermänner gefangen uud geſtreckt, ihnen das ihrige genommen, und noch nit wider geben, Sye Räth aber wollen alles verraithen und veranworthen, haben während zweyjährigen Regiment 600,000 Fl. abgezahlt, hätten ſchlecht lohn, und groſſe miehe und ſuchten

nichts als Ihre Fürſtliche Gnaden und der Landſchafft nuz — und Frommen ꝛc.

Hierauf hat ſich der Erzherzog hinweckh tragen laſſen, und Ihro Königliche Majeſtät Maximilian mit denen Landtſtändten haben berathſchlagen, auch beſchloſſen, daß es bei der Ordnung de anno 1487. ſoll bleiben, thaills mainthen auch der Erzherzog ſolle dieſe Ordnung zu halten, beſchwöhren und verbürgen, thaills mainten Seine Königl. Würde ꝛc. ſolle auf mitl und weeg gedenckhen, wie mann Seine fürſtliche Gnaden in Verbürgnuß bringen könne ꝛc.

Seine königliche würde ꝛc. aber hat geſagt, Sye wollen noch vorhero alles Sr. Kayſ. Majeſtät hinterbringen, und hernach das weithere verkinden laſſen.

Als aber der Erzhörzog gewahrnet, wie die ſachen beſchaffen, hat er ſodann das Landt Sr Königl. Würde ꝛc. Maximilian mit Einwilligung der landtſtändt gar abgetretten, gegen jährlich 52000 Fl. unterhalt, und das ihme die Nothdurfft Holz, Hey und Strey genugſamb verſchaffen, auch in ganzen Landt allenthalben nach ſeinen Belieben zu aigen und zu wohnen verſtathet werde zu jagen und zu fiſchen, dazu er in den luſtigiſten Gegenden viel Schlöſſer nach ihm benannt, Sigmundskron (ehe Firmian), Sigmundsburg, bei der Clauſe Fernſtein ob Naſſereit, Sigmundsluſt bei Romp, gegenüber Schwatz mit ſeinem ſilber- und kupferreichen Falkenſtein, Sigmundsfreud, Sigmundseck, Sigmundsried.

---

3. Das Haſenhaus in der Kärnthner Straße zu Wien, die Burg und der Todesort Mathias Corvins. 1490.

Das Haſenhaus zu Wien (es war auch eins zu Grätz auf dem Platze) Nr. 1073. vormals 1139. der Kärnth-

nerſtraße, dem Eingang in die Weihburggaſſe gegenüber, dem böhmiſchen Appellationspräſidenten Hermann Freiherrn von Heß gehörig, hat ſeinen Namen von den bis beinahe 1750 darauf angebrachten Gemälden von Haſen, wie denn in älterer Zeit faſt alle anſehnlichen Häuſer Wiens mit ſchönen Frescogemälden verziert waren, ein Luxus, deſſen ſchon Aeneas Sylvius, Bonfin und Ranzanus in ihren Schilderungen unſerer alten Hauptſtadt gedenken. Noch der Jeſuit Leopold Fiſcher in ſeinem verdienſtlichen Excerpt, notitia urbis Vindobonensis gedenkt dieſer Gruppen und Situationen von Haſen auf dieſem Hauſe, die ſich Niemand recht zu deuten wußte. Sie ſind beim moderniſirenden Umbau dieſes Hauſes gänzlich verſchwunden, und nur noch in einer ſchönen Federzeichnung erhalten, welche der Hausherr, Freiherr von Heß beſitzt. Nach einer zu jener Zeichnung und der nachfolgenden Beſchreibung gehörigen Aufzeichnung, datirten ſich dieſe Gemälde nicht höher hinauf als bis in die Tage Rudolphs II. und rührten aus jener Unglückszeit her, wo Verrath, Feigheit und Aufruhr der Söldner, die wichtigſten Plätze Ungarns, Papa, Babosca, Kleincomorn, ja ſogar Raab und Kaniſcha, nach einander dem Erbfeind der Chriſtenheit überlieferte und der Hof, der Graben und der hohe Markt und der neue Markt und die Plätze vor den Thoren Wiens, der Schauplatz häufiger, zum Theile grauſamer Hinrichtungen wurden. Durch dieſes Mittel glaubte man, (leider vergeblich), einen andern Geiſt zu erzwingen und das Uebel mit der Wurzel auszutilgen. Die alte Sitte iſt bekannt daß in Verbrechen des Hochverraths, der Feldflüchtigkeit, der feigen Uebergabe anvertrauter Feſtungen, die Zeichen der durch Urtheil und Recht erkannten Schmach des Namens und der ſoldatiſchen Infamie oder der Verwirkung des Lebens und der Güter, manchmal ſogar (wiewohl meiſt nur auf wenige Jahre) auch auf die Söhne

überging, oder die Verbrecher aus anderen Milderungsgründen, nur gegen dem, die Gnade des Lebens und einer ſchmachvollen Freiheit erhielten, daß ſie am Halſe oder Knopfloch, öffentlich „die rothe Schnur," „die ſeidene Schnur" oder auf dem Hut das Haſenpanier trugen oder auf ihren Schlöſſern, Häuſern, Wägen oder Livreen, irgend ein öffentliches Zeichen von Schimpf und Schande führen mußten. So rühren auch jene Haſenbilder von einem der Befehlshaber her, durch deren Schuld, Wiens einzige, noch übrige Vormauer, das wichtige Raab 1594 in die Hände der Türken fiel und der nur durch mächtige Fürbitten gegen den die Begnadigung erhielt, daß er die Haſenbilder, der Feigheit Abzeichen und zugleich auch die Zeichen der an den verzagten und meuteriſchen Beſatzungen verübten Hinrichtungen, (Rad, Pfahl und Galgen), auf ſeine Häuſer und Schlöſſer malen ließe. Er ſoll nun das eine mit dem andern ſchlau zu verbinden geſucht haben, und die Executionen an den Haſen ſelbſt haben vor ſich gehen laſſen, ſo daß das gar bald, weniger ein ſchreckliches als ein lächerliches Anſehen gewann und ſchon binnen eines Vierteljahrhunderts darüber geſtritten wurde, was denn dieſe Haſenbilder eigentlich bedeuten und woher ſie ihren Urſprung haben?

Das Haus ſelbſt iſt eines der älteſten und anſehnlichſten Wiens in der ſchon unter dem letzten Babenberger Friedrich dem Streitbaren und ſeinem Schwager dem gewaltigen König Ottokar urkundlich vorkommenden Kärnthner Straße. — Der älteſte, grundbücherlich bekannte Eigenthümer deſſelben, war Hanns Wladwo, ein Emporkömmling, der es bis zum Geheimſchreiber und Protonotar gebracht, beim Volk aber im üblen Andenken ſtand, wegen ſeines, mit dem berüchtigten Kanzler Rieberer gemeinſamen Antheils an Friedrich IV. verrufenen Münzoperationen des

Ungelds, der Schniderlinge und ſchwarzen Pfennige. — Als am 1. Juni 1485, unter Windsbraut und Erdbeben, der ungariſche Königsheld Mathias Corvin in das, durch den Hunger und durch die Uebermacht ſeiner Waffen erſiegte Wien ſeinen Einzug hielt, fühlte er ein ähnliches inneres Widerſtreben in der alten Kaiſerburg ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen wie 320 Jahre ſpäter Napoleon. —

Mathias erkor ſich dies anſehnliche feſte Haus zu ſeiner Wohnung, ein großes, damals in drei Gaſſen hineinragendes Viereck, das er mit Thürmen und Erkern, mit einer Capelle und mit aller, des erhabenen Mannes würdigen inneren und äußeren Pracht ſchmückte. „Ex domo nostra viennensi, ex arce nostra viennensi“ datirte er mehrere königliche Briefe. Bis dieſe ſeine Burg ausgebaut war, wohnte er durch kurze Zeit auch neben der ſogenannten Kanzlei und dem Harniſchhaus zwiſchen Sct. Dorothe und dem Hofkloſter der Auguſtiner. — In dieſer ſeiner Burg, in der Kärnthner Straße berathſchlagte Mathias mit Sigmunden von Fünfkirchen des Landes völlige Unterwerfung, berieth er mit Stephan Zapolya, (dem Vater des nachmaligen Gegenkönigs Johann), mit dem Rieſen Paul Kiniſy und mit Stephan Bathory, ſeine Behauptung, die Behauptung Mährens und Schleſiens und die Eroberung Böhmens und die gewagten Plane, den geliebten natürlichen Sohn von der ſchönen Breslauerin Maria Krebs, Johaun Corvin, Herzog der Liptau, auf den Thron Ungarns zu ſetzen. — Hier trübte das Podagra, das ihn in verhaßter Unthätigkeit niederhielt, die letzten Monden ſeines Lebens. — Hier berührte ihn am Palmſonntage der Schlagfluß. Hier kämpfte er den harten Todeskampf bis in den dritten Tag. Aus dieſem Hauſe wurde ſeine Leiche zum rothen Thurm hinausgeführt und an der Schlagbrücke nach Ofen eingeſchifft. — Als König Max vier Monate ſpäter, Wien ſeinem alten Vater

Friedrich wiedergewann, gab er dem Geheimſchreiber Waldwo dieſes ihm von Mathias confiscirte Haus wieder zurück. — Waldwo vermachte es ihm aus Dankbarkeit und es blieb landesfürſtlich bis 1553, wo es der berühmte Vice-Kanzler Leonard von Harrach zu Rohrau erhielt. Nach ihm wechſelte es, kaufsweiſe in vielen angeſehenen Bürgerfamilien, als bei den reichen und angeſehenen Bärenfuß, von denen eine Erbtochter Margarethe es ihrem Gatten Hans Brock von Dornau zubrachte. Alsdann erhielten es die Raumſchüßel, die Schneckenvoit, die Krainer. Von dieſen kaufte es der Magiſtrat. Durch kurze Zeit war es Harbekiſch, darauf der Freiherrn von Puchheim, dann kam es an das Bürgerhaus der Wolff, an den Gardelieutenant Baron Glanz, an den reichen Niederländer, Marquis de Prie, an den Hof-Kammerrath und Schatzmeiſter Joseph Defrançe, Director der ſämmtlichen Kunſt- und Antikenſammlungen des Hofes und ſelbſt einen berühmten Sammler, an ſeinen Neffen den Hofrath Herrmann Freiherrn von Kannegießer und von dieſem an ſeine leibliche Tochter, die Freiin Katharina von Heß, Frau auf Dalleſchitz. Eben jene ungemeinen Raum erfordernden Sammlungen waren es, die Defrance genöthigt hatten, ſein bisheriges Haus zu den ſieben Säulen auf dem neuen Markt zu verlaſſen. Sie wurden der unmittelbare Anlaß zum Anbau und zur bequemen Moderniſirung des Haſenhauſes. Die herrliche Sammlung von Medaillen kam in der Folge nach England und wurde mit jener des Dr. Hunter vereinigt. Jene der Intaglio's kaufte die ruſſiſche Kaiſerin Katharina. Die Sammlungen der Alterthümer wurde leider, was bei ſolchen Sammlungen das Traurigſte iſt, zerſtückelt. Archäologiſche Emiſſarien aus Frankreich und England ſchleppten die intereſſanteſten Gegenſtände in die britiſchen und franzöſiſchen Muſäen. Der Ueberreſt kam zum Theil in das hieſige Antikenkabinet.

Digitized by Google

Das Haſenhaus war in einer Zeit ein claſſiſcher Boden geweſen, wo Oeſterreich durch **Mathias** das Eroberungslos von Ungarn war. Es wurde dieſes zum zweiten Mal bei der Gelegenheit des Congreſſes und der **Doppelheirath**, die Ungarn und Böhmen für immer an Oeſterreich band. Am 22. Juli 1515 fuhren der Kaiſer Maximilian und die beiden Jagellonen Sigmund, König von Polen und ſein Bruder Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen, nach Sct. Stephan, Marie des Kaiſers Enkelin, mit Ludwig dem jungen Kronprinzen von Ungarn und Böhmen mit der Jagelloniſchen Prinzeſſin Anna, Wladislavs Erbtochter zu vermählen. — Der Polenkönig Sigmund und ſein prächtiges Gefolge von Staroſten, Woywoden, Palatinen und Edelhern war im Haſenhaus einquartiert, das in einem bedeutend größeren Umfang als heut zu Tage, gleich einer geſonderten Burg, beinahe ganz frei ſtand, zwiſchen der Kärnthner Straße, dem Neuen Markt, der Seilergaſſe und dem Stock im Eiſen, von letzterem durch einige Häuſer geſchieden. Aus dem Haſenhaus geſchah der prächtige Einzug der Polen und ihres Königs nach dem neuen Markt, wo das herrliche Turnier gehalten wurde, zur Feier der Hochzeit der ſchönen und reichen Barbara v. Rottal, mit Maximilians Liebling Siegmunden von Dietrichſtein, der auch mit ihm in der Neuſtadt in einem und demſelben Grabe ruht und deſſen von vielen Fürſten verherrlichte Hochzeitstafel im hiſtoriſchen Taſchenbuch auf 1821, S. 46, in der Ahnentafel der Dietrichſteine, nach dem großen Gemälde im Nicolsburger Schloß.

Beſchreibung.

1. Ein Haſe ſitzet als ein König mit Kron und Scepter, ertheilt einen ſchriftlichen Befehl mit obhangendem Inſiegel ſeinen Untergebenen, vermuthlichen: daß ſolche die

Jäger und Hunde, wie ihre abgeſagte Feinde verfolgen ſollten.

2. Zwei Haſen ſitzen zu Pferde in Herolden-Habit, einer davon lieſt die Kriegs-Erklärung ab, und drey Haſen reitende blaſen die Trompeten. Aus denen umſtehenden Haſen wird durch ihres Ohres-Spitze Dero Aufmerkſamkeit beobachtet, wobei zwei gleichſam einander die Pfoden geben, daß ſie als Brüder mit einander leben und ſterben wollen.

3. Der Haſen-König ſitzet zu Pferd, führet ſein Gefolge zur Schlacht, deſſen Leib-Schützen einen Jäger niederſtoßen, die Hunde aber darüber das Ferſen-Geld geben.

4. Zwey Haſen nehmen einen anderen Jäger gefangen.

5. Allhier ſchauet ein, nach alter Manier gekleideter Schalks-Narr zu einem runden Fenſter heraus (deme ein Has aufwartet) ob dieſer den Mahler oder den Erfinder bedeutet? bleibt ein Räthſel.

6. Zwey Haſen führen eben ſo viel gefangene Hunde als Beute fort.

7. Nach erfochtenem Siege führen die Helden-Haſen einige gefangene Jäger feſtgeſchloſſener auf einem Wagen mit ſich fort, darunter einer mit Füßen an dem Wagen gebundener, geſchleift wird, deme ein gewaffneter Haſe mit zweyen Hunden folget, welchen letzteren ein anderer Haſe mit dem Prügel zu fortgeben, aufmuntert.

8. Vor einem gekrönten Haſen, ſo einen Scepter führet und auf einem Seſſel ſitzet, fallen die gefangenen Jäger und Hunde auf die Knie und bitten um Gnade. Noch andere Haſen ſtehen als Leib-Guardi mit Gewehr umher, darunter einer das Haſen Panier hält.

9. Dem geſprochenen Urtheile gemäß werden die Jäger

10. und Hunde in die Gefängniß geführet, welche ein rothgekleideter Haſe als Hutſtock mit einem Schlüſſel eröff-

net. Durch das eiſerne Gitter ſiehet man bereits einige Eingeſperrte, ſo wunderliche Kalender machen.

11. Bildet die Folter-Kammer ab, etliche Haſen ziehen vermittels des Rads einen gebundenen Jäger in die Höhe, an deſſen Füßen ein ſchwerer Stein hanget. Ein am Tiſch ſitzender Haſe ſchreibet ſeine Bekanntnuß auf, wie auch die Klagen, ſo der rothgekleidete Profoß vorbringt; der Haſe ein Schwert haltend, wird ohne Zweifel der Freymann ſeyn. Was aber die andern bei dieſem ſtehenden Haſen machen, kann nicht erfinden. Hinten ſiehet man einen andern gefangenen Jäger zur peinlichen Verhör führen.

12. Ein, mit Schweitzer Hoſen angelegter Haſe enthauptet einen gebundenen Menſchen, daneben liegt ein enthalſter bereits zu Boden. Zwei Haſen im Kapuziner-Habit beſchäftigen ſich mit dem Zuſpruch. In der Ferne erblicket man des S. Stephans-Thurm zu Wien.

13. Dieß ſtellt die Aufknüpfung etlicher Jäger und Hunde an Galgen oder Baum vor. Ein roth-gekleideter Bütel mit einer Wache führet einen gebundenen zur Gerichtſtäte, ein andrer kniet vor zwei Haſen, ſo dieſen als Jeſuiten angelegt getroſt zu ſprechen. Dabei ſind auch zwei Haſen ſo einen weißen Hund abſchlachten wollen. Neben dem Hochgerichte zappelt ein Jäger noch am Spieß.

14. Ein bloßer auf der Erde liegender wird von einem roth-bekleideten Haſen gerad brecht.

15. Vier Haſen zerſtücken einen, auf einem Stuhl ausgeſtreckten Jäger, der vordere Haſe tragt in ſeiner bute abgeſchnittene Hundstheile, zwei andere haben in ihren Buten oder Korb, Menſchliche Gliedmaſſen. Auf einem Baum ſitzet ein Haſe, an welchem abgeſchnittene Stücken eines menſchlichen Körpers hengen, wie auch ein erobertes Jägerhorn.

16. Alda hanget ein nackender Menſch mit Füßen an

Digitized by Google

einem Baum, deme ein Haſe mit einem Sebel den Bauch aufhauet.

17. In dieſem Feld erſiehet man eine Küche, darinnen zwei Haſen Knötel kochen, einer tragt Holz zu, ein anderer walget den Teig zu einer Paſteten, ihrer zwei drehen an vil Spießen Jägers- und Hundsbraten. Andere Haſen verrichten beſondere Küchenarbeit, beſonders der, ſo die Bratwurſt auf einem Röſt umkehret; bei dem Feuer, in denen ſiedende Keſſel ſchauen hin und wieder Menſchen und Hundsköpfe nebſt anderen Gliedmaſſen heraus.

18. Iſt die Anrichts-Tafel in einer Vorraths- oder Speiſe-Kammer, aus welcher die Haſen die Speiſen der gekochten Jäger und Hunds-Wildprät langen, ſolche in gedeckten Schüſſeln ordentlich zur Tafel tragen, wobey zugleich zwey Oberſt-Stabelmeiſter mit vorangehender Wache ihre HofDienſte verrichten, in der Ferne trägt ein Haſe Holz in die Küche und ein anderer ein paar Flaſchen Wein aus dem Keller.

19. Es muß vor Zeiten allhier eine völlige Feld-Muſik zu ſehen geweſen ſeyn, weilen dermahlen nichts mehreres als ein paar Heer-Pauker nebſt einigen Trompeten deutlich auszunehmen waren, woran beſonders eine Fahne mit dem doppelten Adler zu merken, und eine andere, worauf eine goldne Krone gemalt war. Von denen blaſenden Haſen iſt kaum noch eine kleine Spuhre oder Schein vorhanden geweſen.

20. Der Haſenkönig mit einer Krone ob dem Kopf, in alter Tracht bekleidet, und mit goldenen Ketten behängt, ſitzet rechter Hand bei der Tafel unter einem rothen Baldachin, neben ihm erſcheinet ſeine Gemahlin in Geſtalt eines weiſſen Haſen und ſpaniſchen Hofkleid, ebenfalls mit goldenen Ketten geziert, erluſtiget ſich mit dem Hofnarren, welcher an ſeinem, in der Hand habenden Narrheits Zeichen

erkennet wird. Einige Haſen tragen auf die Tafel annoch Speiſen bey. Ein Mundſchenk bringt auch in einem goldenen Becher dem König einen Trunkl ingleichen macht ein Oberſt-Stabelmeiſter nebſt einigen Trabanten ihre Aufwartungen. Auf der andern Seite ergötzen die Haſen ihr hohes Oberhaupt mit einer vollen Vocal- und Inſtrumental-Muſik. Ja es ſchlägt ein anderer Haſe zu mehreren Vergnügen eine Orgel dazu.

21. Dieſer Haſe wird der Frau Häſe-Königin unfehlbar Dero Leib- und Mundſchenk ſeyn, als welcher in einem goldenen Pocal Lemonade und Mandel-Milch bringet.

22. Dieſes iſt ein ziemlich dunkles Räthſel, meines Erachtens halte ich es vor eine Landesverweiſung eines vermuthlichen Ober-Jägers auf einem Schlitten nach Sibirien. Die darinnen ſitzenden Haſen rupfen einen Raben die Schwingfedern aus, damit ſelbiger nimmermehr nach Hauſe zurück fliegen könne. Der Schlitten wird von einem röthlichten Pferd, ſo mit Schellen-Geſchirr weiſen Flügel an den Kumet geziert iſt, ohne einigen Führer gezogen, davon die Auslegung ſchwer zu errathen.

23. Die Haſen legen denen Falken, Habichten, Gayern und Raben Fallſtricke, fahen ſolche damit und ſchlagens zu Todt. Andere Haſen ſteigen auf die Bäume, brechen denen alten Eulen die Hälſe, nachdem ſich dieſe in den aufgeſtellten Kloben verwickelt haben. Einige Haſen ſteigen noch höher und verderben die junge Stoß-Vögel im Neſt.

24. Einen großen Bären, ſo einen Haſen aus Liebe zu Todt gedruckt, noch im Arm haltend, wird von deſſen hinterlaſſenen Kameraden erſtochen; dergleichen Ehre auch einem wilden Schwein im Nachjagen geſchieht.

25. Der Haſenkönig zu Pferde ſitzend, reitet einen Jäger zu Boden, ſehr viele andere Haſen aber ſeyn eines Jä-

Digitized by Google

gers in kayſerlicher Lieberey größte Verfolger und deſſen Tod, indem er wegen denen aufgeſpannten Netzen ihnen nicht auskommen kann.

26. Es läßt ſich abermahls ein Haſe erblicken, ſo die Kunſt erlernet, auf die Bäume zu ſteigen und die Neſter ihrer abgeſagten Feinde zu zerſtören.

27. Allhier iſt mit größter Mühe ein Tannen-Baum kaum mehr zu erkennen geweſen, auf welchem Kloben, Schlingen und Fallen vor die Raubvögel waren aufgeſtellet, wobey zwei Haſen unten am Baum in aller Stille lauern und paſſen.

28. Unter faſt gänzlichen Ruin hat dieſe Eule in etwas annoch vorgeſchienen.

29. Ein gefangener Jäger muß ſich zum Zeitvertreib von denen Meiſterloſen Haſen prellen laſſen, dergleichen Gnaden vor Zeiten die Füchſe im Prater genoſſen. Ein Haſe mit einer Larven ſchlägt die große Trommel, ein anderer den pohlniſchen Boll bläßt.

Ein anderer Haſe, ſo auch vermummt iſt, reitet auf einem Roß mit Schellen behängt, dem ein Haſe mit einer Laterne vorleuchtet, dem folget ein anderer mit einer kleinen Pauke nach. In der Ferne erſiehet man Haſen, ſo ihres gleichen gleichſam auf den Achſeln tragen. Nicht weit davon lauft ein begleidter Haſe voller Freude mit einem Bratſpieß ſammt daran hangenden Leckerbiſſen. Weiters tragen zwei Haſen einen Haſen auf Stangen in Weibs-Kleidern, dieſem wird auch auf Stangen einer in Männlicher Tracht entgegengebracht, und ſcheinet ob dieſe gleichſam ein Turnier hielten, wo der Verſpielende von dem Waſſer in denen abhangenden Scheffeln geſpritzt wurden. Nahe dabei reitet ein Haſe auf einer Gaiß und hält eine große Larve mit aufhabender Brille in den Pfoten. Andere ergötzen ſich mit ei-

ner Jauſen, kurzum, dieſes alles wird der Haſen Faſching bedeuten.

30. Gegenwärtiges iſt am meiſten durchs Wetter und Rauch verdorben, ſo daß nur was weniges aber auch nur mit harter Mühe zu erkennen war. In der Mitte iſt ein Has mit einer Trommel, hinter dieſem hat ein anderer eine Leyer und glaube daß ehemals vor Zeiten ein Haſen=Tanz mit untermiſchten Kurzweilen wird geſehen worden ſein wie ſolches die wenige Ueberbleibſel zeigen.

31. Da erſcheinet noch ein Thor an dem Ecke eines Gebäudes darüber drei Fahnen aufgeſteckter zu erſehen und auf jeder Fahne eine goldene Krone gemahlet.

32. Oberhalb in den drey Gibeln ſind ſo viel Haupt=Tugenden als die Hoffnung, Glaube und Liebe, wo nicht gänzlich, doch noch deutlich abzunehmen geweſen. Wie ſich ſolche zu dem unterm Haſen=Fabelwerk reimen mag wohl niemand verrathen?

Das Wappen über der Haupteinfahrt beſtehet in zweien an einanderſtoßenden Schilden, auf dem einem ſind drey Geſäße oder Lampen, der Helm darneben mit Strauſſen=Federn gehöret dazu. Der andere Schild iſt quadrirt, im erſten und anderen Felde iſt ein rauher Mann auf einem Hügel gehend und hält im Arm einen Bärenfuß, das dritte und vierte Feld iſt nach der längs noch ein Mal geſpalten, in einem iſt eine Straße oder Binde, darneben eine oben und unten zuſammengeſetzte Lilie und gehört der Helm mit denen zwei Flügeln dazu. Zu dieſem Wappen ohne Inſchrift haben aus der Haupt=Mauer gegen das Kraut=Gaſſel erhobene marmorne Gedenk=Mahl einiges Licht von der Familie gegeben, dann zu dem erſtem ſich folgende Schrift alſo gefunden:

HANS PROCK ZV DORNAV.

Und bei dem vier Mahl getheilten Schild war zu leſen:

MARGRETA AIN. GFPORNE PERNFVIN.

et tergo.

Explication über die Mahlerey, ſo an den ſogenannten Haſchaus war, vor es gebaut wurde von dem Herrn Hof-Kammer-Rath de France 1749. wovon die Copie unter einer Glasmahlerey vorhanden.

4. Des Marſchalls Katzianer Tod. 1537.

Chriſtoph von Knillenberg an Chriſtoph von Madrutz, Biſchofen zu Trient.

Hochwürdigſter Fürſt, gnediger Herr! — Euer Fürſtlichen Gnaden ſein mein ganz vnderthenig gehorſam Dienſt zuuor. Wirdiger Fürſt und Herr, gleich in dieſer Stund iſt Herrn Hannſen Khazianer haus Frauen diener ainer, ſo Sy zu jrer Tochter-Man herrn Vlrichen von Eyzing ſchickhte, alhir ankhomen, der hat mir glaubwürdig angezeigt, vnd zu uerſtehen geben, Wie der Jung Graf von Zrini, den gedachter Herr Hanns Khazianer für ſeinen beſten vnd geſchwornen Gnedigen gehalten, verſchinen Tag genn Khaſtanobyz zu Jme Khazianer, wie er dann vormals auch zu mehrmals gethan, khomen, vnd mit der zeit ſeiner Diener ſo vil hinein geprackt, das er nit vil ſchwecher als der Khazianer ſelbſt Jm ſchloß geweſen ſein ſolle. Vnd hab auch darauf den 27. ſtag nechſt uerſchienen monats Octobris, alls er Khazianer anheüt den dritten Novembris zum Türkiſchen Kayſer ziehen wellen, dem Khazianer ſeinen tolch von ſeiner Seitten gezukht, vnd in Jm geſtochen, aber er, Khazianer, ſei unuerhindert des ſtichs aufgeſprungen, den ſeinigen ymb Hylf zugeſchrien, aber mit-

ler zeit durch des Grauen Diener, ſo ihm ain ſtreich mit ai- ner Türkhiſchen hackhen an das Hyrn gegeben, vmkho- men, vnd als die ſeinigen ſeinen Tod geſehen, haben ſy auch ſtillgehalten, vnd hatt alſo gedachter Graf von Zrini das ſchloß Khaſtanobiz ſicher Innen. Vnnd wiewohl ich weyß, das dieſe Sachen Euer Fürſtlichen Gnaden nach Le- negs, vnd durch vyl Perſonen zugeſchrieben worden, ſo hab ich doch ſolches derſelben nit anders dann wie Ichs von verzelten Diener Selbſten vernomen, Eylend in aller vnderthenigchait unangezeigt nit laſſen wellen, thue mich hie- mit Euer Fürſtlichen Gnaden in aller underthenigcheyt be- uelchen. Datum Wyenn, den dritten November, Im ſie- ben vnd dreißigſten Jahr *).

---

*) Hans Katzianer, aus einem der älteſten Geſchlechter des Herzog- thums Krain, Landeshauptmann deſſelben, Feldmarſchall des römi- ſchen Königs Ferdinand von Oeſterreich, Königs von Ungarn und Böhmen, hatte ſich bei der Belagerung Wiens durch den großen Su- leymann, durch die Rettung von Gratz und den Sieg bei Fernitz, dann durch die Niederlage des Mihal Oglu bei Schönau großen Ruhm erworben. Er verlor ihn, als er (1537) bei Eſſeck im Ange- ſichte der türkiſchen Hauptmacht, entweder aus Eiferſucht gegen den Grafen Ludwig Lodron, oder weil er ſich von dem zuchtloſen Hau- fen ſeines Kriegsvolkes in übereilter und ſchimpflicher Flucht mit fortreißen laſſen, die den Heerhaufen Lodrons preis gab, welcher, als er ſein Fußvolk ob dieſem feigen Verrath wanken geſehen, mit den Worten: „Ich will nicht beſſer ſein, als einer von euch!“ ſein Pferd niedergeſtochen und darauf gekämpft und den Tod genommen hat, wie die Spartaner an den Termopylen. Katzianer wurde darob zu Wien verhaftet, entkam aber (ſo lautet die Erzählung ſei- ner Gegner) mit Liſt, und floh auf des Grafen Niklas Zrini kroa- tiſches Schloß Caſtanowitz an der Unna, des Willens, zu den Tür- ken oder zu dem hungariſchen Gegenkönig, Johann Zapolya überzu- gehen, und ihnen Croatien, auch wohl einen guten Theil von In- neröſterreich in die Hände zu ſpielen?? Mit Mehmed Paſcha zu Belgrad ward der verrätheriſche Briefwechſel angeſponnen, aber der Divan ſelbſt ſoll Ferdinanden die Beweiſe des Verraths in die Hän- de geliefert haben. — Katzianer wurde darauf durch Zrini an der Tafel liſtig aus dem Wege geräumt, wie um eines ähnlichen Be- ginnens willen der Statthalter Siebenbürgens Cardinal Martinuzzi (1551) durch Caſtaldo, und (1634) Wallenſtein durch Buttler, Gor- don, Leslie und Devereux. — Auf Katzianers Grab zu Odernburg, iſt die Fabel von dem Fuchs, der einen Vogel zu Gaſte lud, um ihn

Des gelehrten Valvaſors Meinung von Katzianers Unſchuld ſtand nichts weniger als vereinzelt da. Ferdinand I. ſelbſt ſchien überzeugt, Katzianer ſei dem Haſſe der ungariſchen Heeresfürſten und einem weitverzweigten Komplotte neidiſcher Nebenbuhler und gewiſſenloſer Feinde als Opfer gefallen? Ferdinand ſelbſt forderte Katzianers nächſten Anverwandten, Sigmund von Herberſtein (den Entdecker, den älteren Plinius Rußlands, hiſt. Taſchenbuch auf 1826, Seite 336) auf, vor dem Kriegsrechte zu Krems, Katzianers Vertheidiger zu ſein. Herberſtein fragte: „ob Herr Hanns Verrätherei oder Untreue bezüchtigt wäre? wollte er ihm nicht beiſtehen.“ — Der König antwortete: „deren keines, das wüßte Seine Majeſtät wohl.“ — Als Katzianer auf dem Punkte ſtand, losgeſprochen zu werden, gelang es dennoch einem ſeiner Gegner, ihn glauben zu machen, auf die nächſten Tage ſtehe die Publication ſeines Urtheils bevor, das ihm Verluſt des Lebens und der Ehre zuerkenne. Da faßte den Unglückſeligen ein plötzlicher Kleinmuth. Er ergriff die ihm mit teufliſchem Trug dargebotenen Wege der Verkleidung und der Flucht. Außer bei den Türken wähnte er ſich nirgend ſicher. — Zrini bot ihm ein Aſyl, aus altem Haß, aus Gier, die alten, gegen Katzianer erhobenen Anſchuldigungen, wenigſtens jetzt als wahr zu erproben und ſich ſelbſt zum Zwiſchenträger zu bieten, der Correſpondenz mit dem Paſcha von Belgrad, Mehmed Aly.

ſelbſt zur willkommenen Speiſe aufzuzehren. — Obiger Brief iſt merkwürdig, weil er die Art ſeines Todes, wie ſolche bei Ortelius Iſthuanſy, Ricaut, Buchholz ꝛc. voekömmt, in mehreeen Umſtänden berichtiget. Katzianers Landsmann und Anverwandter, Valvaſor, Krains Geſchichtſchreibee, der auch ſeine Veetheidigungsſchrift aufnahm, bemühte ſich (9. und 15. Buch) gar ſehr, ſeine Unſchuld waheſcheinlich zu machen.

Katzianers Haupt wurde dem König nach Wien überſchickt, von ihm aber ſeiner Schweſter, verehelichten Eytzinger, zum ehrlichen Begräbniß überlaſſen.

— Ueberhaupt, wie es jetzt Mode iſt, einen Mann als frei- ſinnig, als liberal zu bezeichnen, der ſonſt nicht ſo leicht an- zuſchwärzen und zu verdächtigen iſt, ſo war damals heimli- ches Verſtändniß mit den Türken eine Beſchuldigung, die man gegen die erſten und beſten Männer erhob, zumal wenn irgend ein Unglück, irgend ein großes Mißlingen dazu den erwünſchten Anlaß gab. — So kam Herberſtein in den faſt lächerlichen Fall, zwei Vettern, Rogendorf wie ſeinen Schweſterſohn Katzianer gegen den Verdacht verrätheriſchen Einverſtändniſſes mit den Türken zu vertheidigen!? Wil- helm von Rogendorf, der alte Waffenbruder Niklas Salms, in Italien, in Spanien, in Ungarn, in der Vertheidigung Wiens kampfbewährt, mußte noch einmal den Oberbefehl unter anſcheinend günſtigen Umſtänden übernehmen. — Der Gegenkönig Zapolya war nämlich geſtorben, ſeine Witwe, die polniſche Iſabella näherte ſich Ferdinanden; der junge Niklas Salm war Locumtenens, und der Augenblick ſchien gekommen, die heilige Krone, welche durch die von Rogen- dorfen geſchloſſene Heirath Annas an Ferdinanden gediehen war, für immer vor den Türken und Rebellen zu ſichern. Aber kaum hatte Rogendorf den früherhin ſtets ſieghaft er- hobenen Commandoſtab wieder genommen, als er Herber- ſtein angelegentlich in ſein Hauptquartier Comorn bitten ließ, ihm vorſtellend: „daß er nunmals alt gähzornig, ver- geſſen, bei den khriegsleidten verhaſſt und zu ſolchen Sachen ganz ungeſchickt ſei!“ — Immer der alte Patriot, fiel er Herberſtein zu Füßen, auf daß er den König bewege, ihm den Oberbefehl abzunehmen, wogegen er ſich erbot, mit ſei- nen Leuten, auf eigene Koſten, fortan im Felde zu bleiben und unter jedem Vorgeſetzten zu dienen. Umſonſt, er mußte den Befehl ergreifen und Ofens Ueberrumpelung mißlang. Der Donauübergang nach Peſth (22. Auguſt 1541), im An- geſicht der Uebermacht Suleimanns, war beinahe ärger als

eine verlorne Schlacht. Rogendorf hatte den Tod geſucht und endlich gefunden. — Herberſtein ſchrieb eine eigene Vertheidigung dieſes grauſam Verkannten in ſeiner Epistola ad Henricum Loritum Glareanum, nachdem der Heldengreis, der die wichtigſten Epochen der Präponderanz Oeſterreichs in Unterhandlungen wie in Schlachten entſchieden hatte, vom hohen und niedern Pöbel allerwärts als von Suleymann erkauft, ausgeſchrien worden war.

Noch ſchlimmer erging es ſeinem Sohne Chriſtoph von Rogendorf. Nichts half es ihm, ein Liebling Carls V. und Ferdinands erklärter Günſtling, der Hauptmann ihrer Leibwache, Ritter des Vließes, unmittelbarer Reichsſtand und Reichsgraf von Guntersdorf und Mollenburg geworden zu ſein: — ein Commando in Ungarn — und nicht erfüllte Hoffnungen und Chriſtoph von Rogendorf mußte ein Verräther, er mußte von den Türken erkauft ſein und Großveſſier oder Paſcha von drei Roßſchweifen haben werden wollen!! Eine Meuterei nach der andern erhob ſich gegen ihn, — eine Herausforderung nach der andern kam ihm zu, Jeder glaubte ihm den Gehorſam verſagen zu müſſen, ſo daß endlich aus der Lüge eine Wahrheit wurde und Chriſtoph Rogendorf zu den Türken entfloh. Zwar hat er ihnen niemals gedient. Zwar hat man den Aberwitz der Verläumdung eingeſehen, zwar kehrte Rogendorf wieder zurück, aber das Alte war doch nicht wieder herzuſtellen und Rogendorfs Leben blieb vergiftet. — Auch in ſo großen Verhältniſſen wie viel traurige Belege zu dem ſcheußlichen: calumniare audacter, semper aliquid haeret! — Von Wallenſteins, von Martinuzzis Unſchuld, von der Verworfenheit ihrer Angeber fand erſt die neueſte Zeit die Beweiſe.

5. An die vollen Brüder in deutſchem Lande, geſchrieben: durch Matheum Friedrich von Görlitz. 1555.

„Allen meinen lieben Brüdern im deutſchen Lande, die noch Luſt zum Sauffen haben, wünſche ich Matheus Friedrich: Erkenntnuß gottes und jrer ſelbs, und darauff Gnad vnd Fride von Gott vnſerm Vater, vnd ſeinem lieben Sohn Jeſu Chriſto unſerm Herrn, Amen, Lieben Brüder, ich hab vor wenig Jaren ain Büchlein inn Druck laſſen ausgehn, des Titel iſt: Wider den Sauffteufel, darinnen ich etliche wichtige Vrſachen angezaiget, warumb ſich alle Menſchen, vor Sauffen und Trunkenheit hüten ſollen, Vnd ein yeden mit allem Fleiß gewarnet, ermanet, und aufs trewlichſte gebeten, von Herzen Buſſe zu thun, vnd ſolch Laſter zu meiden." Nun klagt der Verfaſſer, daß ſeine Schrift wider den Saufteuffel, die deutſche Nation noch gar wenig gebeſſert habe; im Gegentheil nehme das Sauffen täglich mehr überhand; es ſaufen jetzt nicht nur die Alten, ſondern auch die kleinen Kinder, nicht nur die Männer, ſondern auch die Weiber und Mädchen, und fährt der Verfaſſer in ſeinem Eifer fort:

„Nun ſehe ich aber, und erfare täglich, wie ſolch meine, und vil anderer, die auch darwider geſchrieben, herzliche brave wolmaynung und Gottes ernſtlicher wille, von vilen ſogar verachtet, und nicht angenommen wird. Ich ſehe auch, wie das Sauffen bei uns Teutſchen ſo gar überhand genommen hat, Alſo, daß es ganz ſchwürlich, zugleich unmüglich ſcheinet, das ſolch Laſter bey vns ganz ausgereutet künden werden. Denn es wirt yetzt und von wenigen für ein Laſter, ja vil mehr für eytel Tugend geachtet, und werden die gelobt, lieb und werth gehalten, welche wol ſauffen künden.

Wiederumb werden die verachtet vnd gehaſſet, die nicht zu gleich ſauffen wollen oder künnen."

„Es üben auch ſolche Laſter yetzt und nit allein die Mannspersonen, ſondern auch die Weiber, Nicht allain die allten, ſondern auch die jungen Kinder, die künden allberait ainander ain halbes zu trinken. Die Eltern leernens auch wol jre Kinder. Nun laß ſehen (ſpricht der Vater zum Sönlein) was du kannſt, bringe jm ain halbes oder gantzes."

„So braucht man auch nicht mehr gebürliche vnd gewöhnliche Trinkgefäß, ſondern auch ſchüſſeln, Töppfeln, Salzfäßern, Käßneppfen, Becken, Handbäcken, Handfäßern, Fiſchpfanen, Kacheln. Item: auß Hüten, Schühen; vnd ſo noch was ergers iſt, ſaufft man yetzund eiander zü. Vnd ich achte, ſo es noch lange ſtehen ſoll, So werden ſy ainander auß Sawtrögen (ſo es andeſt nicht geſchehen iſt) zu ſauffen."

„Auch wirt ſolches nicht allain am tage getrieben, ſondern die Nacht muß auch den mayſten Theil damit zugebracht werden. Wenn man aber Gott zu ehren und gefallen ſo lange wachen, vnd ſich des Schlafs Berauben ſolte, würde mans nit, oder ja mit ainem vnwillen, thun."

„Man erfindet auch immer ain newe weiſe über die ander. Etliche ſpielen den Wein oder Bier ainander zu, die andern ſingens ainander zu. Etliche fluchens ainander zu, Etliche andere liegens ainander zu, Etliche andere füllens ainander mit Fülleheiſlin oder Trachtern ain, vnd wer will alles Näriſche weſen (da man immer ain newes über daz andere erdenklich) erzehlen?"

„Alſo hab man auch den Willkomm erfunden, damit man die Leute empfahen, vnd den lieben Gaſt (dem man kain ander ehre kann thun, man mache ja den, als ain Schlauch die andere, vol will frölich machen, den darff kainer nider

ſetzen, er ſauffe ja den auß. Wie den auch etliche Willkomen gemacht ſein, das man ſy nit nieder ſetzen kann. O das iſt ain groſe ehre, Wer eh Feyerabend macht, der iſt ein güt Geſell, ein Weltmenſch, ſeines leibs ain Held, Er darf doch immer ſtich ſitzen, vnd von ainem güten Geſellen, vnd Wein- oder Bierhelden ain gewarten, Biß das jn der Bacchus (der noch ſterker iſt, denn er, vnd nit zü grob mit jm ſcherzen läßt) unter die Bank wirft, dz er anfahren die trunken Metten, mit den langen Noten zu ſingen, das Hunde und Säw zulauffen, und ſich des Geſanges und der Metten frewen."

„Alſo muß man mancherley anſehen, bis man den Wein oder Bier in die Leute bringet? Wie wolte man ſonſt ſolche Edlen gaben Gottes loß werderben? Inndes ſeind viel arme kranke, ſchwache Menſchen, die dabei ermatten und verſchmachten, Welche man mit demſelbigen übrigen laben, erquicken, erfrewen, und ſy offtmahls beim leben erhalten kündte. So man nun aünen ſolchen kranken Menſchen, aine Kanne Weins oder Biers zu zeiten ſchenken ſollte, acht mans alles zu viel, vnd für ainen groſſen Schaden. Mainen gleich es kündte nicht geſchehen, an groſen abbrucht jrer Gütter. Denken alſo nit an den reichen Mann, welcher auch ain guter Schlemer und Weinſchlauch war, wie er hernach deſto gröſer marter an ſeiner Zungen leid, vnd nur ain tröpflein Waſſer von Lazzaro (welcher er vorhin verachtet) begehrte, vnd kündte jm dennoch auch nit worden, welcher an zweifel hernacher gewunſcht wirdt haben vnd noch wünſchen wirt, das er den armen Lazzaro nur vil guts gethan, vnd alle Tage ain kanne Weins geſchickt hette. Es iſt aber nun zu lang geherret."

„Zu was ſoll ich mehr ſagen? Es iſt auch an etlichen örthern ain ſonderlicher newer Orden angericht, der wirdt der Saufforden genandt, möchte wol der Saworden ſyn.

In welchen niemandt genommen wirt, der nicht wohl Sauffen, übel eſſen, übel liegen, die ganze nacht ſitzen, froſt und kälte leiden, das iſt, des Teufels marterer ſein kann, Oder (das ichs deutlicher ſage) Wer nicht mutwillig zum Teufel ins Helliſche fewr faren will."

„Wer aber will fromm und gottesfürchtig ſein, von Gott vnd ſeinem hailigen wort, von Chriſto, von Sünden, vom Tode, vom Jüngſten tage, von ewigen Leben, von ain Gottſeligen weſen und wandel reden will, der taugt in ſolchen Orten nit. Ain ſolchen leyden ſy auch nit bey ihnen. Seind alſo gütte Epikuriſche Säw, welcher Hirte der Sauffteufel iſt, der ſy mit der zeyt (wo ſy ſich nit beſſeren und bekehren) dar redlich zur Schwemme führen wirdt, ins Helliſcht fewr maine ich: denn in ſolche Schwemme gehören ſolch Säw, wie Gott ſolches in ſeinem Wort genügſam bezeuget, Gott behüte vns dafür, Amen."

„Und das dz ja Gott genügſam erzürnen, vnd ja bewegen' nit allain ſy hie und dort ewigklich zu ſtraffen, Sondern ain gantze Statt oder Landt, wie offt geſchehen, mit ernſtlicher ſtraffe umb jrendtwillen haymſuchung, So erfere ich, das ſolche Ordens leuth das Büchlein wider den Sauffteufel, an ainen orth, Erſtlich zur ſtaupe verdamt, darnach zerhackt, und zuletzt in das Fewr geworfen, vnd verbrannt haben, ſy die öffentliche greyſliche Wahrheit, vnd Gottes wort, welches darinnen angezogen wirt, verdampt und verworffen habend. Welches ſey Gott befohlen, der helffe jnen das ſy ſich erkennen, vnd beſſern, auff das ſy nit verdampt werdend. Das wünſch ich jnen von hertzen, Amen."

„Vber das alles hat man ſolchers Laſters des Sauffens vnd Trunkenheit kein heel, ſondern man kützelt ſich, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja rühmens auch herrlich vnd ſaget ainer zu dem andern, Lieber, ich wollte das du nachdem bey uns geweſen wäreſt, Wir waren recht frölich, da

lieſſend wir das Weblin herumbher gehen, Es dorffte kainer nüchtern davon kommen, Ich ſuff endtlich alle darnieder, der oder der fiel auff die Bank, jener fiel gar hynunter, und bleibe liegend, Es wehrete nicht lange, ſo fiel dieſer auch darnider, Es kundte ſich kainer verſinnen ꝛc. Da ſollteſt du wunder geſehen haben. Dar andere ſpricht: Nun rewet michs das ich nit dabey geweſen, Ich wollte dir ain trewen gehülfen gegeben haben. Ain anderer ſpricht: Ich ſage, das der oder der wol ſauffen kann, er thuts ainem yeden beſchaid, er verſagts kainem. Es wundert mich, wo er alles hin ſauft. Ich wollte, das ich auch ſo ſauffen kündte. Der andere antwortet: Ich lob jn drumb. Lieber es muß geſoffen ſein. Iſt doch der Wein dazu geſchaffen, vnd das Bier wärdt darumb gebräwen, Was ſoll es ſonſt? Aber ain Anderer ſpricht: Ich wollte gern ainen ſehen, der mich ſollte hinſaufen. Es ſei in Bier oder Wein, ſo will ich ainem yeden Manns genüg ſeyn."

Am Ende ſchließt die Bußpredigt mit folgenden Worten: „Gott und der Vater aller Barmherzigkeit ſtewr vnd wehre dem Saufteufel vnd allen andern Teufel und gebe zu dieſer Schrift ſeinen hailigen Gaiſt und kraft, daß ſi bey vielen nutz ſchaffe, zu lob und ehr ſainem hailigen Nahmen umb ſeines lieben Sons Jeſu Chriſti, vnſers aynigen Hayland vnd Saligmachers willen. Amen. Datum Schönberg, Dinſtag nach St. Johannis des Täuffers, Anno 1555.

6. Alte Rechtspflege.

Die bürgerliche und peinliche Rechtspflege Tyrols war in den, obgleich unruhvollen und blutigen Tagen Max I., Carls V. und Erzherzog Ferdinands, jedem andern deutſchen Nachbarlande weit zuvor geeilt. Das zeigt am beſten der

Vergleich der tyroliſchen Landesordnung von 1573 mit den Schweizer-Geſetzen. — So z. B. wurde nach letzteren die zweifache Ehe dadurch beſtraft, daß der ſchuldige Theil entzwei gehackt und jedem Gatten ein Theil davon zugeſtellt wurde!! — In Toggenburg und St. Gallen wurden die Diebe eines andern Religionsbekenntniſſes an einem niedern Galgen an dem Fuße aufgehängt, um ihren Kopf und Hals, von zwei unten an Ketten angebundenen beißenden Hunden abnagen zu laſſen. — Den Todtſchlag ahndeten ſeit dem großen Zwiſchenreich, nur Geſetz und Landrecht. In der Schweiz galt die Blutrache der nächſten Verwandten. — Der Todtſchläger mußte ihnen beim Begegnen drei Schritte aus dem Wege gehen, oder war dieſes nicht möglich, ihnen den Rücken zukehren, kein Wirths- oder Badehaus beſuchen, nach Einſiedeln wallfahrten, auch wohl den Erſchlagenen einen Jahrtag ſtiften oder ein ſteinernes Kreuz errichten. Selbſt Zigeuner beriefen ſich vor Gericht auf die volle Befugniß der Blutrache.

Es war Sitte, daß mehrere Monarchen bei ihrer Inauguration ſchwuren, keinen Kirchenräuber und Gotteslästerer, keinen Meuchelmörder und keinen Verläumder je zu begnadigen, denn die Verläumdung ergreift und befleckt auch das Höchſte und bleibt allzuoft unerreichbar und ungeſtraft, auch wenn ſie ſchweres Unheil in der Gegenwart verſchuldet und die verderblichſten Keime bis in alle Zukunft ausgeſtreut hat. — Nach dem Willen des großen Moskowiterfürſten Iwan Waſſiljevitſch, des Befreiers vom tartariſchen Joch, wurde jeder überwieſene Verläumder mehrere Stunden lang in den Rauch von grünem Holz gehängt. — In Polen waren ehedem die Verläumder verdammt, auf Vieren zu gehen und eine Viertelſtunde lang

wie ein Hund zu bellen. — Unter Carl V. ward dieſe Strafe auch feſtgeſetzt, aber bald nachher wieder abgeſchafft, weil ſie die „fürſtliche Ruhe ſtörte" (ſie muß alſo oft vorgekommen ſein); ein Schriftſteller damaliger Zeit ſagt: „man habe faſt immer den ganzen Morgen bellen hören, ſo lange die Gerichtsſtunden gewährt."

Das juridiſche Poſtulat unſerer mildern Zeit: „Ehebruch ſei doch immer beſſer als Beinbruch," fand auch in der guten alten Zeit bereits ſeine volle Anwendung und die Loskäufe von der vermeintlichen Verletzung und Schmach geben eine lächerlichere Antologie als heutzutage in England. Doch zeigte ſich auch hierin, zumal im Beginne der Reformation und den Vorſpielen derſelben der Einfluß des wildeſten Partheigeiſtes. — Bohuslaw Hodiẓky von Hodiẓ, ein mähriſcher Ritter, wurde im Jahre 1525 bei dem Brünner Landrechte eines Ehebruchs mit der verheiratheten Tochter des Herrn Ladislaw Mezerzigky von Lomniẓ beſchuldigt, und dieſe Beſchuldigung ſehr anſchaulich erwieſen. — Dem gefällten wahrhaft einzigen Urtheile zu Folge, ward Bohuslaw zu Brünn am Donnerſtag nach Kunigunde deſſelben Jahres mit vier Pferden zerriſſen, ſeine Mitſchuldige hingegen lebendig vermauert.

Zu Falaiſe hatte 1386 ein Mutterſchwein das anderthalbjährige Söhnchen des Taglöhners Jaccet gefreſſen. Der Vorfall wurde dem Richter angezeigt, der das Schwein für den begangenen Mord jure talionis zu beſtrafen befahl. Dem Kind war der eine Arm und das Geſicht weggefreſſen worden. Alſo wurden auch dem Schweine dieſe Theile durch den Henker weggeſchnitten und es darauf aufgehenkt. Der Act geſchah öffentlich in Gegenwart des Richters, der, den Federhut auf dem Kopfe, der Exekution zu Pferde beiwohnte. Man hatte dem Maleſikanten Kleider angezogen, nämlich eine Weſte, Hoſen und Handſchuh. Am Kopfe hatte man

eine Maske feſtgemacht, die eines Menſchen Angeſicht vorſtellte. Der Vater des verunglückten Kindes ſah dem Spectakel auch zu und wäre bald auch geſtraft worden, weil er für ſein Kind nicht beſſer Sorge trug!! Für die Execution zahlte die Stadt Falaiſe 10 Sols 10 Denieres Tournois, und dem Henker für die an das Schwein abgegebenen Handſchuhe ebenfalls 10 Sols.

7. Fehdebrief der Maria von Wallenrode, verehelichten Schwendi, wider ihre beiden Schweſtern, Kunegund und Maria von Wallenrode, vom 18. May 1595.

Hört Jr zwo Jungfrauen Helena vnnd Kunigund, vnnd thue euch auch hiemit zu wißen Kund vnnd offenbar, weil Jr euch ſo vnbarmherzig gegen mir erzeigt, wollet mir auch weder helffen noch rathen, vnnd mir nichts verfolgen laſſen, ſo lang die Mutter im Leben iſt, wie Jr euch dann berumbt habt, ehe mir etwas ſollte folgen, eh wolt Jr die Maden aus mir laßen wachſen. Weil Jr aber darauf vmgeht mich vm leib und leben zu bringen, vnnd mich zu todt zu hungern entſchloſſen, es ſoll euch doch, ob Gott will nicht gelingen; wie du dich denn Helena von Wallenrot ausdrücklich vernehmen laſſen mir ein Meßer im Leib vmzukehren, das magſtu aber, wann dichs geluſt wol thun, allein Leib vmb Leib, Kopf vmb Kopf, Blut vmb Blut, Gut vmb Gut mit einander aufgehoben, ich bin nur gar zugedultig, mich wundert ſelbſten, mit was gelegenheit ich ſo lang ſolche gedult getragen habe, es hilft an euch gar kein gütte nicht, die löbliche Fürſtliche Regierung hat euch oft genug in allen gutten erſucht, aber es hat kein ſtatt funden, Gieb auch meinem Bruder die ſchuld

nicht, ſondern ſie iſt allein euer ſelbſten: denn der Bruder Siegmund hat neulich in das Fürſtliche Regiment allhie geſchrieben, vnnd in derſelbigen ſchreiben mich auf der Muttergutter, welche Ir Innen habt, gewieſen, Wo ſoll ich nu was mir geburt, ſolches ſuchen, denn wo ich zu gewarten hab? Iſt nun um der Vrſachen willen kurtz abgeſagt, vnnd ſoll hinfort kein ſchertz mehr ſein, ſo Ir mich in kurzer Zeit nicht vor der löblichen Obrigkeit allhier zu Culmbach von meinem Theil entricht vmb mir ein wenig was ziemlich iſt herausgeben (damit ich auch gute ehrliche leuth kan entrichten, bey denen ich itzund beherbergt geweſt, mich auch darneben nehren, wie ein ehrlichen Weib zuſtellt) ſo will ich ſo wahr als ich Maria von Wallenrot geboren bin, ſoll euch auch ein Kreutz in den Himmel geſchworen ſein, verſchaffen, das euch h a u s v n d h o f f a b g e b r a n d t vnnd ſambt euch allen zu Berneck die mir mein vetterlich und Mütterlich Brod vom Maul wegreiſen, ein r o t h e r h a n aufs Dach geſetzt werden ſoll, wenn Ir gleich tag und nacht wachen laßet, ſoll es doch wunderbarlicher weis geſchehen. Wie mir dann etliche ſtarke kriegshelten darzu zuhelffen, bey der Hand zugeſagt haben, das es alles von grundt aus, gar niemandt wie vorgeſagt als der heuchler drunter geſchont, gebrend vnnd geſengt werden ſoll. Denn i c h b i n k e i n h u r noch die bin ich nicht, ob ich ſchon den genommen, ſo kanſt mirs h e l e n a nicht für Vbell haben, diewil du mir ſo treulich darzu geholffen, — hieuon genug, habt auch alſo mein Herz vnd gemuth vernommen, wills wahrhaftig, ſo ich lebe vnd mir ein theil meiner zuſtendigen gutter wie ich beger, nicht gereicht werden, mit der That vnbringen vnnd vollführen, thue ich euch darumb Vnrecht, ſo beut ich mein löbliche allhie zu Culmbach gnedige Herrſchaft, ſo will ich mit leib vnnd leben drum Fuß halten. M a r i a e u e r S c h w e ſ t e r v o n W a l l e n r o t h. — Auf der Rückſeite ſteht geſchrieben: Dieſer

Pfedsberief Iſt heutt Sontags Cantate den 18. May Anno X. 95 An Mein Caſtners zu Berneck, haußthuer, mit wachs Angeklaibt, frw gegen dem tag gefunden worden p. Chriſtoff Rupprecht Caſtner zu Berneck.

8. Majeſtätsbeleidigung und Civilliſte.

Am gefährlichſten mit Majeſtätsbeleidigung nahm man es in der Landſchaft Broslin, in der Südſee. — Wer auf den Schatten des Kaziken trat, kam nicht etwa mit einer Abbitte vor dem Bildniß und mit Haft davon, ſondern wurde ohne Gnade mit dem Tode beſtraft. Das Verbrechen war aber um ſo leichter zu begehen, je weniger Licht und je mehr Schatten am Kaziken zu finden war.

Jacob I., der mit vieler Gelehrſamkeit ungemeine Starrheit und theilweiſe wohl auch etwas Verrücktheit mit einem äußerſt heftigen, alles Widerſpruches und alles Widerſtandes unduldſamen Character verband, erdachte eine eben ſo ſcharfſinnige als überzeugende Induction, daß er ſein Kronenrecht unmöglich wohlfeiler anſchlagen könne, als 200,000 Pfund Sterling jährlicher Civilliſte, — „denn (argumentirte der König, der bekanntlich Philolog, Publiciſt und Dichter war) es gebe neun Muſen, die Beſchützerinnen der Poeten, welche immer arm wären; daher müſſe er mehr als die von den Gemeinen ihm angebotenen neun mal zwanzig tauſend Pfund jährlich erhalten. Da es nun, nach Abzug des Judas, der unter ſo achtbaren Contrahenten, wie König und Parlament, nicht verdiene, genannt zu werden, eilf Apoſtel gebe, wo es keinen Zweifel leide, daß Zehn die Mittelzahl zwiſchen den Muſen und Apoſteln ſei, auch wenn dieß nicht der Fall wäre, ſchon die Zahl der Gebote Gottes die beſtimmte Summe anzeige; ſo müßten

der Krone 200,000 Pf. jährlich bewilligt werden." Dieſem außerordentlich witzigen und eben ſo gründlichen Dafürhalten Sr. Majeſtät gaben die Gemeinen ihren Beifall; doch kam der Tractat ſelbſt nicht zu Stande.

9. Die Prokopsfichten, des Huſſitenkrieges Grabmal.

Am 30. May 1434 geſchah die Schlacht, die dem 19jährigen entſetzlichen Huſſitenkrieg im Blute der Taboriten und der beiden Prokope ein Ende machte durch das Heer der böhmiſchen Stände unter Meinhard von Neuhaus und Heinrich Ptrczaczek von Lippa beim Dörfchen Lipan bei Kaurcim und Böhmiſchbrod. — Wittitz, die Pfarrkirche von Lipan feiert noch das Dankfeſt an jedem 30ſten Mai. — Die beiden Prokope ruhten neben einander im Gärtchen einer urſtarken, hohen Fichte, die erſt vor wenigen Jahren zu Grunde ging, aus der aber mehrere junge entſproſſen, die noch zu ſehen ſind. — Zwei unvergeßliche Freunde des Herausgebers pilgerten öfters zu dieſer tragiſchen Rieſenfichte: — der edle Mäcen Graf Franz von Sternberg und der große Altmeiſter der Slawiſten, Abbé Joſeph Dobrowsky, welchem das Taſchenbuch auf 1829, in den Tagen ſeines noch immer allzufrühen Hinſcheidens ein Denkmal der innigſten Liebe und Verehrung geſetzt hat.

10. Böhmen unter Wenzel IV.

Aus den Tagen dieſes halb verrückten Wütherichs leſen wir folgende Kreiſe Böhmens: „Prazſky, Kaurzimſky, Wltowſky, Boleſlawſky, Litomierziczſky, Ziateczſky, Rokyc-

Digitized by Google

zanſky, Beraunſky, Czaſlawſky, Hradeczky, Meytſky, Chrudimſky, Pyſeczky, Podbrdſky, Prachenſky, Klatowſky, Plzenſky, Strzybrſky, und Suſſiczky.“ Dies iſt aber irrig. Böhmen war damals nur in zwölf Kreiſe oder Diſtricte getheilt, zur Hebung der allgemeinen Steuer, Berna genannt, wie man ſie in mehreren Handſchriften verzeichnet findet. In einer vor mir liegenden Handſchrift ſteht: Berna regalis generalis regni Bohemiae colligitur per districtus infra scriptos, accessiones, in quas hujusmodi districtus subdividuntur.

Pragensis alias Gurimensis (Kaurimer Kreis), Plzněnsis, Lithomiericensis, Grecensis (Königrätzer Kreis), Rakonicensis, Chrudimensis, Prachinensis, Slanensis (Schlaner Kreis), Boleslaviensis, Zacensis, Czaslaviensis, Bechinensis.

Die Sessiones der Prager Diſtricte waren die größere Stadt Prag, Böhmiſch Brod, Neukolin, Kaurim (Gurim), Wlaſchim, Beneſchau. Des Pilſner: Neupilſen, Klattau, Tauß (Tusta), Mieß. Und ſo werden bei den übrigen Kreiſen die Städte genannt, in denen die Sitzungen zu Einſammlung der Steuer gehalten wurden.

Man darf aber nicht bergen, daß man beim Lehnrechte zum Behuf der Proclamationen von erledigten Lehnen eine andere Eintheilung des Königreichs Böhmen in Provinzen befolgte, die in libro proclamationum vom Jahre 1830 zu finden iſt. Da ſtehen denn unter der Aufſchrift Tabula provinciarum folgende:

A. Gracensis provincia et Mutensis. B. Pragensis, Boleslaviensis, Neumburgensis et Melnicensis. C. Rakownicensis et Waronensis. D. Bechinensis et Chynewiensis. E. Bocinensis et Prachinensis. F. Wltawiensis et Camycensis. G. Pylznensis. H. Pyescensis et Dudlewensis. J. Czaslawiensis. K.

Digitized by Google

Sacensis, Luthomericensis et Pontensis. L. Gurymensis. M. Chrudymensis. N. Slanensis. — Zählt man die hier angeführten Nebenabtheilungen zu den 13 Hauptbenennungen hinzu, ſo ergeben ſich 24 Provinzen, unter welchen die meiſten von den 19 Benennungen in böhmiſcher Sprache vorkommen, aber doch auch einige vermißt werden, als die Benennungen Rokyczanſky, Podbrdſky, Klatowſky, Strzibrſky und Suſſiczky.

König Wenzel beſchickte die Reichsſtadt Rothenburg durch den nürnberger Bürger Heinrich Toppler, um durch dieſen ſich 12,000 Goldgulden auszubitten. Als nun die Stadt dieſes ablehnte antwortete der König in einem kleinen, mit dem königlichen Inſiegel bedruckten Brieflein unter der Aufſchrift: Unſern Ungetreuen zu Rothenburg, die dem Reich ungehorſam ſeyn. „Der Teufel hub an zu ſcheren eine Sau und ſprach alſo: Viel Geſchrei und wenig Wolle." Die Weber können nicht beſtehen ohne Wolle. Ungehorſamkeit macht viel. Dato Sabatto omnia Sanctorum, hora Vesperorum Nuremberg.

Derſelbe König hatte auch die Gabe, ſich und Andere von allen geleiſteten Eiden gründlich loszuſprechen!! Wer ihm zum Beiſpiel eine Summe Geldes bezahlte und den Juden noch ſo viel ſchuldig war, auch die theuerſten Eide darauf geſchworen hatte, erhielt ohne weiters einen Eiſen- oder Judenbrief, daß er keinen Heller mehr ſchuldig ſei.

---

11. Altdeutſches Univerſalrecept weiblicher Reizesfülle.

Den Kopf aus Prag, die Füß' vom Rhein,
Die Brüſt' aus Oeſterreich im Schrein,
In Frankreich ſuch ich mir den Bauch —
In Bayerland das Büſchlein rauch;
Rücken aus Brabant und Händ' aus Cöln,
Die Hüft' in Wien will ich erwöln —
Was Aug' und Herzen bringet Heil,
Nur aus Paris das Hintertheil! — —

So blühte des rieſigen Gargantua Gemahlin, Gurgelmilta von Honigmunde.

12. Die Uniformen ſind alt.

Aelius Lampridius, der Geſchichtſchreiber einiger römiſcher Kaiſer, erwähnt im Leben des Alexander Severus (er lebte im 3. Jahrhundert nach Chriſti Geburt) im 26. Kapitel Folgendes: der Kaiſer hatte den Vorſatz, allen Aemtern und Würden eine eigenthümliche Art der Kleidung zu geben, damit man ſie an ihrer Tracht unterſcheiden könne; desgleichen allen Sklaven, damit man ſie unter dem Volke zu erkennen vermöchte, keiner einen Aufſtand errege, und die Sklaven ſich nicht unter die Freien miſchten. Aber dieß mißfiel ſeinen Miniſtern, den bekannten Rechtsgelehrten Ulpianus und Prulus, welche behaupteten, es würde viele Streitigkeiten veranlaſſen, wenn die Menſchen den Beleidigungen ſo ausgeſetzt wären. Darauf hielt er es für hinreichend, daß die römiſchen Ritter von den Senatoren durch die Breite des Purpurſtreifes unterſchieden würden.

Manche Kaiſer hielten ſtreng auf eine beſtimmte

Kleiderordnung und auch ohne ein beſtimmtes Geſetz war manches durch Gewohnheit und Convenienz darüber unter den dem Wechſel der Mode minder unterworfenen Römern ſo allgemein angenommen, daß jede Abweichung davon mißfiel. Derſelbe Alexander Severus fand für gut zu erlauben, daß Greiſe auch innerhalb der Stadt, der Kälte wegen, ſich der Panula (ein dickes Oberkleid) bedienen durften, da, wie ſein Biograph bemerkt, dieſe Art der Kleidung ſonſt nur auf Reiſen und bei Regenwetter gewöhnlich war. Aber den Matronen unterſagte er, innerhalb der Stadt jene Oberkleider zu tragen, und geſtattete ſie nur auf Reiſen.

13. Ahnenprobe der Nastücher und Muſterkarte der Moden und Hofſitten.

Feine Tücher, insgemein Schweißtücher, zum Abtrocknen des Geſichts hatte ſchon das älteſte Morgenland. Auch Griechen und Römer bedienten ſich ihrer hierzu, und zum Schneutzen der Naſe, doch keineswegs allgemein, wenn gleich der Ausdruck emunctae naris bei den letztern ſo gängig und gebe war. Ein ſolches Tuch hieß bei den Griechen *ϱινομακτϱον καψιϑϱωτιον*, bei den Lateinern Sudorium, Sudoriolum, und ſpäterhin beim Verfalle des Reichs, Muccinium, Mucatorium. — Unter die neuern abendländiſchen Völker kamen die Begriffe von Reinlichkeit und Wohlanſtändigkeit erſt durch die eingeführten Kirchengebräuche. Schon in den früheſten Satzungen, z. B. Iſidors, ward verordnet: jeder Mönch ſollte unter ſeinen Kleidungsſtücken und Geräthſchaften auch haben Facialis, d. i. ein Tuch zur Reinigung des Geſichts; es ſteht aber ſehr dahin, ob ſie davon auch zur Reinigung der Naſe Gebrauch machten?? Was von ſolchem leinenen oder baumwollenen Tuch-

Digitized by Google

zeug in Klöſtern und Stiftern vorräthig war, diente wie es ſcheint, mehr zur kirchlichen Zier und Pracht, als zum wirklichen, tagtäglichen Gebrauche. Würden ſonſt die Benedictiner von Diſentis in Graubünden (um das Jahr 670) ihre 24 Farieterculi vor dem einbrechenden Feinde bis nach Zürch geflüchtet haben? Hätten die Mönche von St. Gallen es der Mühe werth gehalten, in ihren Jahrbüchern aufzuzeichnen, daß der reiche Augsburger Biſchof Adalbero ihnen (im J. 908) purpurgeſtickte Schweißtücher geſchenkt habe, wenn dieſes nicht wahre Pracht- und Schauſtücke geweſen wären? Alcuin (ſtarb 804) oder einer ſeiner Zeitgenoſſen ſpricht allerdings beſtimmt von Tüchern, die die Geiſtlichen auf der linken Seite trugen, und womit ſie ſich während des Kirchendienſtes die Augen und Naſe abwiſchten; aber hieraus iſt kein Schluß auf den Gebrauch der Schnupftücher im gemeinen Leben und bei den Laien zu ziehen. Handtücher, Tiſchtücher, Halstücher u. ſ. w. waren gewöhnlich, und hatten ihre eigenen deutſchen Benennungen; allein für Facitergium hatten unſere Vorfahren noch im 10., 11. und einigen ſpätern Jahrhunderten kein eigenes Wort. Der fremde Ausdruck wurde in dieſen Zeiten beibehalten, nur etwas verändert, oder vielmehr verkezert; man ſagte oder ſchrieb wenigſtens: fezcettragela, feztregela.

Die Gewohnheit, Naſtücher zu führen, kam aus einem Lande, wo ſonſt die Reinlichkeit nicht gerade zu Hauſe iſt, — aus Italien. Kaiſer Friedrich II. — einer der merkwürdigſten Zepterführer — richtete ſeine Aufmerkſamkeit auch auf dieſen Gegenſtand. Er befahl dem Wirthſchaftsverwalter auf einem ſeiner Güter in Sicilien, den Mägden und Kindern daſelbſt zu geben duos faciolos de panno lineo, was nichts anders iſt, als leinene Schnupftücher. Bis zum 16. Jahrhundert brauchten die Deutſchen kein anderes Wort, als das den Italienern abgeborgte Fa-

zolin, Fatzcunlein, Facele, welches ſich auch, nur hier und da etwas verändert, bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden Oeſterreichs, Bayerns und ſelbſt auf dem Schwarzwalde erhalten hat.

Doch auch um jene Zeit war der Gebrauch der Nastücher bei weitem nicht allgemein. Es erhob ſich daher gegen dieſe widrige Unſauberkeit der erſte Stimmführer ſeines Zeitalters, Erasmus von Rotterdam, und zwar in einem, ihm ſonſt ungewöhnlichen derben Tone. In ſeiner, einem Prinzen von Burgund zugeeigneten Anleitung zur Wohlanſtändigkeit äußert er ſich nämlich folgender Geſtalt:

„10te Frage. Wie ſoll die Naſe mit irem zugehör gehalten werden? Reinklich; nit rotzich, wie ein unſauber geſchirr.“

„11te Frage. Iſt es auch höflich mit dem paret (kopfmütze) oder rock die naſen ſchneutzen? Antwort. Nein, denn ſollichs gehört ſich zu thun mit einem Facilletlein. So aber dapffer leut vorhanden, ſoll ſich der knabe fein umkehren und ſauber machen, ꝛc.“

Der älteſte deutſche Schriftſteller, bei welchem man das Wort Nastuch findet, iſt Fiſchart († vor 1591). Die gleichbedeutenden Wörter, die man in ſeinen und andern Büchern des 16. Jahrhunderts antrifft, ſind Schnaub- und Schnauptüchlein. Viel jünger ſind die Benennungen Sack- und Taſchentücher. In der Schweiz hört man hier und da den etwas auffallenden Ausdruck Naſenlumpen.

Das franzöſiſche Mouchoir kömmt wie das ſpaniſche Mocador, Mocadero, und das italieniſche Morcichino, unſtreitig von dem lateiniſchen Mucus, Mucatorium, und heißt alſo wörtlich Rotztuch. Schließe man aber von dieſer Ableitung ja nicht auf den frühen Gebrauch dieſer Reinlichkeitsmittel! Denn noch heutzutage bedienen ſich die Franzoſen

der alten Zeit ſprichwörtlich der nicht allzuzarten Redensart: temps où on se mouchait sur la manche.

Es iſt nicht unmerkwürdig, daß von den vier Wörtern, womit die Italiener ein Schnupftuch benennen, Fazzoletto, Pezzuola, Sciugatola und Mochino kein einziges von einem altlateiniſchen Worte, und daß ihr gangbarſter Ausdruck Fazzoletto von dem barbariſchen des Mittelalters Facialis, Facitergium abſtammt. Faſt daſſelbe findet auch bei den Spaniern ſtatt. Sie haben keine andere Benennung, als Pannuelo, Mocador, Mocadero.

Sehr wenig bezeichnend ſind die hierher gehörigen Wörter der Engländer. Ihr Handcloth heißt wörtlich Handtuch und das gewöhnlichere Handkerſchieff bedeutet zugleich Halstuch.

In den Tagen des unglücklichen Sohnes des ſchwarzen Prinzen, Richards II., Königs von England, waren die Schnäbel an den Schuhen und Stiefeln ſo ungeheuer lang, daß man endlich durch ein Geſetz beſtimmen mußte, ſie ſollten nicht länger als zwei Zoll ſein. — Unter Heinrich VIII. wechſelten die Moden ſehr häufig, weshalb auch ein Kupferſtich erſchien, betitelt: Introduction to Knowiedge. Man erblickte darauf einen Engländer ganz nackend mit einem Stück Tuch und einer Scheere in der Hand. — Anna Boleyn trauerte damals gelb um Catharinen von Aragonien. Der König und die Großen kleideten ſich ungefähr, wie noch heutiges Tages die Yeomons der Garde.

Das Hausreglement Heinrichs VIII. verordnete: — das Mittageſſen wird um zehn Uhr, das Abendeſſen um vier Uhr aufgetragen. — Die Kammerdiener des Königs ſollen einträchtig unter einander leben, und nicht von der Vergangenheit ſprechen, in ſo fern ſie auf das Leben des

Königs Bezug hat. — Sie ſollen nicht auf den Treppen ſchön thun mit den Mädchen, weil auf dieſe Weiſe ſchon ſehr viel Tiſchgeſchirr zerbrochen worden iſt. Sie ſollen die größte Sorgfalt den hölzernen Schüſſeln und den zinnernen Löffeln widmen. — Dem Barbier des Königs wird anbefohlen: ſich immer reinlich zu halten, viel zu waſchen und nicht zu Frauensperſonen zu gehen, die eine zweideutige Lebensart führen. — Der Koch ſoll keine zerlumpten Küchenjungen halten, die ſich des Nachts am Feuer zu Boden ſtrecken und ſchlafen. — Derjenige Page, der ein Mädchen aus dem Hauſe des Königs ſchwängert, ſoll eine Geldſtrafe von zwei Mark in den Fiskus zahlen, und einen ganzen Monat lang kein Bier bekommen. — Die Stalljungen ſollen das Stroh des Königs nicht ſtehlen, um es in ihre Betten zu thun, da ihnen ſo viel, als ſie brauchen, abgereicht werden wird.

Die Gänſe retteten das Capitol vor den Galliern des Brennus. Sie retteten die wichtigſte Bergſtadt Ungarns vor nächtlichem Ueberfall der Mongolen des Batu. Sie ſind auch in England durch einen unverwelklichen Sieg in die Mode gekommen. Am Michaelistag, 29. Sept. 1588 ſpeiſte die jungfräuliche Königin Eliſabeth auf dem Schloſſe des Sir Neville Umfreville, in der Nähe von Tilbury. Die gebratenen Gänſe ſchmeckten der Königin unter allen Gerichten am beſten. Hierauf forderte ſie Burgunder, und trank auf die Zerſtörung der unüberwindlichen ſpaniſchen Flotte. Kaum hatte ſie das Glas wieder hingeſetzt, als die erwünſchte Nachricht ankam, daß ein ſchrecklicher Orkan der Königin Wunſch ſchon erfüllt habe!! „Ei," ſagte ſie hierauf, „ſo gebt mir noch ein Glas Burgunder, um ſo gute Gänſe und ſo gute Nachrichten verdauen zu helfen." Ein Jahr hernach erinnerte ſich Eliſabeth jenes frohen Tages, und befahl zu ihrem Mittagsmahle Gän-

ſebraten zu liefern. Der Hof folgte der Königin, und das Volk dem Hofe, in dieſer angenehmen Sitte nach; ſeit dieſes Zeit iſt es ein ebenſo unverbrüchliches Gewohnheitsgeſetz, am St. Michaelistage Gänſe zu eſſen, als am St. Martinstage in vielen Gegenden Deutſchlands.

Seit dem Cardinal Polus war die Cardinalskleidung in England unbekannt, aber das ausgezeichnetſte Stück derſelben ging auf die Weiber der niedrigſten Stände über, und wurde eine Cardinale genannt. — Unter der Königin Marie wurden die Reifröcke aus Spanien nach England gebracht. Howell ſagt in ſeinen Briefen, daß der ſpaniſche Name derſelben buchſtäblich „Kinder verſtecken" bedeute, als ob die Reifröcke erfunden wären, um Schwangerſchaften zu verbergen. Ein Mädchen in der Jugendblüthe verhüllte ihre Reize damals ſorgfältiger, als jetzt eine runzlichte Alte ihre entfleiſchten Knochen verbirgt. Die Bruſt war bedeckt, die Arme bis zum Knöchel der Hand. Man trug ſehr lange Röcke und einen leichten Schleier, der den Rücken hinabwallte, mit dem man aber gelegentlich das Geſicht bedeckte. — Die alten Portraits zeigen, daß die Männer die langen Bärte ſehr liebten. Der Biſchof Gardiner hatte einen Bart, der mit einem Cometenſchweif verglichen wurde. —

Unter der Königin Eliſabeth ſchnitten ſich die Engländer das Haar auf der Scheitel ab, und ließen es nur an den Seiten wachſen. Die weiten Gewänder kamen nun aus der Mode, und die Frauenzimmerkleider glichen langen Camiſölen. Die Reifröcke der Männer (denn auch dieſe trugen Reifröcke) beſchränkten ſich nun auf eine mäßige Größe, und die Damen verkleinerten auch die ihrigen. Nur einige Windbeutel erſchienen noch in Reifröcken ſo groß als der der Königin, und mit ſehr langen Degen. Eliſabeth nahm das übel und beſtellte Aufſeher, die, bis auf ein gewiſſes Maaß, den jungen Herrn die Reifröcke beſchneiden und die De-

gen abbrechen mußten. — Die Beinkleider gingen nicht bis über das Knie, wohl aber aufwärts die Strümpfe. — Ein Graf von Pembroke war der Erſte in England, der geſtrickte Strümpfe trug. Ein gewiſſer Rider hatte ſie einem italieniſchen Kaufmann nachgemacht, der ein Paar aus Mantua brachte. — Aus Italien brachte auch ein Graf von Oxford die erſten geſtickten und parfümirten Handſchuhe; er ſchenkte ſie der Königin, und ſie ließ ſich damit malen. — Damals trug man Hüte von ſehr ſonderbarer Form, gleich dem Geſchirre eines Leibſtuhls, mit ſehr breitem Rande. Nach dem Tode der Königin fand man in ihrer Garderobe nicht weniger als 3000 Kleider von allen erſinnlichen Farben und Moden. — Die Corſets wurden außerordentlich lang getragen. — Die Grafen von Oxford ſchienen ſich als Prieſter der Mode ausgezeichnet zu haben, denn unter Jacob dem Erſten trat wieder einer mit einem weißen Federbuſche auf dem Hute auf. Die Gecken fingen an ihr Haar zu kräuſeln, in Locken zu legen, und Ohrringe zu tragen. — Der König pflegte im Reifrock auf die Jagd zu gehen. — Auf dem Lande gingen die Edelleute in gelben Strümpfen. — Ein ſeidenes Knieband wurde unter dem Knie in eine Schleife gebunden. Aehnliche Schleifen in Geſtalt der Roſen ſchmückten die Schuhe. — Die Gräfin von Eſſex, nachdem ſie von ihrem Manne geſchieden worden, erſchien bei Hofe in jungfräulicher Kleidung mit flatternden Haaren, die ihr faſt bis auf die Füße hingen. Ebenſo, aber mit mehr Recht, kleidete ſich nachher die Prinzeſſin Eliſabeth, als ſie mit einem Prinzen aus dem pfälziſchen Hauſe ſich vermählte. Die Gräfin von Eſſex trug einen reichen Kopfſchmuck, und entblößte ihren Buſen mehr als bis dahin gewöhnlich geweſen. — Unter Jacob dem Erſten fingen die Damen an, Geſchmack an fremden Spitzen zu finden. — Eine Miſtriß Turner, die Witwe eines Arztes, brachte die Mode der gelben Reifröcke

Digitized by Google

aus Frankreich nach England. Sie wurde nachher wegen einer Vergiftung hingerichtet, und beſtieg ſogar das Schafſot mit einem ſolchen Reifrocke, wodurch aber die Mode in Mißkredit kam. — Uebrigens gab es wenig Modewechſel unter dieſer Regierung, denn die Damen waren vom Hofe verbannt. — Unter Carl I. ſah man Hüte in der Form einer Krone, auch in Kegelgeſtalt. Die Haare wurden ins Geſicht gekämmt, und nicht gelockt. Der König und folglich auch die Höflinge, trugen an der Seite ein Favoritgen, eine Locke, die weit länger war als das übrige Haar. Ein gewiſſer Pryne, dem dieſe Mode lächerlich vorkam, ſchrieb ein Buch in Quarto gegen dieſe Favoritgen. — Der Bart ſchrumpfte nach und nach bis auf einen Schnurrbart zuſammen, und auch dieſer verſchwand unter Jacob II. gleich als ob das Schickſal der Bärte mit dem des Hauſes Stuart verknüpft geweſen wäre. — Nach einem ſehr langen Regiment im Reiche der Mode machten endlich die Reifröcke den großen Halskrägen Platz, die Vandyk bei ſeiner Ankunft in England vorfand. — Spaniſche Stiefeln mit Sporen zog man an, wenn man auf den Ball ging. — Spitzentücher kamen ſehr in Mode unter den Damen, man nannte ſie Vandyke's. Buſen und Arme wurden nun entblößt. Die Schuhabſätze waren ſo hoch, daß die Damen ungeleitet nicht gehen konnten, und die Schleppen ſo lang, daß ſie ihnen nachgetragen werden mußten, wenn ſie nur aus einem Zimmer ins andere gingen. — Benlowes (in ſeiner 1652 gedruckten Theophila) beſchreibt einen Mann nach der Mode während des Interregnums. Ein Federhut mit breitem Rande, ſchief geſetzt als ob er fallen wolle, langes Haar, doppelte Manſchetten, ein Halskragen, der bis auf die Beinkleider hängt, ein ungeheurer Degen an einem Wehrgehänge über den Schultern, weite Hoſen, um das Knie gepuffte Bänder, wie gefüllte Blaſen, kurze Stiefeln

Digitized by Google

mit Franzen, und ſo weit als der Rand des Hutes, Schönpfläſterchen im Geſichte. — Im Winter trugen die Damen ſchwarze Larven bis über die Naſe. — Unter Carl II. waren die Hüte a la Monmuth lange Zeit Mode. Frankreich lieferte die erſten Perücken. Die Prediger auf der Kanzel ſprachen mit Abſcheu davon. Aber die Perücken ſchienen Ehrfurcht einzuflößen. Die Richter und Aerzte bemächtigten ſich ihrer. Ein gewiſſer Landedelmann, der viele Gemälde von Vandyk beſaß, ließ ihnen allen durch einen Sudelmaler Perücken aufſetzen. Zum erſten Mal wurden die Schuh mit Schnallen befeſtigt. — Bei den Frauen bürgerlichen Standes ſowie auch bei den vornehmen eleganten Damen war in alten Zeiten ein langes bis auf die Ferſen reichendes, mit einem Gürtel zuſammengefaßtes, den Buſen verhüllendes, den ganzen Arm bedeckendes Gewand lange Zeit der Modeanzug. Nur Königinnen und Prinzeſſinnen fügten den mit Hermelin gefütterten Mantel hinzu, ein ſolches Gewand hieß kühner Rock (cotte hardie). Woher der Name, läßt ſich nicht erklären, wenigſtens war ein ſolcher Anzug nicht dazu gemacht, zu Kühnheit zu reitzen, oder ſie zu begünſtigen. Auch Männer trugen ähnliche gleichnamige Röcke. — Ein Pariſer Schneider machte unter Carls V. Regierung ein ſolches Kleid für eine Dame aus Gatinois, wozu er 5 Ellen Brüſſeler Tuch, großen Maßes, brauchte; die Schleppe ſchleppte dreiviertel Ellen auf der Erde nach, und die Bombardenärmel reichten bis auf die Füße. — Eine ſeltſame Mode erhielt ſich von der Mitte des 13. Jahrhunderts an über 200 Jahre lang. Man darf nur die Herren und Damen auf den franzöſiſchen Spielkarten anſehen, und man findet da, was man ſucht, nämlich Wappen auf den Kleidern. Nicht anders wollte es damals die Mode, als die Spielkarten in Frankreich aufkamen. Die edlen Damen ließen auf ihre kühnen Röcke und ihre Mäntel ihr Haus-

wappen mit heraldiſcher Genauigkeit malen oder ſticken. Verheirathete führten die vermeinten Wappenſchilde ihrer Männer und ihres eigenen Geſchlechts. Bei Männern galt eben dieſe Mode. Witwen trugen über dieſem Wappenrocke noch ein weißes mit ſchwarzen Thränen beſäetes Scapulier, das ſie nur dann ablegten, wenn ſie ſich wieder verheiratheten. Dabei zeichnete die Witwe noch ein großknotiger Strick, wie ihn die Franziskanermönche haben, ſtatt des Gürtels aus, der bei Verheiratheten von Gold und Edelſteinen glänzte. Man ſah dieſe Witwengürtel oder Cordelieres noch in neuern Zeiten um die Wappenſchilde adeliger Witwen geſchlungen.

Im 15. Jahrhundert verloren ſich die Wappenröcke. Jetzt fingen die Damen an Hals und Buſen zu entblößen; ſie ſchmückten ſich mit Halsbändern von Perlen und Diamanten, mit glänzenden Ohrgehängen; ſie trugen Leibchen, die den Wuchs zierlich abzeichneten, und die Mäntel zurückgeworfen, aber noch immer gingen die Aermel bis über die Handwurzel, und die Röcke waren ſo lang, daß man nichts von den Füßen ſah. — Die italieniſchen Kriege unter Carl VIII. und den folgenden Regierungen und die Vermählungen mit italieniſchen Prinzeſſinnen brachten italieniſche Moden nach Frankreich. Jetzt fingen einige Damen an, den Arm zu entblößen, und der verkürzte Rock ließ die Spitze des Fußes hervorblicken. Sonderbar genug! Franz I. und Carl IX. vermählten ſich mit öſterreichiſchen Prinzeſſinnen. Spaniſche Moden verdrängten nun die italieniſchen, oder vermiſchten ſich, erobernden Völkern gleich, mit den Ueberwundenen. Damals erſchienen die Vertugadins oder Guard' Infantes, Infantinnenwächter, die Modelle der ſpätern Reifröcke, die hohen Kragen, die aufgeſchlitzten Kleider und Aermel. — Auf den Bildniſſen der Zeit Carls IX. ſieht man unter der vorne offenen Robe einen prächtigen, gewöhn-

lich mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Rock. Die Aermel ſind weit mit großen Pelzaufſchlägen, oder aufgeſchlitzt und pauſchigt, oder mit kleinen Bandbüſcheln, deren Zwiſchenräume mit Perlen beſetzt ſind. Buſen und Schultern ſind enthüllt, und um den Hals ſchlingt ſich eine Perlen- oder Juwelenſchnur. Ohrgehänge ſieht man, und auf einigen Bildern findet man Ringe am zweiten Finger. Wir wiſſen aus Montaigne, daß in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Frauen ſich gewiſſer Holzſtückchen bedienten, um ihre Rippen zuſammenzupreſſen und ſich eine ſchlanke Taille zu geben. Montaigne ſagt, die Schönen hätten ſich ſo feſt zwiſchen die Schienen (er nennt ſie coches) gepreßt, daß ihr Fleiſch ſo hart und unempfindlich geworden wäre, wie die Schwielen in den Händen der Arbeiter. Ehe die Damen an dieſen Zwang gewöhnt waren, litten ſie ſchrecklich, aber ſie litten gern, weil es die Mode ſo wollte. Den Schienen folgten die Blankſcheite und Schnürbrüſte.

Beiſpiele einer faſt orientaliſchen Pracht fehlen eben ſo wenig in den alten Fürſtengeſchichten. — König Heinrich III. trug auf ſeinen Kleidern 4000 Ellen Gallonen, und konnte oft ſeine Muſikanten nicht bezahlen, die deßhalb nicht aufſpielten. — König Ludwig XIV. von Frankreich gab dem türkiſchen Geſandten Audienz in einem Kleide mit Diamanten garnirt, das 5 Millionen koſtete, die Knöpfe beſonders 3 Millionen, Degen und Handſchuhe 2 Millionen. — Als er getraut wurde, hatte ſeine Gemahlin einen Rock an, mit welchem ſie im Tanzſale erſchien, der von Gold, Perlen und Edelſteinen ganz funkelte, und ihre Kleidung taxirte man auf 60 Tonnen Goldes. — Maria Medicis trug bei der Taufe ihres Sohnes einen Rock mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten beſetzt. — König Philipps II. von Spanien Gemahlin, Eliſabeth, trug nie ein Kleid zweimal, ſondern ſchenkte es ihren Damen, und das waren lauter präch-

Digitized by Google

tige und reiche Roben, von denen die geringſte 3 bis 400 Thaler koſtete. — Ihr Gemahl ſchickte ihr einſt einen ſehr koſtbaren Salat, eine Schüſſel voll Edelſteine. Die Topaſen bedeuteten das Oel, die Rubinen den Eſſig, Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragden den grünen Salat.

Das Prachtgewand, welches Herzog Carl von Burgund bei Feierlichkeiten trug, wurde auf 200,000 Dukaten geſchätzt. — Ungemein prächtig war der Krönungsaufzug des Papſtes Leo X., und koſtete 100,000 Dukaten. — Eben ſo verſchwenderiſch tractirte der Cardinal Auguſtin Chigi eines Tages den Papſt und das ganze heilige Collegium, und ließ nach aufgehobener Tafel alle ſilbernen Tafelgefäße und Becher in die Tiber werfen. — Dem König Alfons in Arragonien koſteten die Hunde und Vögel, die er zur Jagd hielt, jährlich 100 Pfund Gold. — Galeazo Sfortia wendete allein auf ſeine Jägerei jährlich 160,000 Dukaten, und trieb in Kleidung ſeiner Diener und in ſeinen Feſtins die Pracht und Verſchwendung auf's äußerſte. — Als König Heinrich IV. mit Maria von Medicis zu Lyon im Jahre 1600 Beilager hielt, ſchenkte er ihr ein Halsband 200,000 Kronen werth, und ein Bruſttuch, das 100,000 Kronen koſtete, desgleichen für 200,000 Kronen Werth Ringe und andere Kleinodien. Der Brautrock der Königin war ein braun güldenes Stück, „deſſen Schlepp ſich auf fünfzehn Ellen erſtreckte, und mit eitel güldenen Lilien beſetzt war, darinnen ſie glänzte, wie die Sonne in den Wolken, weil ſie überdies eine ſchöne Perſon geweſen." — Churfürſt Maximilian von Bayern ſendete ſeiner Braut, der Tochter Kaiſer Ferdinands II. (1635) zum Werbegruße, eine Kette von 300 Perlen, von welchen eine jede 1000 Gulden koſtete. — Erzherzogin Cecilia Renata, Kaiſer Ferdinands III. Schweſter, bekam vom König Ladislas IV. in Polen, einen Wagen, an welchem die Beſchläge eitel Gold und Silber waren. — Als König Siegmund in

Polen (1606) mit der öſterreichiſchen Prinzeſſin Conſtantia zu Krakau Beilager hielt, ſchenkte er der Braut ein Servis von lauter geſchlagenem Dukatengolde. Unter dieſem Geräthe wog das Becken 24 Pfund, und koſtete allein zu verfertigen 2500 Gulden. Die Kleidungen des Brautpaares koſteten 700,000 Reichsthaler. Der König hatte fünf Diamanten in ſeinem Baret, die auf eine Million Goldes geſchätzt wurden.

Ungeheuer war die Verſchwendung an Speiſen und Trank, Wild und Gewürz aller Art auf fürſtlichen Hochzeiten, Verlöbniſſen, Kindtaufen und feierlichen Verwandtſchaftsbeſuchen. Die Hauskroniken führen ein genaue Nachweiſung. Es geht ins Unglaubliche. — Am 7. Oct. 1548 hielt der nachmalige Kurfürſt von Sachſen, Auguſt, zu Torgau Hochzeit mit der däniſchen Prinzeſſin Anna. Dazu wurde daſelbſt Beſtallung auf 500 Pferde gemacht. Kurfürſt Moritz ließ zu ſilbernen Schüſſeln, dieſelben auf der Hochzeit zu gebrauchen, 4 Centner Silber abwägen. Ferner gab er dazu her 100 Tiſche mit verſchloſſenen Bänken, „daß Keiner hervorkommen konnte, die Bänke wurden denn aufgeſchloſſen.“ Auch gab er 300 Schemel, „darauf man bei einem Kohlfeuer zu ſitzen pflegt und einander zutrinket, wie dann in Dännemark der Gebrauch iſt.“

Wie es in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts im Haus eines wohlhabenden Nürnberger Bürgers ausſah, beſchrieb ſein dichteriſcher Schuſter Hanns Sachs ausführlich. — Ein junger Geſell (ſo erzählt er) kömmt zu ihm, und bittet ihn ſehr dringend, ſein Brautwerber zu werden. Der Dichter warnt ihn für den Sorgen im Eheſtande, und erinnert ihn, wie viel zum Haushalten gehöre. Da nun jener meint:

Wenn man zwo Schüſſeln hat
Und einen Löffel oder drei,
Einen Hafen oder vier dabei,
Deß kann man ſich gar lange betragen;

ſo macht ihm der gutmüthige Alte ein vollſtändiges Inventarium von allem Hausgeräth und allen Vorräthen, die er für die Stube, die Küche, die Speiſekammer, die Schlafkammer und ſein ganzes übriges Hausweſen anzuſchaffen hat. Er bringt nicht weniger als dreihundert Stück heraus, und ſetzt dadurch den jungen Geſellen ſo in Schrecken, daß dieſer ſpricht:

Mein lieber Meiſter Hanns und iſt das wahr,
Will ich gleich harren noch ein Jahr,
Bis wieder kommet die Faſtnacht.
Ich hab es nicht ſo weit bedacht,
Daß ſo viel in das Haus gehört;
Die Lieb hat mich blendt und bethört.

Das lange, zu mancherlei Fragen und Bemerkungen über Sprache und Sachen Stoff gebende Verzeichniß verdiente von den Liebhabern vaterländiſcher Alterthümer nachgeleſen zu werden. Hier folget daraus nur, was die Stube und was die Schlafkammer enthielten. — In jener befanden ſich außer den Tiſchen, Stühlen, Seſſeln und Bänken auch Bankpolſter und Kiſſen (die man auf den meiſtens unbeſchlagenen Sitzen unterlegte, um mehr Bequemlichkeit zu haben) und ein Faulbett, eine Art von Sopha, auch Lotterbett genannt, auf dem beſonders der Hausherr ſein Mittagsſchläfchen zu halten pflegte. Ferner waren hier der Grißkalter, ein niedriger Schrank, auf dem man mit Waſſer handthieren, ſich waſchen, Gläſer ausſpülen konnte u. ſ. w. und das Kandelbrett, auf welchem die Kandeln (Kannen) und andere Trinkgefäße aufgeſtellt wurden. Denn dieſen Apparat zum beliebteſten Lebensgenuß hatte

Digitized by Google

man gern bei der Hand, wie die Krauſen (eine Art kleiner Gläſer), die Aengſter (eine Art langhalſiger Flaſchen), das große Bierglas, und ſelbſt den Trachter (Trichter), den Kühlkeſſel und die Bürſte zum Waſchen der Gläſer. Auch das geſammte Tiſchgeräth zählt hier der Dichter auf, als das Handtuch zum Abtrocknen beim Waſchen vor der Mahlzeit, das Tiſchtuch, den Schüſſelring (eine runde Unterlage, worauf man, um jenes nicht zu beſchmutzen, die Schüſſel ſetzte), das Pfannholz (vermuthlich eine Unterlage zu gleichem Zweck, wenn man Speiſen in der Pfanne auftrug), die Löffel, Teller und das Salzfaß. Ueberdem verlangte er noch für die Wohnſtube Leuchter, Putzſcheeren und Kerzen, einen Spiegel und eine reiſende Uhr (vielleicht eine Reiſeuhr, wie man damals die Stutzuhren nannte), desgleichen ein Schach- und Bretſpiel, Karten und Würfel, ein Schreibzeug mit Dinte, Papier und Siegel, auch endlich noch

Die Bibel und andre Bücher mehr,
Zu Kurzweil und ſittlicher Lehr.

In der Schlafkammer mußte nach H. Sachſens Beſchreibung ein Spannbett ſtehen mit einem Strohſacke, Federbetten, Polſtern, Kiſſen, einem Deckbette, Betttuche und anderem Zugehör, worunter das Harnglas nicht vergeſſen iſt, das den damaligen Aerzten bei ihren Krankenbeſuchen viel wichtiger und unentbehrlicher war, als den jetzigen. Hierher gehörten auch die Nachthauben und Pantoffeln, neben denen noch beſonders Nachtſchuhe aufgeführt werden. Da man in der Schlafkammer ſeine Schätze zu bewahren pflegte, ſo brauchte man hier auch eine oder ein Paar Truhen (Kiſten), in welche das Geld, die ſilbernen Pocale, die Kleinodien, die Porten (goldene und ſilberne Spitzen und Bänder, womit die Frauen die Haare umwanden) und andere Koſtbarkeiten mehr verſchloſſen wurden. Ferner befanden ſich die Ge-

wandkalter (Kleiderſchränke), in welchen die Schauben (große, mantelartige Oberkleider), die Kittel, Pelze, Hoſen, Wämſer, Hauben (Mützen), Hemden, Pirets (zierlichere Mützen oder Barets, wie ſie jetzt wieder getragen werden), nebſt den Hüten und Stauchen (Müffen) aufgehoben wurden; daher auch die Gewandbürſten und Gewandbeſen in der Nähe ſein mußten. Vermuthlich bewahrte man hier auch den Anzug, den man brauchte wenn man in die Badſtube ging, wozu ein Bademantel, ein Badehut und ein Haupttuch gehörten, außer denen man dorthin auch einen Krug mit Lauge, ein Becken, Bürſten, einen Kamm und einen Schwamm mitbringen mußte.

Gab es damals zu Nürnberg ſchon in der Stube und Kammer eines wohlhabenden Handwerkers ſo viel Hausrath, ſo waren damit, wie man ſich leicht denken kann, die Wohnungen der angeſehenern Bürger und Kaufleute noch viel reichlicher verſehen. Hier fand man ſchon in der Wohnſtube, wie ſich aus einem andern Gedichte von Hanns Sachſen ſchließen läßt, köſtliche Tapereien und gemalte Tafeln (Gemälde) an den Wänden. Noch prächtiger aber waren um dieſe Zeit in und außer Nürnberg die Wohnungen der Patricier und des Adels, ſo wie die Schlöſſer der Fürſten ausgerüſtet. Dies beſtätigt unter andern Cyriacus Spangenberg in der Vorrede zu Joachim Weſtphals 1565 erſchienener Schrift wider den Hoffartsteufel. „Eine andere Art des Weltſtolzes (ſagt der fromme Eiferer), beſtehet in ſchönen, weichen, wohlbereiteten Betten, Kiſſen, Pfülen, Polſtern, Decken, Vorhängen und Tapezereien, da es Alles muß Sammet, Seiden, Cartecken und andere köſtliche theure Gattung ſein mit güldenen Kneuſen, Faſen und Zaſen (Franzen), und die Bettſponden von köſtlichem Holz, kunſtreich ausgearbeitet, geſchnitzet, verſetzet, verblümet, gemalet und dergleichen; mit welcher phantaſtiſchen Hoffahrt jetzt die

Welt viel Thorheit begehet, daß auch etliche, ſo das Geld wohl in andere Wege beſſer anzulegen ſchuldig, 40, 60 und in die 80 Floren für eine Kinderwiege ums lauſigen Prachts willen geben. Und iſt doch" — — (hier folgt eine ſchwer zu wiederholende, unhöfliche Nomenklatur.) — Aeneas Sylvius Piccolomini von Siena, einer der größten Redner und Gelehrten ſeiner Zeit, Geſchichtſchreiber und Miniſter Kaiſer Friedrichs IV., erſt die rechte Hand und die Stütze, dann der ärgſte Gegner des Conciliums zu Baſel, nachmals Papſt Pius II., ſagt in ſeiner Beſchreibung Wiens, — ein König von Schweden oder Dänemark, ja ſelbſt von England oder Schottland, würde den Giebel der äußern Pracht und Comfortabilität erreicht zu haben glauben, wenn er bewohnt und meublirt wäre, wie ein reicher Bürger von Wien oder Nürnberg. Die Wiener Häuſer (ſagt Aeneas) ſind hoch und geräumig, wohlgeziert, gut und feſtgebaut; ein angenehmer Hofraum, mächtige Zimmer, die ſie Stuben nennen und heitzen, denn der Winter iſt ſehr rauh. Ueberall ſind Fenſter von Glas und Thüren und Gitter meiſt von Eiſen, die Vögel ſingen in den Stuben und man erblickt zahlreiches und köſtliches Geräth. Den Roſſen und jeder Gattung Zugvieh öffnen ſie weite Ställe. Die Häuſer tragen ihre Giebel hoch, ſie ſind mit Geſchmack und Pracht verziert, meiſt von innen und von außen bemalt, durchaus von Stein, die Dächer aber leider meiſt mit Schindeln, wenigere mit Ziegeln gedeckt. Wo du zu einem Bürger gehſt, meinſt du in eines Fürſten Haus zu treten. Die Häuſer der Prälaten und des hohen Adels ſind frei und der Stadtmagiſtrat hat keine Gerichtsbarkeit in ihnen. Die Keller ſind ſo tief und ſo weit, daß das allgemeine Sprichwort gilt, es gebe ein oberirdiſches und ein unterirdiſches Wien. Die Straßen und Gaſſen ſind mit hartem Geſtein gepflaſtert, das den Wagenrädern ſehr gut widerſteht. —

Digitized by Google

Der gelehrte Asculitaner Anton de Bonfinis, vom Hofe des großen Eroberers von Wien, des Ungarkönigs Mathias Hunniady Corvin, nennt mehr als dreißig Jahre ſpäter, Wien eine der herrlichſten Städte der Barbarei. Die eigentliche Stadt (fährt Bonfinius fort) liegt wie der Hauptpallaſt inmitten der ſie umgebenden Vorſtädte, deren mehrere an Schönheit und Größe mit ihr wetteifern. Jede Wohnung hat ihr Sehenswerthes, ihr Denkwürdiges. Der Schauluſtige kömmt gar nicht weiter. Faſt jedes Haus hat ſeinen Hinterhof und ſeinen Vorhof, ſchöne weite Säle, aber auch gute Winterſtuben. Die Gaſtzimmer ſind beſonders ſchön getäfelt und herrlich eingerichtet. Sie haben eben ſo wolluſtvolle Sommerlauben als warme Oefen. In alle Fenſter ſind ſchöne Gläſer eingeſchnitten, häufig mit reizenden Gemälden und durch Drathgitter und Eiſenſtäbe gegen die Diebe beſchirmt. Die verſchwenderiſche Pracht in Fenſtern und Spiegeln übertrifft jene der Alten. In den Gängen, Sälen und Sommerſtuben halten ſie zwiſchen Gräſern, Bäumchen und Brünnlein ſo viele Vögel, daß man durch einen luſtigen Wald zu ziehen vermeint und glauben könnte, der Stolz der Römer ſei zu den Nordländern gewandert. Hieher haben jene Geſchlechter ihre Flucht genommen, die zu Padua, zu Verona, zu Vicenza und in der Lombardei weit und breit geherrſcht. Hier haben die Carraras, die Scaligers Häuſer und hier prangen noch ihre Wappen; hier die Denkmale vieler Adelsgeſchlechter, deren Angehörige in den Romfahrten Friedrichs Barbaroſſa und anderer Kaiſer, Burgen und Land in Italien erhalten und ſich daſelbſt niedergelaſſen haben. — — — Wiens ganzes Gebiet iſt nur ein einziger, ungeheurer herrlicher Garten der ſchönſten Rebenhügel und Obſtanlangen, luſtiger Vorberge und der lieblichſten Landhäuſer, geſchmückt mit Fiſchteichen und Sommerfriſchen, Jagdplätzen, mit allen erdenklichen Genüſſen des

Digitized by Google

Lebens. Die nahen Höhen entzücken das Auge durch die Menge von Burgen und Edelſitzen, von reichen Dörfern und blühenden Weilern. Das Gelände von Neuſtadt nach Baden und Wien möchte man jeder andern ſchönen Gegend zur Seite ſetzen. Deckte nur der goldene Frieden ſeine warmen milden Fittiche über dieſe Auen, ſo würde man das Wiener Leben ſelbſt dem ſüdlichen Himmel vorziehen und lieber in Oeſterreich als in Italien wohnen. — Leider wurden in unſern Tagen dieſe himmliſchen Gefilde von der Ruhe völlig geflohen.“ — (Es waren erſt die böhmiſchen, dann die ungariſchen Händel, welche ſie verwüſteten und dann die durch die ganze, unerträglich lange und langweilige Regierung Friedrichs IV. fortraſende Anarchie.)

14. Allerlei Arten kaiſerlichen Humors.

Die unzerſtörbare Heiterkeit Kaiſer Sigmunds und ſein bis in den Tod unüberwindlicher, koketter und fröhlicher Leichtſinn, an dem die Schule des Unglücks durch ein halbes Jahrhundert verloren war, ſind aus hundert Zügen wohl bekannt. Unter den Anſtalten der Stadt Conſtanz für das Concilium, dieſe durch viertehalb Jahre daſelbſt gehaltene feierlichſte und glänzendſte Verſammlung der abendländiſchen Chriſtenheit, gefielen dem Kaiſer, König von Ungarn und Böhmen, Sigismund am beſten, jene für den Wein und für die ſchmiegſamen Frauen, „gemeiner Stadt, arme, liebe Töchter:“ — „dieſelben zwie Eren und Herrlichkeiten, mit dem Wyn und mit dem Frowenhuß, rumte der König darnach, wo er bey Fürſten und Herren ſaß, gar hoch, und hielt es gar für ein groſe Sach.“ Es war auch nachmals „by den ſchönen Frowen im Gäßlin“ für die Stadt eine Rechnung zu bezahlen. — Lehmann, der

verdiente Kronikſchreiber von Speier, erzählt, daß, als Sigmund nach Straßburg gekommen, er am zweiten Tage ſeiner Anweſenheit, des früheſten Morgens, von einigen Straßburger Frauen überfallen worden ſei. Der Kaiſer ſprang raſch aus dem Bett und warf den neben ihm hangenden, prächtigen Hermelinmantel um. Barfuß tanzte er nun mit den Frauen durch die Stadt. Als ſie in die Körbergaſſe gekommen, kauften ſie für ſieben Kreuzer ein Paar Schuhe und zogen ſie dem Kaiſer an, welches alles der Kaiſer, als ein fröhlicher, ſchimpflicher Herr, zugelaſſen und noch ferner mitgetanzt, bis er ermüdet ſich wieder zur Ruhe begeben.

Derlei Humor war auch Maximilian dem letzten Ritter zur andern Natur geworden. Manches heitere Anbenken davon bewahrten ſeine vielgeliebten Städte Nürnberg und Augsburg (Taſchenbuch auf 1834, Seite 235 und 1835. S. 243).

Einen leider ganz andern Humor zeigt uns Maximilians Urenkel, Kaiſer Rudolph II. in der prachtvollen Oede, kunſt- und zaubervollen Abgeſchiedenheit des Prager Hradſchins. — Der baieriſche Geſandte, Joachim von Donnersberg berichtete im Juli 1610 nach München: — „Dieſer Tage ſind Sr. Maj. ſehr übel gelaunt geweſen. Ueber einem Mittageſſen haben Sie Tafel und Speiſen über einander geſtoßen. Sie ſind in ihr Zimmer gegangen, und haben den geheimen Rath Dr. Hegemüller rufen laſſen. Als dieſer kam und angemeldet wurde, ließen Se. Maj. durch den Kammerdiener in das Vorzimmer hinaus rufen: Er, Hegemüller, ſei ein Lecker; habe kaiſerl. Majeſtät lange genug betrogen; ſoll Sie forthin nicht betrügen. — Abends geht der Kaiſer mit ſeinen Kammerdienern gar ſeltſam um. Er ſetzt den oberſten Kämmerer oft das Rappier an die Bruſt.“ — Dieſe übele Laune erklärt ſich ganz wohl aus einem andern Bericht, worin ein ſolcher

Mangel an Baarſchaft gemeldet wird, daß man dem Einkäufer aus der Hofküche, der nur noch einen einzigen Gulden in Reſt hatte, als er ſich bei der Kammer um weitere Geldverordnung anmeldete, den Beſcheid ertheilte, er ſolle ſich mit dem Gulden ſo lange behelfen, als er könnte, denn für dies Mal ſei nichts vorhanden.

Generale und Miniſter, Abgeordnete aus Ungarn und Schleſien, mußten Monate lang vergeblich harren auf des Kaiſers Anblick und Gehör. Das Dringendſte blieb jahrelang liegen und kam endlich irgend eine Entſchließung, ſo glich ſie der ſchmerzhafteſten Ironie, weil indeſſen alle Umſtände ſich himmelweit verändert hatten. Die langen und weiten Gänge, in denen Rudolph immerfort auf und nieder ging, erhielten, damit er nicht erſchoſſen würde, enge und ſchräge Fenſterchen, ſie führten auch in den prächtigen Marſtall, wo es noch am leichteſten hielt, durch die Protection irgend eines Stallknechts den Kaiſer zu ſprechen, wenn man es nicht etwa durch einen Farbenreiber oder einen Laboranten der alchymiſchen Küche hatte dahin bringen können, nur mußte man ſich vor jeder raſchen Bewegung oder Anrede hüten, denn Rudolph warf dem Alles an den Kopf, was ihm zunächſt in die Hände fiel. Auch waren Supplicantinnen vor Nothzucht nicht ſicher. Inſonderheit wurde die berühmte Eva Lobkowitz hievor gewarnt, die ihres Vaters jahrelange geheime Haft und heimlichen Juſtizmord abzuwenden ſtrebte.

Die heutigen Legitimiſten wiederholen zwar alles Ernſtes die Streitfrage einer Helmſtädter Diſſertation von 1727: ob ein Fürſt zur gültigen Ausübung der Regierungsrechte mehr Sinne bedürfe als eine Auſter?? — In der That, das zweideutigſte Kompliment, das dem „monarchiſchen Prinzip" noch jemals gemacht worden iſt!! — Jene Zeit nahm es anders. Sie ſah wenig auf Rudolphs aſtro-

nomiſche Gelehrſamkeit, Malerkunſt und großes mechaniſches Geſchick. Alle Prinzen des Hauſes, einverſtändlich mit dem hiſpaniſchen König, als Chef der ältern Linie, erklärten Mathias als Haupt und Regierer des Hauſes, (25. April 1606) — „weil es leider allzuviel offenbar, daß die römiſch-kaiſerliche Majeſtät, Ihr Herr Bruder und Vetter, aus denen bei Ihr zu unterſchiedlichen Zeiten ſich erzeigenden gefährlichen Gemüthsblödigkeiten, zur Regierung Dero Königreiche nicht genugſam noch tauglich ſich befinden.

15. Reglement für Gott Vater und Christus, die Hohenpriester, Riesen und Teufel.

Die Fronleichnamsprozeſſionen in München wurden im 16. Jahrhundert mit einem wunderlichen Gepränge und einen Reichthume der ſeltſamſten bildlichen Darſtellungen gehalten. In den Befehlen und Anordnung einer ſolchen Prozeſſion unter Wilhelm V. im Jahre 1580 findet man die Vorausſetzungen angegeben, unter denen Perſonen zu den Hauptfiguren gewählt wurden. So wurde gefordert, daß Gott der Vater ſei eine lange, wohlformirte Perſon, mit einem langen ziemlich dicken grauen Barte, nicht gelb, kupferfarbig oder pfinnig (mit Ausſchlag behaftet), ſondern glatt unter dem Angeſichte, der wie der ſelige Doctor Sixt ausgeſehen, oder wie der Inderſtorfer Wirth eine Geſtalt habe. In Anſehung der Perſon Chriſti ſolle der Director der Proceſſion 14 Tage zuvor fleißig auf den Gaſſen, Kirchen ꝛc. Acht haben, um Perſonen zu erſehen, von gehöriger Mannslänge, nicht zu dick, von guter, geſunder Farbe, wohlgebildetem länglichen Angeſicht, ohne unförmliche Naſen, Schielen, Zahnlücken; von feinen Phyſiog-

nomien, nicht langen grauen, ſondern ziemlich kurzen kaſta-
nienbraunen oder noch etwas lichteren Bärten mit zwei
Spitzen, auch ſonſt am Leib nicht tadelhaftig, inſonderheit
aber ſittſam und gottesfürchtig. Die Hohenprieſter
Melchiſedech, Aaron, Annas, Caiphas u. dgl. ſollen theils
dicke, lange, graue Bärte, theils gar kurze Knebelbärtchen,
zwei kleine Zipfel am Kinnbacken, dicke aufgeblaſene Geſich-
ter haben, ſonſt auch von Leib dick ſein, oder aber, wenn ih-
nen dies fehle, Kiſſen einſchieben. Zu den Rieſen Go-
liath und Urias wurden die zwei langen Schmiede Gebrü-
der von Mittenwald verſchrieben, und ihnen außer der Wei-
ſung 12 Gulden zum Geſchenk gegeben. Dem Teufel, der
Feuer ausſpie, gab man einen halben Gulden und alle Ma-
terialien, als Schwefel, Brantwein, Baumwolle.

Ein Programm vom Jahre 1603 zeigt faſt noch dieſelbe
Vertheilung der Figuren unter die Zünfte als bei der Prozeſ-
ſion von 1580. Unter den letzteren trifft man noch die Stuhl-
ſchreiber, Procuratoren und andere der Feder zugethane an.
Sie ſind zwiſchen den Malern, Glaſern, Seidennäthern und
Bildhauern und den Becken und Käskäufeln. Bei der Prozeſ-
ſion von 1603 machten, wie bei der von 1580, tauſend acht-
hundert, wohlgerüſtete Männer Spalier in den Straßen.
Vor den Hauptthoren ſtand das grobe Geſchütz, das nach jedem
Evangelium mehrmals abgefeuert ward, auch gaben die dabei
angeſtellten 100 Musketier und Schützen eine Salve darunter.

16. Heinrich von Landshut und die baieriſchen Juden.

Dieſer Herzog Hainrich war über die Mas gar ain
karger Fürſt, im niedern Bayern, und hatte die Juden faſt
lieb, deßhalb ſie mit Hauffen inn ſeinem Fürſtenthumb wo-
neten unnd dem Fürſten groſe Steur geben mußten. So
war er ſelbs Rendtmayſter unnd Canzler, dann er junge

Schreiber und Diener hatte, mit welcher er ſolche Aempter an ſeinem Hove ſelbs verrichtet; unnd wann er in ſolchen Geſchäfften war, ſo hatte er ein beſonder Klaid darzu an, das hett auf der linken Seyten ainen langen ſpitzigen Ermel, wie es der Zeit die ainfeltigen Leute tragen, darein er das Geld, ſo Jme von den Gepauersleutten und ſonſt zu Handen oder in der Canzley umb allerley Brieue gegeben wurden, leget, und alsdan zu Nacht zelet er ſollich Gelt, und hinderleget es. Desgleichen was gemelter Fürſt mit allen ſeinen Sachen gegen Arme vnd Reichen über die maſſen hart, gnaw und karg. Er achtet gar keiner Kurzweyl weder mit Jagen, Payſſen, Rennen, Stechen oder Thurnieren, inn Summa was Gelt gewinnen mocht, dem lage er zu dem emſigſten ob, unnd was erſparen kundt, da ward nichts verſaumt.

Darnach an den fünften Tag Octobris, am Montag nach Franziſci des Morgens frue, als der Tag hermerkt, 1458, das het, des Herrn Gnad Herzog Ludwig ir geſchafft all Juden zu rahmen in ſeiner Gnaden Landt, Mann und Frawn jung und alt, die wurden all gefangen, und die Mann wurden gelegt in die Schergenſtuben, vnd die Frawn und die Kinder in die Schuel, als vil ir zu Landshut waren, und alſo in Gefängnuß gehalten, vnd ihre Häuſer wurden mit Huetter beſetzt, ir Guet an frembden Stetten funden, Klainet, Parſchaft Geld und Silber, das unterſtund ſich vnſer gnädiger Herr, und ſchueff all Räth und Hofgeſindt, die im ſchuldig waren, umb ihrer Schuld ganz ledig, und ir Briff wider ſonſt all die in ſeiner Gnaden Land ſaſſen alles geſuechts ledig und zahleten den Juden nur das Hauptguet, vnd was ain yeder ainen Juden an ſeiner Schuld vorhin bezahlt hett, das ward im an dem Hauptguet abzogen, und beliben viel frommer Landtſäſſen, Edl, Burger bey Heuslichen, die ſonſt von heuslichen Ehren ganz kommen weren. Das ward alſo beſey-

dingt und dabey iner, daß die Juden all im ſeiner Gnaden Landen ſein Gnaden geben und bezallen mueſten XXV. tauſend Gulden, und ſonſt anders wer, was ward alſo XXX. tauſend Gulden, und darzu alle aus dem Land, ausgenommen ain Guetter Löſier, der belaib in Landshut, und getorfft nit wucheren. Er kham gein Regensburg, und ſtarb da nach Martini anno 1452. Es ward auch dabey getödigt, daß man iren Ausratt wider gab, und was ſie an Püecher und anderen Dingen in ir Schuel hetten, die mieſten ſy in dreyen Tagen raumen, nachdem als ſy aus der Gefenknus kommen, darinn ſy bey vier Wochen gelegen waren. Item es lieſſen ſich gar viel Juden und Jüdin und ihre Kinder in ſeiner Gnaden Landen taufen, und ward doch kainer darzu genött.

17. Kurz und bündig.

Als der Pfalzgraf Johann Caſimir ſeinen Rath und Oberſten Dr. Beutrichen zu Ihrer Fürſtlichen Gnaden von Heſſen ſchickte, etliches Geld vermöge getroffener Abrede zu fordern, und Dr. Beutrich anfing zu peroriren und in ſeinem Vortrag in optima forma, mit vorhergehenden, gebräuchlichen, weitläufigen Titeln ihrer Fürſtlichen Gnaden zu thun, fiel ihm der Herr in die Rede mit dieſen Worten: Ja, ja, nur kurz, nur kurz! Dr. Beutrich der wohl ſah, daß dem Landgrafen von Heſſen alles Langwierige in den Geſchäften zuwider war, faßte ſich bald und antwortete folgendermaßen in der gewünſchten Kürze: — Geld! gnädiger Herr! — wie viel? — Hunderttauſend Gulden. — Will euch allenfalls die Hälfte geben. — Thue mich unterthänigſt bedanken. — Iſt auch recht.

Digitized by Google

„Wurde alſo dieſes Geſchäft und Geſandſchaft kurz und geſchwind und mit ziemlichen Contento expediret."

* * *

Ein Bauer aus Mießbach ſchickte dem Kurfürſten Max Joſeph III. von Bayern, nachſtehende Bittſchrift: — „Ich bitt Euer Durchlaucht möchten auch mit unſerein reden. — Ich hab was nothwendigs. — Ich werd heut Nachmittag auf der Kaiſerſtiegen warten. — Ich mag nit naufgehn zu den andern großen Herrn. Seyds do ſo gnädi, und kommts runter."

18. Augustana.

Als 1505, Anfangs Februar, Max I. nach Augsburg kam in den landshutiſchen Erbfolgekrieg, nach dem Tode Georgs des Reichen, gegen deſſen Schwiegerſohn Ruprecht von der Pfalz, und für Maxens Schwager, Albrecht den Weiſen von München, den Gründer der Primogenitur, einzuſchreiten, hielt an den Kaiſer die zierliche lateiniſche Rede, Juliana Peutinger, die noch nicht vierjährige Tochter des (ſchon durch die „Peutingeriſche Tafel" weltberühmten) Conrad Peutinger, Stadtanwaldes. — Der entzückte Kaiſer hieß das gelehrte Kind, ſich eine Gnade ausbitten. „Schenk mir eine gar ſchöne Puppe!" war die Antwort. — Die junge Rednerin ſtarb leider bald.

* * *

Die ungeheure, ſchöne Linde, unferne der Wertachbrücke, unter welcher der große Guſtav Adolph hielt, am 20. April 1632 die Schlüſſel Augsburgs zu empfangen, dieſer nachmals in weitfliegenden Entwürfen erkohrnen Haupt-

ſtadt ſeines neuen deutſchen Reiches, (Augusta, Gustava) wurde 1804 durch Mißhörigkeit eines Beamten, der magiſtratiſches Holz fällen ſollte, umgehauen.

* * *

Auch dem ungariſchen Helden Niclas Palffy (dem Wiedereroberer Raabs mit Adolph Schwarzenberg) ſetzte Maria Fugger, ſeine Gemahlin, ein Denkmahl ohnferne Augsburg im Schloſſe Oberdorf, das der Halleiner, Daniel Praſch, in ſeinen monumentis Augustanis aufbewahrt hat. — Eben ſo ruhet hochgeehrt im Dom zu Augsburg, Stanislaus (Bruder des Alexius) Thurzo von Bethlenſalva und Baimotz † 6. April 1586, alt 55 Jahre „ob adversam valetudinem relictis suis hungaricis ditionibus, huc in patriam reversus," — auch iſt hier das Grab der, den 28. Februar 1535 verſtorbenen Katharina Thurzo, Gemahlin des berühmten Raymund Fugger. — Die Fugger hatten bekanntlich einſt und durch geraume Zeit die ungariſchen Bergwerke in Pacht, wie die tyroliſchen; — letztere eine Weile gemeinſchaftlich mit den Goſſenbrot, Hochſtettern, Welſern und Ilſung, welche letztere von dieſer Zeit an Grafen von Tratzberg (unter Schwatz, am Eingange des Achenthales) hießen. Auch die vielen Grabmähler der Geitzkofler von Sterzing zu Augsburg, kommen von dieſen engen Verbindungen des geſammten tyroliſchen Bergbaues mit der Augsburger Handelswelt. So war auch Augsburgs alterthümlichſtes Haus, das Imhofiſche, in der Karolinerſtraße, ehemals „am hohen Weg", unfern des Domes, ein Haus der Eggenberger, Münzmeiſter von Gratz, nachmals Herzoge zu Krumau und Gradiska.

* * *

Kranach, wie Titian lebten geraume Zeit in Augsburg, ſo wie Kranach in Innsbruck bei ſeinem treugeliebten gefangenen Landes- und Herzensherrn, Sachſens abgeſetzten Kurfürſten, Johann Friedrich. — Carl V. liebte Titian und Kranach und die Fugger, (deren Medicäiſcher Kunſtliebe das Wiener Antiken-Cabinet den herrlichen Sarkophag mit der Amazonenſchlacht verdankt) waren ihre großmüthigen Gönner. Die Gallerie des Rathhauſes am Perlach hat von Kranach den berühmten, durch Delila überliſteten Simſon, — von Titian ſein eigen Bildniß, die Fugger haben einen Carl V. die Gallerie, Carls V. Gemahlin, Iſabelle von Portugal. — „Das Bad“ in den ſogenannten Fuggerhäuſern am Weinmarkte, nun Maximiliansſtraße, iſt von Titian, Wand und Decke al fresco, gemalt. Der jüngſte Chroniſt Augsburgs, Baron Eugen von Seida, beſaß von Titian das Conterfei Margarethens Welſer, der Gemahlin des großen Conrad Peutinger und ſelbſt einer der gelehrteſten Frauen aller Zeiten. — Man glaubt, auch Philippine Welſer ſei heimlich von ihm gemalt worden und die Ebenbilder in der Ambraſſer Sammlung (in Hells Penelope auf 1828 am beſten wiedergegeben) ſeien Copien davon. — Die Beſiegung des ſchmalkaldiſchen Bundes, — Moritzens von Sachſen Belehnung auf dem Weinmarkte zu Augsburg, die Eroberung von Tunis, mußte Tintorett verewigen. Auch dieſe großen Tableau's ſind in den Fürſtenſtuben des Augsburger Rathhauſes, Nebenzimmern des mit Recht berühmten goldenen Saales.

---

19. Schätzlers Gruppe.

Ein herrlicher Ueberreſt jener medicäiſch-Fuggerſchen Kunſtliebe iſt auch die, nun im Schätzleriſchen Garten ſte-

hende, in den edelſten und richtigſten Formen, faſt mit der plaſtiſchen Vollendung der Antike gefertigte Broncegruppe, die man bald mythologiſch, bald allegoriſch, bald gar auf die überſeeiſchen Beſitzungen der Fugger deuten wollte, die aber wohl nur (wie ſo viele Werke des XVI. Jahrhunderts) die brünſtige, heimliche Liebe irgend eines Fugger zu einer zauberiſchen Schönen und den, aus dieſem Bunde hervorgegangenen Sohn bedeutet? — Schon war ſie in Judenhand, ſchon ſollte ſie um den Metallwerth verkauft werden, als der patriotiſche Bankier Baron Schätzler ſie an ſich brachte und in ſeinem Garten aufſtellte. Die Inſchrift auf derſelben lautet: Aus Auftrag und auf Koſten des Grafen Hans Fugger von Kirchheim 1584 in Augsburg geformt durch Hubert Gerard aus den Niederlanden, und durch den Italiener Carlo Pallagio, gegoſſen 1585 durch den Italiener Pietro di Newe und durch den Niederländer Anton Cornelius Mann. — Errichtet auf dem Schloßhofe zu Kirchheim 1590, und an dieſer Stelle aufgerichtet durch Johann Lorenz Freiherrn von Schätzler, königlich bayeriſchen Finanzrath und Abgeordneten Augsburgs zur baieriſchen Ständeverſammlung 1823.

20. Das Vortanzen und die Farben der Jahreszeit.

Der Hauptmann des Bayreuthiſchen Gebirges, Kunz von Wrisberg, fragte ſich 1501, beim Markgrafen von Brandenburg, Burggrafen von Nürnberg an, was für eine Farbe Er den Winter über führen ſolle, um ſich und die Seinigen darnach zu bekleiden?? Man änderte alſo die Kleiderfarben nach der Jahreszeit.

Ueber das Vortanzen gab es ſchon in alten Tagen ernſthaften und blutigen Zwieſpalt. — Heinz von Schirn-

ding, Amtmann zu Hohenberg, ſchrieb 1503 an eben jenen Kunz von Wrisberg, Hauptmann des Gebirges im Fürſtenthume Bayreuth, er habe eine neue Zeitung, daß im warmen Bade eine Hochzeit geweſen ſei, wozu man ihn auch geladen habe, er aber, Gott Lob! nicht dazu gegangen ſei, indem „daſelbſten ſich die Herrn Slick, her Wolff von guttenſtein vnd die herrn pflugen, vmb das forbantzen hart gebundt vnd geſlagen haben, der pflugen ein knechts dot pliben vnd die herrn pfluge vnd guttenſtein von den Slicken gefangen worden vnd gen Elboge gebägt vnd ſich geſtellt vnd beſorgt haben auß dem Lande gefärdt mochten werden dagegen die andern herrn von Plawen (Plauen) etwas ſtark auff waren, do die Slick den ernſt ſahen, haben ſie bj herrn ledig geben vnd bj Slick vnd pflug ſind hart.“ — Die Schlick, Inhaber der berühmten böhmiſchen Bergwerke waren eben damals hartnäckige Bundesfreunde der Herrn von Pflug wider das Hochſtift Bamberg.

XVII.

Direktorium der vorzüglichſten, durch den Freiherrn von Hormayr entdeckten und herausgegebenen Urkunden und Quellen. (Fortſetzung aus dem Taſchenbuche auf 1838).

XIII. Jahrhundert.

1233. Biſchof Heinrichs von Brixen Erklärung, daß Herzog Otto von Meran, für die ihm zugeſicherten Lehen, die Uebergabe des Hofes zu Arams und des Zehents von Ulrichen von Freundsberg verbürgt habe, und beſtimmte Zahlungen und Miniſterialen, die ſich als Geiſeln der richtigen Zahlung nach Brixen ins Einlager ſtellen ſollten ꝛc. (Beitr.)

1233. Herzog Otto von Meran, Pfalzgraf in Burgund, im Begriffe ſelbſt nach Brixen zu kommen, erneuert das, bei ſeiner Belehnung gemachte Verſprechen, dem Hochſtifte Innsbruck die Stadt Innsbruck, und das Gut Ambraß zu überantworten und es zu dieſem Ende völlig frei zu machen, von den Rechten ſeiner Brüder Biſchofs Eckbert von Bamberg und Bertholds Patriarchen von Aquileja. (Arch. 1827.)

1233. Dirmicius, Abt von U. L. Fr. Kloſter bei den Schotten zu Wien, giebt dem Kloſter S. Georgen zu Herzogenburg einen Baugrund zu Wien vor der Stadt,

um 6 Talente und einen jährlichen, auf Michaelis zu entrichtenden Jahrzins. (Wien.)

1330. 20. Septbr. Bernhard von Weilheim leiſtet gegen Biſchof Heinrich von Brixen Verzicht auf das Patronatsrecht über die Kirche zu Telfs. (G. v. Tyr.)

1233. 24. Septbr. Brixen. Biſchof Heinrich von Brixen ſchenkt der Kirche zu Neuzell zu einen Seelgeräth einen Weinberg bei der Kreuzſtraße. (G. v. Tyr.)

1233. 29. Octbr. Sonnenburg. Befreiungs-Privilegium des Biſchofs Heinrich von Brixen für die neuerwählte Aebtiſſin von Sonnenburg über gewiſſe Gerechtſame, welche die Inhaber der Brixen'ſchen Erbämter in Anſpruch genommen haben. (G. v. Tyr.)

1233. Propſt Heinrich, des Stiftes Neuzell, vertauſcht mit Bewilligung des Convents zwei Höfe in Farn und einen in Colles an Heinrich von Guſidaun. (G. v. Tyr.)

1233. 21. Decbr. Schloß Pfeffersberg. Biſchof Heinrich von Brixen beſtätigt ſeinem Dom-Capitel mehrere, von ſeinem Vorgänger Heinrich ihm zugewieſene Naturalleiſtungen, namentlich von den Pfarreien Kolſaß im Inthal und S. Marie im Wippthal (Sterzing) (Beitr.)

1233. zu Neuburg. Die Herzogin Witwe Leopolds des Glorreichen, Theodora, vermacht den Brüdern der Karthauſe S. Johannes zu Seits ein Saum Oel von ihrem Witwenſitze Judenburg. (Taſchb 1812.)

1234. 26. März. Neuhaus. Albrecht, Graf von Tyrol, ertheilt dem Moeſin von Mori, als Vormund der Söhne Bertolots die Inveſtitur mit den, in der Gemeinde Mori gelegenen Güter. (G. v. Tyr.)

1234. Uebereinkunft zwiſchen Ulrich von Taufers und dem Stifte Innichen über den, jedem anfallenden Theil bei Verheirathungen ihrer Leibeigenen. (G. v. Tyr.)

1234. Vergleich zwiſchen dem Propſt des Stiftes Steingaden, dann Heinrich und Ludwig von Tſchars über das Gut Tſchars. (G. v. Tyr.)

1234. 24. Juli Botzen. Vor einem zahlreichen Adel wird auf Verlangen des Grafen Albrecht von Tyrol zu Recht geſprochen, über Maaß und Gewicht des Fleckens Bo-

Digitized by Google

zen (in burgo et extra burgum) über Handel und Niederlage, über den Brückenbau und die Brückenrechte und über die jährliche Ehetheidigung unter dem Alberbaum vor der Marienkirche ꝛc. (Beitr.)

1234. 27. November. Cividad d'Austria. Berthold von Andechs, Patriarch von Aquileja, vergleicht ſich mit ſeinem Neffen Grafen Meinhard von Görz über den Kreuzberg durch das Kanalthal und die Clauſen. (Beitr)

1234. 14. December Trient. Graf Ulrich von Ulten ertheilt den Herren von Campo, die Inveſtitur auf die Beſitzungen zu Preoro und Tegiono. (G. v. Tyr.)

1235. 10. May. Brixen. Heinrich, Biſchof von Brixen, ſchenkt den mindern Ordens-Schweſtern einen Kirchengrund und Ort außer der Stadt gegen die Inſel, Bauhof genannt. (G. v. Tyr.)

1235. (um). Uebereinkunft zwiſchen der Aebtiſſin Sophie von Sonnenburg und Albert von Riſchon über die zwiſchen ihnen ſtreitigen Güter des Burchards von Techingen. (G. v. Tyr.)

1235. Botzen. Volker von Kemnathen verkauft dem Albert von Botzen 3 Weinberge bei Keller und Gries, welchen Verkauf Hugo von Taufers beſtätigt. (G. v. Tyr.)

1235. Innsbruck. Albert, Graf von Tyrol, beſtätigt die von Rudolph Schurfseiſen zu Wolfrathshauſen der Kirche zu Wilthen gemachte Schenkung mit den Kindern der Kunigunde von Kemnathen. (G. v. Tyr.)

1235. 1. October. Schloß Firmian. Die Brüder von Firmian theilen ihre Beſitzungen. (G. v. Tyr.)

1235. 23. October. Brixen. Heinrich, Biſchof von Brixen, ſchenkt dem Kloſter Neuzell zwei Höfe zu Grozenſtein ſammt einem Walde. (G. v. Tyr.)

1235. 10. December. Schloß Wangen-Bellermond. Albrecht, Freiherr von Wangen, befreit das Kloſter Neuſtift für ſeinen eigenen Bedarf von ſeinem Zoll und Mauth zu Botzen. (G. v. Tyr.)

1236. Matrey. Graf Albrecht von Tyrol ſchenkt der Canonie Neuſtift oder Neuzell bei Brixen, zwölf Fuhren Salz von ſeiner Saline zu Thauer. (Beitr.)

1236. 27. Juni. Augsburg. Schutz- und Trutzbündniß

Friedrichs II. mit dem Böhmenkönig Wenzel, mit dem Pfalzgrafen, mit dem Bayerherzog Otto, dem Markgrafen von Brandenburg, den Biſchöfen von Bamberg und Paſſau geſchloſſen, wider den letzten Babenberger Friedrich den Streitbaren, Herzog zu Oeſterreich und Steyer. (Jahrb.)

1236 Juli. Werd. Friedrich der II. verleiht dem Bambergiſchen Flecken Frankenmarkt einen Wochenmarkt. (Archiv.)

1236. im Auguſt im Lager bei Brixen. Friedrich des II. Freiheitsbrief für den Biſchof Berthold von Brixen im Vorüberziehen von Italien ihm ertheilt. Unter den Zeugen, die Grafen Egno von Eppan, Markgraf Heinrich von Burgau, die Landgrafen von Thüringen und Leuchtenberg. (Beitr.)

1237. im Februar. Wien. K. Friedrich der II. beſtätigt Herzog Heinrichs Jaſomirgott Dotations-Urkunde (1161. 22. April) für das Schottenkloſter in Wien. (Wien.)

1237. im März. Wien. K. Friedrich der II. beſtätigt während Friedrich des Streitbaren Aechtung dem Schottenkloſter das, vom Herzog Leopold dem Glorreichen (27. Febr. 1200.) ausgefertigte Privilegium. (Wien.)

1237. April. Wien. Friedrich II. Beſtätigung des Freibriefes Leopolds des Glorreichen von 1203 für die Benediktiner-Abtei Seittenſtetten. (Arch. 1827.) — In dieſer Urkunde ſind keine ſolchen chronologiſchen Fehler wie in vielen andern, die Friedrich zu Wien fertigte und die bald 1236 bald gar 1217 oder 1251 haben, bald mit der Indiction nicht zuſammen gehen, z. B. Hormayrs Geſchichte Wiens, Urk. Nr. 25. Petz **cod. dipl. hist. epist. II. rg.** 90. Ludwig **reliq. manuscript IV.** 254. 258. **Mon. boic. IV. 444. etc.**

1237. im April. Wien. K. Friedrichs II. Majeſtätsbrief für die Stadt Wien, unter goldner Bulle, da ſie ſich von dem geächteten Herzog Friedrich dem Streitbaren hinweg, Kaiſer und Reich unmittelbar unterworfen hatte, gegeben im April 1237. zu Wien; dann außer Kraft geſetzt nach der Verſöhnung und Wiedereinſetzung des Herzogs 1239; endlich erneuert, nach ſeinem Tode und nach der Erlöſchung des babenbergiſchen Stam-

mes, 1247. (Wien.) Bereits öfters aber verfälſcht gedruckt, ſeit Cuſpinians Auſtria und Fuggers Ehrenſpiegel auch in Lambachers Interregnum, Lazius, aus dem herrlichen Copialbuch, oder Handfeſte der Stadt Wien, da „Eiſenbuch.“ — Die Charactere aus den Tagen Friedrichs des Schönen. Original exiſtirt längſt keins mehr, ſo wie Wien von ſeinen Gründern, den Babenbergern keine einzige Urkunde mehr hat. Wahrſcheinlich ſeit Albrecht I., als er Wien, das Friedrich II. und Rudolph I. zur freien Reichsſtadt erhoben, zur landſäßigen Unterwerfung genöthigt und auf dem Kahlenberg ſeine Freiheiten („ſo ſie nur einen Pfenning werth waren,“ ſagt Horneck), zerriſſen hat. Außer Neuſtadt hat faſt gar keine Stadt noch einen Brief der Babenberger. Sie ſind wohl in ſpätern genannt, ſehr wenige eingeſchaltet. Nur das Münchner Archiv kann die großen Lücken füllen, vorzüglich aus den Paſſauer Urkunden, die ſelbſt viele der älteſten von K. Florian, Kremsmünſter, S. Pölten und Göttweih in ſich begreifen, als Paſſauer Stiftungen, oder Inkorporationen. Rettenbacher und Bachmayer nahmen ihre Kremsmünſterer Urkunden nicht aus den Originalen, ſondern blos aus den Abſchriften eines alten **Codex Tradition.**

1237. Entwurf eines, der goldenen Bulle, welche Wien zur freien Reichsſtadt erhob, vollkommen gleichlautenden Freiheitsbriefes Friedrichs II. für die Neuſtadt. (Arch. 1827.)

1237. April. Enns. Friedrich II beſtätigt den Steyermärkern die Freiheitsbriefe, Rechte und Gewohnheiten, die ſie durch ihren letzten Herzog Ottokar und deſſen Erben Herzog Leopold von Oeſterreich erhalten. Die Steyermark ſolle künftig unmittelbar bei Kaiſer und Reich bleiben und ſollte ſie deſſen ungeachtet wieder als beſonderes Herzogthum zu Reichslehen gegeben werden, ſollte ſie immer einen eigenen Herzog haben. (Taſch. 1813. Lünig **cod. germ. dipl.** höchſt fehlerhaft wie immer.)

1237. April. Efferding. Friedrich II. ertheilt ſeinem getreuen Wülfing von Stubenberg die Freiheit, von ſeinem

Eigen eine Morgengabe zu beſtimmen, welche und ſo groß er wolle. — (Preißfr.)

1237. 23. May. Wien. Biſchof Eckbert von Bamberg, Reichs=Vikar in Oeſterreich und Steyer, wider den geächteten Friedrich den Streitbaren, ſtellt dem Stifte Kloſter=Neuburg die ihm, vom Herzog Heinrich von Mödling geſchenkte, von Friedrich dem Streitbaren widerrechtlich entriſſene Beſitzung Kogelbrunn wieder zurück. (Beitr.)

1237. 12. Auguſt auf dem Marsfelde bei Trient. Lehensausſpruch Friedrichs II. gegen die Veräußerung der Trienter Kirchengüter für den Biſchof Alberich, unter den Zeugen die Brüder Alberich und Ezelin von Romano und Graf Albrecht von Tyrol. (Beitr.)

1237. Auguſt im Lager bei Weilheim. K. Friedrich der II. übernimmt die Schulden Biſchof Rüdigers von Paſſau an die Wechsler von Rom und Siena, gegen den Zoll zu Scharding und gegen die Verleihung der vom Hochſtifte Paſſau an die Babenberger gegebenen Lehen. (Jahrb.)

1237. 20. September. Brixen. Biſchofs Heinrich zu Brixen Ausſpruch über die Nachfolge der Kinder Wilhelms von Velthurns und deſſen Gattin der Gräfin Agnes. (Archiv 1827.)

1237. 29. Sept. Patriarchſtorf. Graf Meinhard von Görz und Iſtrien belehnt ſeinen Schwiegervater Albert Grafen von Tyrol mit allen Lehen, die er vom Patriarchen zu Aquileja und vom Kärnthner Herzoge Bernard inne hat. (Beitr.)

1237. Poppo von Andechs, erwählter Biſchof von Bamberg verleiht 100 Mark aus einem, ihm eröffneten Lehen, ſeinem Neffen Meinhard Grafen von Görz und deſſen neugeborenem Sohne. (Werke II.)

1237. zu Wien. Wahlverkündigung Conrads des IV., Sohnes Friedrichs II., durch die in der Hauptſtadt des geächteten Friedrichs des Streitbaren von Oeſterreich und Steyer verſammelten Fürſten. (Archiv.)

1237. im Lager vor Wien. Kaiſer Friedrich II. hatte in den Irrungen zwiſchen ihm und dem Herzoge Friedrich dem Streitbaren von Oeſterreich den Bürgern der

Neuſtadt, die es mit ihm gehalten, einen Freiheitsbrief mit goldener Bulle ertheilt; dieſes Privilegium wurde von dem Herzoge Friedrich, nachdem er ſich mit dem Kaiſer ausgeſöhnet, und wieder in den Beſitz der Neuſtadt gekommen war, vernichtet; indem er die goldene Bulle davon wegnahm. Als nach dem Tode des Herzogs die Neuſtadt an Kaiſer und Reich kam, baten die Bürger um Wiederausſtellung der Handfeſte, die ihnen der Kaiſer hiemit ausſtellt, (Archiv.)

1238. im Februar. Padua. K. Friedrich II. erlaubt den Hartneid von Pettau, ſeine Tochter Adelheid, die Gemahlin Ulrichs von Montzaris der Salzburgiſchen Kirche zur Miniſterialin zu ſchenken. (Arch. 1827.)

1238. 3. Auguſt. Biſchof Albert von Trient ertheilt den Heinrich von Aſolengo und Conrad von Greifenſtein Inveſtitur mit der Gerichtsbarkeit zu Botzen. (G. v. Tyr.)

1238. 9. Auguſt. Botzen. Albert, Biſchof von Trient, verleiht dem Ulrich von Haſelberg die Inveſtitur mit der Gerichtsbarkeit auf den Ritten. (G. v. Tyr.)

1238. im Auguſt, in der Belagerung Brescias. K. Friedrichs II. Ordnung für die Juden zu Wien, ſeine kaiſerlichen Kammerknechte. (Wien.)

1238. 7. September, Botzen. Berthold Tharant von Tyrol, ladet als Bevollmächtigter Kaiſer Friedrichs, in der Streitſache des Grafen zu Rago wider Martin Bruſer und Johann Wandril, beide Partheien vor ſein Gericht, unter den Alberbaum vor Unſerer Liebfrauenkirche zu Botzen. (G. v. Tyr.)

1238. Spruch Eberhards, kaiſerlichen Hofrichters zu Brixen, über die adelige, zum Hochſtifte daſelbſt miniſterielle Eigenſchaft derer von Vilnöß. (Arch. 1827.)

1239 und 1315. Botzen. Richterſpruch über die Steuerbefreiung Murſins della Mori und Ezelins von Botzen. (Werke II.)

1239. Das Brückenrecht der Eiſackbrücke zu Botzen und wer zum Bau, zum Einhalten und Zuführen verpflichtetet ſei. (Beitr.)

1239. 5. Juni, Neuſtadt. Friedrichs des Streitbaren Freiheitsbrief für ſeine allzeit getreue Neuſtadt, die bei ihm

ausgehalten, „quum imperium et fere totus mundus nos valida manu invaserit.“ Die Bürger ſollen in allen ſeinen Landen mauthfrei ſein und bis zu gänzlicher Erholung von den letzten Kriegsſchäden auch ſteuerfrei, um Mariengeburt einen dreiwöchentlichen Jahrmarkt haben, keine Juden in öffentlichen Aemtern angeſtellt und ihre Töchter oder Muhmen frei verheirathet werden, ohne landesherrliche Einmiſchung. (Werke IV.)

1239. Otto II., Herzog von Meran, beſtätigt der Canonie Neuſtift die Schenkung von Salz aus der Saline von Thaur, die ihr ſein Schwiegervater, Graf Albrecht von Tyrol 1236 machte und die mit Ottos Vermählung mit des Grafen Tochter, (Eliſabeth, als Witwe wieder vermählt mit Gebharden von Hirſchberg) an ihn übergegangen iſt. (Beitr.)

1239. 9. Juni, Innsbruck. Otto II., Herzog von Meran giebt ſeiner Stadt Innsbruck, Niederlagsrechte und Zollfreiheit, auch polizeiliche Satzungen in Gegenwart Grafen Albrechts von Tyrol und vieler Edeln. (Beitr.)

1239. 5. November, Prutz. Schweigher von Reichenberg verkauft dem Grafen Albrecht von Tyrol das Schloß Trasp in Engadein. (Beitr.)

1240. Bündniß Herzog Bernards von Kärnthen mit Egno Herzog von Brixen, gebornem Grafen zu Eppan. (Werke.)

1240. Otto von Schleunz, bekräftigt die Schenkung ſeiner Schweſter Hildegard, an die Ciſterzienſerinnen zu S. Nicola auf der Landſtraße. (Wien.)

1240. 27. April, Trient. Soboger von Tito, Podeſta zu Trient, ertheilt dem Bonifaz von Bolono die Verwilligung das Schloß Turani zu erbauen und zu befeſtigen. (G. v. Tyr.)

1240. May. Nördlingen. — Ausſpruch des R. K. Conrad, daß Egno, erwählter Biſchof von Brixen, nach empfangenen Regalien, alle Aemter ſeines Biſthums, mit Ausnahme der vier vorzüglichſten, verleihen und den Excommunizirten die Lehen verweigern könne. (A. Südd.)

1240. 20. May. Nördlingen. K. Conrads Befehl an das Domcapitel, Stadt und Unterthanen des Hochſtiftes

Brixen und den von ihm belehnten Biſchof Egno, Grafen von Eppan, als ihren Biſchof anzuerkennen und aufzunehmen. (Archiv 1827.)

1240. 22. May. Nördlingen. K. Conrads Spruch, daß Niemanden zuſtehe freies Geleit zu geben durch das Gebiet und den Sprengel Egnor erwählten Biſchof zu Brixen, als ihm ſelbſt und dem Kaiſer. (Arch. 1827.)

1240. 25. Auguſt. Herzog Friedrich der Streitbare von Oeſterreich ertheilt dem ſalzburgiſchen Domkapitel das Privilegium, ſeine Weine und Victualien aus Oeſterreich zu Waſſer und zu Lande zoll- und mauthfrei auszuführen. (Arch. 1827.)

1240. (circa) 2. März, Villach. Hugo (dei gratia dc.) Taufers verzichtet in Gegenwart Meinhards Grafen von Görz und Hermanns Grafen zu Ortenburg auf die Vogtei über mehrere, eigene Leute im Eilerthal, die von Gerlosberg ꝛc. zu Gunſten Erzbiſchof Eberhards von Salzburg. (Arch. 1827.)

1240. 29. September. Andrian, Biſchof Egno dingt Volkmarn von Kemnathen zur Kriegshilfe wider Albrecht Grafen zu Tyrol, ſeinen Vogt. (Werke II.)

1240. im October. Rapoto, Pfalzgraf von Bayern, beurkundet, daß er gegen Siſrid (Siegfried), Biſchof von Regensburg und der Stadt daſelbſt, alle Feindſchaft wegen ſeiner Gefangenſchaft abgelegt, und demſelben das Schloß Itter ſammt dem Dorfe daſelbſt, das Lehen Ramſau und die Güter in Riswegen, die er ungerecht an ſich geriſſen hatte, desgleichen die Vogtei in Brixenthal zurückgeſtellt habe. Auch verſpricht er zwiſchen dem Schloſſe Kufſtein und dem Jochberg keine Feſte zu erbauen und in Hiltegersberg und auf ſeinen Grenzen mit dem gewöhnlichen Zolle zufrieden zu ſein; endlich giebt er dem Biſchofe zum Schadenerſatz die Schlöſſer Schindelberg und Sperten mit allen Zugehörungen. (Archiv.)

1240. (um). Ulrich, Irnfried und Conrad, Gebrüder von Himberg bei Wien, vertragen ſich der Zehenden wegen zu Stadelau, Enzersdorf, Schwadorf und Brunn mit dem Biſchof Rüdiger von Paſſau. (Arch.)

1240. 25. December. Herzog Friedrich der Streitbare be-

ſtätigt dem deutſchen Orden alle, von ſeinem Vater Leopold dem Glorreichen verliehenen, Freiheiten; ertheilt den Ordenshäuſern das Aſilrecht, den Unterthanen deſſelben aber, die Befreiung von Auflagen, ungewöhnlichen Dienſten und der Gerichtsbarkeit mit Ausnahme der Criminalſachen; ferner giebt er dem Orden das freie Schenkrecht, die Befreiung von Steuern und Zöllen und erlaubt zur Unterſtützung des heiligen Landes Gold und Silber einzuwechſeln. Wien am Weihnachtstage bei der feierlichen Verſöhnung mit dem Kaiſer. (Wien.)

1241. 1. März. Paſſau. Friedrich der Streitbare, Herzog von Oeſterreich und Steyer, ertheilt der Kirche von Paſſau das Privilegium, ihre Victualien auf der Donau und dem Inn mauth- und zollfrei aufwärts zu führen. (Archiv.)

1241. 21. März in S. Hartmanns-Capelle zu Brixen. Großer Friedensvertrag zwiſchen dem Biſchof Egno von Brixen, Grafen Albrecht von Tyrol, den Herzog Otto von Meran, Grafen Meinhardt von Görz und Grafen Berthold von Greifsbach, theilweiſe mit eingeſchloſſen, wie auch viele Edelherren und Miniſterialen, die in dem Kriege zwiſchen dem Biſchof und dem Vogt Theil genommen, Zerſtörung der während deſſelben erbauten Raubſchlöſſer und vollkommener Landfrieden ꝛc. (Beitr.)

1241. 30. April. Patriarchsdorf. Frieden zwiſchen dem Brixner Biſchof Egno und Grafen Meinhard von Görz, vermittelt durch Albrecht, Grafen von Tyrol, den Andechſer Berthold, Patriarchen von Aquileja und den Biſchof Ulrich von Trieſt. (Beitr.)

1241. im Juni. Brixen. Ulrich Graf von Ulten, Kreuzfahrer wider die Mongolen giebt ſeinem Vetter Biſchof Egno und der Kirche zu Brixen all ſein Erbgut bei Silz, ja, im ganzen Innthale zwiſchen der Sill, Finſtermünz, dem Wetterſee, dem Thimmelsjoch und Fender im Oetzthale. (Beitr.)

1241. 9. Juni. Sterzing. Hugo von Tauffers und ſeine Gemahlin Adelheid, geborne Gräfin von Eppan, gründen das Hoſpital zu Sterzing vor der Gräfin Oheim Egno erwählten Biſchof zu Brixen, Grafen von Ep-

pan und vor ſeinem Schirmvogt dem Grafen Albrecht von Tyrol. (Beitr.)

1241. Juli. Im Schloſſe Kemnath. Graf Ulrich von Ulten beſtätigt dem Kloſter Wiltau die Schenkungen ſeines Vaſallen Volkmar von Kemnath, ſo wie ſeiner übrigen Saſſen, die zu des Grafen Hauptort Romsberg gehören. (Beitr.)

1241. Des letzten Babenbergers Friedrich des Streitbaren Bekenntniß gegen den Paſſauiſchen Biſchof Rüdiger über ſeine ſämmtlichen, vom Hochſtifte Paſſau tragenden Lehen. (Taſchenbuch 1813.)

1241. 31. Juli. Friedrich der Streitbare ſchenkt dem deutſchen Orden und deſſen Hauſe zu Wien, das Patronatsrecht der Pfarre zu Gumpoldskirchen. (Wien.)

1241. 16. October. Trient. Wiederlöſung der, an die Gebrüder Freiherrn zn Wangen, von dem Hochſtift und der Stadt Trient verpfändeten Güter zu Tramin. (G. v. Tyr.)

1241. 23. November Brixen. Biſchof Egno von Brixen giebt den Brüdern und Schweſtern des Sterzinger Hoſpitals, S. Auguſtins Regel. (Arch. 1327.)

1242. Friedrich II., erklärt die Veroneſer Turiſund und Galvagna in die Acht, weil ſie unter andern Gewaltthaten, auch Urſanna, das Schloß im Längerthale landesfriedensbrüchig überfallen haben. (Archiv. 1827.)

1242. Friedrich II. ladet Herzog Friedrich den Streitbaren mit ſeiner Nichte Gertrud, welcher ſich der Kaiſer zu vermählen gedenkt, nach Villach, da er ſich nicht über die Alpen entfernen könne, ohne hiedurch den Frevelmuth der Lombarden anzureitzen. (Taſch. 1812.)

1242. 15. Juni. Antholz. Biſchof Egno mittelt Frieden zwiſchen ſeinem Lehensmann Arnold von Rodeneck und Hugo von Taufers. (Werke II.)

1242. Juni. Avezzano. Friedrichs II. Beſtätigung des Münzrechtes zu Villach und Grieſen für den Bamberger Biſchof Heinrich, (Arch. 1826.)

1242. 1. Juli. Im Lager vor Klobuk an der Waag in der Verfolgung der Mongolen verleiht Friedrich der Streitbare in Gegenwart ſeiner wehrhafteſten Ritter, das von Heinrichen von Waſſerberg ledig gewordene

Kämmereramt ſammt der Abgabe von der Wiener Münze und der Vogtei von Dornbach, Conraden von Himberg. (Jahrb.)

1242. 25. October. Neweburg (Neuburg). Theodora, Herzogin von Oeſterreich und Steyer, bezeuget, daß ihr Rüdiger, Biſchof von Paſſau, die Donauinſel Hagenau in den Beſitz übergeben hat, welche nach ihrem Tode mit allen Nutzungen und Zugehörden wieder an die Kirche von Paſſau zurückfallen ſolle. (Arch.)

1243. (circa.) Ulrich von Linbrech hatte das Stift Waldſaſſen wegen vier Curien in Tirſchenreuth und einigen, von ſeinen Verwandten Ernfried von Linbrech erkauften Güter vielfältig angefochten, bis endlich, als der R. K. Conrad zu Egger Gericht hielt, entſchieden wurde, darüber die Aeltern des Convents im Capitel zu vernehmen. Was nun dieſe in Gegenwart der Aebte Volcherode und Ozzech für ein Zeugniß ablegten, darüber ließ Abt Eberhard von Waldſaſſen zur künftigen Gedächtniß gegenwärtige Urkunde ausfertigen. (Arch.)

1243. Zu Barolo in Apulien. Auftrag K. Friedrichs II. an Friedrich den Streitbaren und an den Salzburger Erzbiſchof Eberhard, die Irrungen beizulegen zwiſchen dem Kärnthner Herzog Bernard und der Steyeriſchen Frauenabtei Göß bei Leoben. (Taſch. 1812.) Dieſe Urkunde iſt die älteſte deutſche auf Linnenpapier, des Hofbibliotheks-Cuſtos Schwandner „Charta linea antiquissima," welcher dieſer Character vergeblich beſtritten worden iſt. — Ihr zunächſt ſteht im Wiener Staats-Archiv eine Quittanz Albrechts Grafen von Görz an ſeinen Bruder, den Kärnthner Herzog Meinhard am 22. Nov. 1287, dann ein, vom 29. Juni 1315 datirter Brief Herzog Leopolds des Glorreichen, endlich eine Schenkurkunde Heinrichs von Kärnthen-Tyrol, Prätendenten von Böhmen für den Insbrucker Bürger Conrad von Plonſchilt in lateiniſcher Sprache vom 15. October 1307 zu Insbruck datirt.

1243. 4. Februar. Friedrich der Streitbare, Herzog zu Oeſterreich und Steyer beſtätigt das Hoſpital des heiligen Geiſtesordens vor dem Kärnthner Thor jenſeits der Wien. (Wien).

1243. 3. März. Sterzing. Biſchof Egno zu Brixen belehnt den Grafen Albrecht von Tyrol mit der Burg Reifeneck im Wippthal. (Beitr.)

1243. 24. Novbr. Verburg Matſch. Die Brüder Gebhard und Conrad, Söhne weiland Herrn Gebhards von Venuſta (Vintſchgau) ſenden auf und ſtellen zurück Hartwig, Vogten von Matſch alle ſeine Lehen in dem Gebiete von Pormio und Boſchinvo, und in den Bisthümern Como und Brescia. (Werke.)

1244. Bündniß Biſchof Egnos von Brixen und der mächtigen Gebrüder Berald und Friedrich von Wangen. (Werke.)

1244. 9. Februar. Paſſau. Friedrichs des Streitbaren, Herzog von Oeſterreich und Steyer, Uebereinkunft mit dem Rüdiger, Biſchof von Paſſau, wegen der Theilung der aus den Ehen der beiderſeitigen Miniſterialen entſproſſenen Kinder. (Archiv.)

1344. 6. März. König Bela IV. von Ungarn ſchenkt dem bei der Wiederkehr in ſein Reich, nach dem großen Einfalle der Mongolen, um ihn nebſt den Johannitern und Templern wohl verdienten deutſchen Orden, die Bezirke Keſzthely, Suk und Zela mit allen Zugehörungen und Freiheiten, welche die Unterthanen der Templer und Johanniter in ſeinem Reiche genießen, auch ſchenkt er demſelben eine Hube im Dorfe Scymey mit den Weingärten des Grafen Alexander daſelbſt, mit Nachlaß der davon dem Könige gebührenden Abgaben. (Wien).

1244. Neuſtadt. Friedrich der Streitbare bezeuget, daß Heinrich der Schenk von Habesbach, die Eigenſchaft des Schloſſes Lichtenberg, dem Salzburger Erzbiſchof Eberhard verkauft habe. (Arch. 1827.)

1244. 1. May. Würzburg. Hermann, Biſchof zu Würzburg, ertheilt auf die Dazwiſchenkunft der würdigen Schweſter Margaretha, geweſenen römiſchen Königin, dem Nonnenſtifte S. Markus in der Vorſtadt Bleich zu Würzburg verſchiedene Freiheiten. (Archiv.)

1244. 28. May. Starhemberg. Freiheitsbrief Friedrichs des Streitbaren für die Neuſtadt, zum Lohne ihrer

ſtandhaften Treue, vorzüglich in Handels= und Zollſa=
chen. (Werke IV.)

1244. 28. May. Burg Starhemberg. Freiheitsbrief Frie=
drichs des Streitbaren für die Neuſtadt, Errichtung
einer Poſtanſtalt, Beſtimmung des Zollſatzes für die
Kaufleute von Venedig, Wien, Frieſach, Judenburg,
Heimburg, Grutz und Leoben. (Taſchenb. 1812.)

1244. 17. Juni. Herzog Friedrich der Streitbare beſtätigt
die Befreiung der Einkünfte des Wiener Schottenklo=
ſters von der Landtaidigung und von der Marchmauth.
(Wien).

1244. 22. Juni. Brixen. Egno, Biſchof von Brixen, be=
fiehlt dem Abt Heinrich von Witten, die Salzarbeiter
an der Saline zu Thauer, durch Kirchenſtrafen anzu=
halten, die Feiertage zu ehren. (Beitr.)

(Die Fortſetzung folgt.)

Grimma, gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags=Comptoirs.

Druckfehler.

S. 25 Z. 10 ſtatt: — deſſen — iſt zu leſen: ohne deſſen.
— 27 — 8 — — vor — = = = nach.
— 36 — 5 von unten ſtatt: — 1804—1805 — iſt zu leſen: 1804—105, — ſeine Worte.
— 36 — 3 — — — — 16 Jahre — iſt zu l. — 26 Jahre.
— 36 — 9 — — — - päſtlichen — iſt zu l. — päbſtlichen.
— 37 — 19 — — — — débarque — iſt zu l. — debarqué.
— 41 — 4 von oben ſtatt: — welche — iſt zu l. — welches.
— 41 — 16 — — — — Carrière — iſt zu l. — Barrière.
— 42 — 9 — — — — engliſche Räumung — iſt zu l. — völlige Räumung.
— 47 — 4 — — — — gegen Rußland — iſt zu l. — gegen die übermächtige, antibouapar.iſche Parthei in Rußland.
— 48 — 7 — — — — dritthalb — iſt zu l. — vierthalb.
— 48 — 16 — — — — und durch — iſt zu l. — und nur durch.
— 51 — 3 — — — — nächſten Augenblick — iſt zu l. — nächſten Augenmerk.
— 52 — 3 von unten — — Unordnung — iſt zu l. — Unterordnung.
— 67 — 12 — — — — theat — iſt zu l. — that.
— 68 — 6 — — — — pour que — iſt zu l. — pourquoi.
— 104 — 11 — — — — ungerechten — iſt zu l. — unlgückſeligen.
— 129 — 16 von oben — — Mähren — iſt zu l — nach Mähren.
— 132 — 17 — — — — Erfindungsgeiſt — iſt zu l. — Erfindungsgeiſt und Heldenmuth.
— 159 — 10 von unten — — calumuiare — iſt zu l. — Grundſatz: calumuiare.
— 180 — 9 — — — — iſt das Glück — iſt zu l. — iſt dieſes das Glück.
— 192 — 7 — — — — Anwendung — iſt zu l. — Abwendung.
— 194 — 5 — — — — auch einen Wittelsbacher — iſt zu l. der Winterkönig und noch einen Wittelsbacher.
— 259 — 19 — — — — Larisbrücke — iſt zu l. — Lavisbrücke.
— 267 — 18 — — — — hunnitariſchen — iſt zu l. — hunnivariſchen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

72.

by Google